

Mittheilungen

über

Goethe.

Zweiter Band.

Mittheilungen

über

Goethe.

Aus

mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherz. Sächsischem Geheimen Hofrathe und Ober-Bibliothekar.



Zweiter Band.



Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

Inhalt.

Vorerinnerung.

In Goethe's Leben lassen sich mehrere Epochen unterscheiden, deren jede zwar ihren besonderen Charakter hat, der aber doch nur als gesteigerte Nüance einer und derselben Hauptfarbe anzusprechen ist.

Die drei ersten: Kindheit, Knabenjahre und Jünglingsalter umfassend, vom Jahre 1749 bis 1775, hat G. selbst sehr ausführlich geschildert, und sie liegen uns so klar als ein Continuum vor Augen, daß in dem Uebergehen des Einen zum Andern keine Lücke oder Mangel an Zusammenhang wahrzunehmen seyn möchte.

Die folgende des jungen Mannes hingegen, von seinem Eintritt in die große bewegte Welt, in das Weimarische Hof- und Staatsleben, bis zu seiner Reise nach Italien, von 1775 bis 1786, gerade die interessanteste für seine politische wie sociale Bildung und so zu sagen die Zeit seiner Lehrjahre, ist uns nur stellenweis und problematisch bekannt, indem Tradition und Mährchen sie, anstatt mit objectiver Wahrheit, meist nur mit subjectiver Dichtung ausfüllen.

Er selbst konnte und wollte sie nicht schildern, da er früher, als noch darin befangen, kein Urtheil darüber hatte,

bei späterer Betrachtung aber Verhältnisse hätte berühren müssen, die zu entwickeln weder seine Pietät, noch seine Discretion ihm erlaubte.

Die darauf eintretende Epoche seiner Kunststudien, gleichsam die academischen Jahre derselben, liegt aber wiederum so klar und deutlich vor uns aufgeschlagen in den Tagebüchern seiner Reise und seines Aufenthalts in Italien, daß wir ihn Schritt vor Schritt begleiten können, und aus diesem vollständigsten und aufrichtigsten Manual über tägliche Einnahme und Ausgabe seines Geistes den Vermögenszustand desselben und den davon gemachten Gebrauch zu beurtheilen im Stande sind, wie bei keinem andern Dichter.

Die nächste Epoche, die mit seiner Rückkehr, 1788, aus Italien beginnt, und deren Gipfel in der schönen beispiellosen Wechselwirkung mit Schiller erscheint, die in der Correspondenz mit diesem sich dramatisch, Scene für Scene, abspielt, dauert bis zum Hinscheiden seines Freundes, 1805, und wird, außer den factischen Documenten, noch durch die summarische Relation in den Tag- und Jahresheften [Bd. XXXI—XXXII.] so protokollirt und controlirt, daß uns beinahe kein Wunsch nach näherer Kenntniß übrig gelassen ist.

Die zunächst an diese sich anschließende, von der Invasion der Franzosen, 1806, bis zur Befreiung Deutschlands, 1814, legt sich mit ziemlicher Ausführlichkeit sowohl in jenen Heften, als in dem Briefwechsel mit Zelter uns vor Augen. Es ist eine winterliche Zeit, aber trotz der ungünstigen Witterung doch nicht leer an mannigfaltiger Thätigkeit, an Freuden und Genuß, wie sie auch diese Zeit

der Einkehr in sich selbst vielleicht um so inniger und gemüthlicher zu bieten vermag.

Vom Jahre der Befreiung aber beginnt gewissermaßen ein neuer Lenz des Geistes, und wie in Jahren von ausgezeichnet gelinder Witterung auch im Spätherbst wiederum Frühblumen aufgehen, die Bäume zum zweiten Mal ausschlagen, blühen und sogar genießbare Früchte reifen: so eröffnet sich ein ästhetischer Zier- und Lustgarten, neben einem scientifischen Frucht- und Nutzgarten in dem west-östlichen Divan und in den Heften für Kunst und Alterthum, wie in denen zur Morphologie und Naturwissenschaft; ja der unerwartete proventus schließt mit einem Erzeugniß, das nur in der Dauer eines achtzigjährigen Zeitraums, nicht ungleich der Aloe, zu völliger Blumenkrone gedeihen mochte, mit der Hauptsumme seines ganzen Lebens, dem Faust.

Von dieser letzten Epoche reden und zeugen die vorliegenden Thatsachen selbst, und die Berichte Anderer belegen sie mit hinreichender Ausführlichkeit.

Es bleibt demnach nur jene erste Weimarische Epoche übrig, von der uns genauere, und wenn auch nicht ganz *umständliche*, doch zuverlässige Nachrichten erwünscht seyn müssen. Denn wie die Zeit, worin ein edler Wein als Most geschäumt und gegoren hat, für seinen Decurs zur Trinkbarkeit die bedeutendste und interessanteste ist, indem eine Spur von dem, was indessen um ihn vorging und wirkte, ihm anhaftet und einwohnt: so sind auch die Schulen, die einer durchgegangen, die Prüfungen, die er ausgestanden, nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung seines innern Wesens, seiner äußern Erscheinung, und geben sich jedenfalls in eigenthümlichen Wirkungen zu erkennen.

Und so dürfte es wohl kein überflüssiges, kein tadelnswerthes Unternehmen seyn, wenn ich es wage, im Rücken des Meisters, der es allein gekonnt hätte, zu versuchen, ob nicht aus seinen eigenen authentischen Daten, aus den zerstreuten, aber nicht unzuverlässigen Nachrichten seiner Freunde, ja selbst aus nur hingeworfenen Winken und leisen Andeutungen, eine ungefähre Skizze jener Jahre zu entwerfen seyn könnte, die, ohne sich eine vollkommene Congruität mit der Wirklichkeit anzumaßen, doch nicht aller Wahrheit und Wahrscheinlichkeit ermangeln und für etwas mehr als blos subjective Auffassung und Darstellung gelten möchte.

Jedenfalls ist es doch gut, einmal Urkunden an's Licht zu ziehen, die im Stande sind, wenn nicht Alles, doch Vieles, ja das Meiste aufzuklären, was in dem Leben eines so außerordentlichen Mannes bisher räthselhaft, problematisch, und der wunderlichsten Auslegung und Mißdeutung unterworfen blieb.

Wenigstens dürften gewisse Vorurtheile, vor aller genauern Kenntniß und Untersuchung der Sache gefaßt, zunächst zum Schweigen gebracht und in ihrem fernern Umsichgreifen gehindert werden; auch die wortführende, stets voreilige Kritik sich von nun an ein heidnisches ἐπέχω oder **non liquet** selbst zurufen, wenn ihr das christliche „Richtet nicht" zu gemein däuchtet.

I. Weimarische Zustände.

Anna Amalia, Carl August, Louise, Goethe.

Wie die Mütter von der größten Bedeutung für die geistigen Anlagen der Söhne sind, und sich dieses durch die Geschichte der großen Männer aller Zeiten bewährt (*); so wurden auch zwei deutsche Mütter durch ihre Söhne für das kleine Weimar von weltgeschichtlicher Bedeutung: die Mutter Carl August's und Goethe's Mutter.

Anna Amalia, eine Urenkelblüthe des Hauses Este und *Nichte* des großen Friedrich II., war vom Schicksal *ausersehen*, nicht nur den Ruhm ihres Stammhauses zu vermehren, sondern auch den eines kleinen Landes, einer unscheinbaren Stadt neu zu gründen und durch diese die literarische Renommée der Deutschen zum Ruhme zu steigern und ihn weit über die Grenzen ihrer Herrschaft hinaus zu erheben und zu verbreiten.

(*) „Humor und Talente, sagt Herder, hat man von der Mutter, die festen Theile der Organisation vom Vater."
Raumer's hist. Taschb. X. S. 376.

Sie brachte in den uralten sächsischen Fürstenstamm ein frisches, heiteres Geblüt und schenkte dem Lande in ihrem Erstgebornen einen Prinzen, mit dem eine neue Aera für die Geschichte seines Landes sowohl, als der deutschen Literatur überhaupt beginnen sollte.

Durch ihre vormundschaftliche Regierung kam über Hof, Stadt und Land einer der Hauptvortheile und Gewinne, die man allgemein einer weiblichen Regierung zugesteht und nachrühmt. Nicht nur, daß unnöthige Strenge und Härte aufhörte; es verbreitete sich nun auch, durch eine bisher ungewohnte Milde und Humanität, mehr Heiterkeit und Lebenslust über das Land, ausgehend von einer jungen, schönen, liebenswürdigen, geistreichen und jovialen Fürstin, der Jedermann zu dienen und zu gefallen sich bestrebte. Die tüchtigsten, geschicktesten, vortrefflichsten Männer jeder Art wußte sie selbst um ihren Thron zu versammeln, von dem nur die Grazie den Rosenscepter senkte, und Alle wetteiferten, sich ihr nützlich und angenehm zu machen.

Von ihren vielen und großen Verdiensten um die materielle Wohlfahrt des anfangs durch die Kriegsläufte und Calamitäten sehr bedrängten Landes, wie um die Erziehung ihrer Söhne und der dadurch gegebenen Veranlassung, Weimar zu einem Sitz der Musen und aller Musenkünste zu erheben, hat vor Andern Goethe selbst so bündig als gründlich geschrieben, daß sein Aufsatz [XXXII, 223 u. ff.] allen nachfolgenden detaillirtern Lebensbeschreibungen nur zum Text dienen konnte und mußte; weswegen hier füglich auf ihn zu verweisen seyn dürfte.

Dieser genialen und jovialen Fürstin Amalia demnach, in Verbindung mit ihrem Erstgebornen ebenso herrlich von

der Natur ausgestatteten Sohne, verdankt Weimar die Entwickelung alles dessen, was im deutschen Wesen von Originalität, Genialität und lebensfrohem Humor zu finden war und nach Aeußerung und Entfaltung strebte.

In der edlen Freiheit und Natürlichkeit ihres Hofes blühete es auf und verbreitete seine wohlthätigen Wirkungen auch durch das übrige Deutschland.

Zum ersten Mal war es wieder ein deutscher Hof, an dem deutsche Sprache, Gesinnung und Sitte frei und selbstständig sich zeigen durften, und ein verdientes Uebergewicht über die ausländischen Formen gewannen. Eine strengere Etikette, ein steiferes Ceremoniel! und die deutsche Muse wäre noch länger in der Dienstbarkeit des Auslandes geblieben, hätte sich schwerlich von gelehrter Pedanterie, oder philisterhafter Geschmacklosigkeit gereinigt, wäre nur spät oder nie zu einer Unabhängigkeit, zu einem nationalen Charakter gelangt, wodurch allein sie sich Werth, Würde und Ansehen begründen und erhalten konnte.

Nachdem ihr in der ersten Jugend alle mögliche Freiheit zu allseitiger Entwickelung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gelassen worden, wie solche sich nicht nur in G's., sondern auch in v. Einsiedel's, v. Seckendorf's, Merck's und anderer Weimarischen Schöngeister Productionen der ersten Epoche ausspricht, konnte eine sonst zu frühe Regelung und Bemessenheit nicht mehr schaden; vielmehr wirkte die Vereinigung aristokratischer und demokratischer Elemente, wie sie durch den Charakter und die Individualität der fürstlichen Personen gegeben war, eine angenehme, wohlthuende Mischung von Popularität und Würde, von Heiterkeit und Ernst;

wozu denn auch die äußern Zeitverhältnisse das ihrige mitwirkten.

Diesem glücklichen Temperament verdanken wir die zuerst eine neue Epoche beginnenden Dichtungen Iphigenien und Tasso, obschon ihre Vollendung erst nach dem für G's. Muse so entscheidenden Jahr 1786 zu setzen ist. Denn nicht nur für ihn selbst und seine sittliche und künstlerische Ausbildung war die Reise und der Aufenthalt in Italien von der größten Wichtigkeit; der eigene Gewinn war zugleich ein Gewinn für die gesammte deutsche Literatur, die nach seinem Vorbilde eine Richtung nach der classischen Seite nahm und überhaupt eine größere Vielseitigkeit gewann, indem alle Gattungen der Poesie und Prosa zur Ansprache und Behandlung gelangten.

Man hat den Weimarischen Hof schon oft mit dem von Ferrara zu Zeiten Ariost's und Tasso's verglichen, und dieser Vergleich ist fast zur stehenden Phrase geworden, womit man Weimar zu beloben gedenkt. Allerdings läßt sich Goethe's Ausspruch: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß", auf Weimar anwenden, das erst durch seine Fürsten zu Ansehen, Namen und Ruhm gelangt ist; sonst aber wird durch die Parallelisirung dem deutschen Hofe gerade das entzogen, wodurch er sich vor jenem auszeichnet.

Das Weimarische Hofverhältniß ist ein viel naiveres, unschuldigeres, von einem sittlich-ästhetischeren Charakter, von ungleich bedeutenderen literarischen und politischen Folgen und Wirkungen als das des italiänischen Hofes; die Stellung der deutschen Dichter zu ihrem Fürsten freier, ehrenhafter, humaner.

Eine so wundersame Constellation deutscher Gestirne, einer Fürstin wie Anna Amalia, eines fürstlichen Sohnes und Regenten wie Carl August, einer fürstlichen Gemahlin wie Louise, in dem Widerschein eines geistigen Polarlichts, wie es der poetische Genius Goethe's ausströmte, das jene ebenso verherrlichte, wie es durch sie verherrlicht ward, offenbart sich eine viel besondrere Gunst der Weltgeschicke, die sowohl an das Gemüth redet, als dem Verstande Stoff und Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen gewährt.

In der Geschichte wird sich kein völlig congruirender Gleichfall nachweisen lassen, und jener behält immer ein rein individuelles Ansehen, das in dem Charakter der Personen und der Zeitumstände liegt.

Denn obschon die Aufnahme und Anstellung eines jungen Gelehrten wie G. am Weimarischen Hofe nicht ohne Beispiel und Vorgang bei andern Höfen war, indem bereits Friedrich der Große — mit dessen Regierungsantritt eigentlich die deutsche Literatur, ohne daß er sie kannte und geradezu förderte, einen neuen Aufschwung nahm und bedeutendere Richtungen verfolgte — geistreiche und gelehrte Männer des Auslandes um seine Person versammelte; obgleich andere Fürsten ihm nachahmend und nachfolgend ebenfalls nicht blos gelehrte und eigentliche geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste nahmen, um durch ihre Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen: so fehlte es diesem mehr äußerlich zusammengehaltenen, als innerlich verbundenen intelligenten Comitat, an einem eigenen, innern productiven Lebenspunkt, aus dem neue und wahre Schöpfungen sich organisch hätten entwickeln können.

Nur in der Congenialität zweier in sich zwar verschieden organisirter, aber darum zur Ergänzung einander bedürfender Naturen von einerlei Triebe des Schaffens und Bildens beseelt, und in der gegenseitig wechselnden Co- und Subordination lag die Möglichkeit eines Gesammtwirkens aus Einem Princip nach verschiedenen Seiten.

Ein junger Fürst von den edelsten Anlagen, entsprossen aus dem vereinten Geblüt zwei der ältesten Dynastien Deutschlands, Erbe des Ruhms von glorreichen Ahnen, der aber:

„Was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt." [II, 150.]

— und ein ebenfalls junges, feuriges Dichter-Genie von selten vereinigten Naturgaben, ausgestattet mit Charakter und Persönlichkeit, mit Phantasie und Temperament, einziger Sohn einer ebenfalls genialen und jovialen Mutter, Bürger einer uralten, weltberühmten Republikstadt von aristokratisch-demokratischer Mischung, sollten — ein Wunder für jene Zeiten — durch geistige Wahlverwandtschaft sich einander anziehen, in Liebe und Freundschaft sich verbinden, um durch gemeinsame Kräfte ein frisches und neues Lebensprincip in die Sphäre eines kleinen Staates zu bringen, der von harten Mißgeschicken des Krieges und der Jahresläufte, von Calamitäten der Natur und des Verhängnisses, niedergedrückt, nicht allein wieder zu bürgerlicher Wohlfahrt, mehr noch zu geistiger, ästhetisch-sittlicher und intellectueller Bildung erhoben werden mußte.

Schon hieraus dürfte hervorgehen, was so Wenige bedenken, daß bereits in jener ersten, gemeinhin mit dem

Namen Genieperiode mehr geächteten als ihrem wahren Wesen nach erkannten Zeit, G. für das Weimarische Land — nach der, zwar richtigen aber doch seltsame Vorurtheile im Publikum voraussetzenden, Bemerkung eines Recensenten seiner Werke — „wesentlich mehr war als ein bloßer schöngeistiger Maître de plaisir, und einen unendlich reellern Patriotismus beurkundete, als einer jener Enragés, die G'n. als gleichgültigen Kosmopoliten verschrieen haben."

Am vollständigsten würde dies aber hervorgehen, wenn es gleichzeitigen Geschäftsmännern gefallen hätte, auch nur chroniken- und annalistenartig, sowohl die selbstständige als mitwirkende Thätigkeit G's. in den realen Angelegenheiten des Landes, den legislativen wie administrativen, den staats- wie den hauswirthschaftlichen, zu verzeichnen und der Mit- und Nachwelt vor Augen zu legen. Doch eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist. [XLIX, 71.]

Von G. selbst eine solche Schilderung verlangen, hieße seiner Bescheidenheit und Discretion zu nahe treten: denn er hätte mehr von sich sprechen müssen als erlaubt wird, mehr *von den fürstlichen* Personen als ihr Bewußtseyn genehmigen möchte.

Nachdem er den Zustand Weimars, wie er ihn bei seinem anfänglichen Besuch gefunden, im Allgemeinen geschildert [XLVIII, 174], begnügt er sich anderswo [XXX, 216] mit der Bemerkung: „was in jenen ersten Zeiten Carl August gewollt und gethan, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben." [XXX, 216.]

„Vielleicht, fährt er fort, sahen die Cotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus: der Erndte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln."

Auch erklärte er gegen Freunde und Theilnehmer, daß die Erzählung jener Zustände und dessen, was darin geschehen und geleistet worden, mährchenhaft und unglaublich vorkommen und erscheinen würde.

Und in der That, wenn man auch nur die zahlreichen aus jener Zeit vorhandenen und zum Theil publicirten Briefe von ihm und andern in chronologischer Folge durchgeht, und das darin enthaltene Detail schicklich an einander reiht; so gewinnt man schon einen schwindelnden Ueberblick durch die Mannigfaltigkeit des, selbst in Momenten des Stockens und Stillstehens, sich regenden und in sich selbst arbeitenden Lebens und Treibens in Ernst und Scherz, in Lust und Trauer, in Geschäft und Spiel, in Studien und Versuchen, wovon unsere in öffentlichen, unästhetischen, blos materiellen Interessen befangene und verwickelte Zeit sich keinen Begriff machen kann.

Gleichwohl könnte man auf diese ersten Jahre der Anwesenheit und Wirksamkeit Goethe's in Weimar, von 1775 bis etwa 1783, wie sie nach der Tradition, die davon im Munde der Einzelnen lebt, und auch wohl in damaligen gedruckten Nachrichten erscheint, die Bemerkung Goethe's anwenden, womit er die Beschreibung seiner letzten Epoche in Frankfurt schließt: „Sollte einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen; so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier, des Vortrags

halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten."

Die Weimarischen Feste, Lustbarkeiten und Scherze, von denen man sich erzählt, hingen auch nicht so zusammen, daß sie eine ununterbrochene Kette oder gar ein Spalier von Immergrün und Jelängerjelieber gebildet hätten. Es mischten sich gar viele ernsthafte, verdrießliche Geschäfte und Händel, auch traurige Vorfälle und Begebenheiten dazwischen. Jene heiteren Momente sind nur wie Lichtpunkte, wie Sterne in dem dunkeln Mantel der Nacht, anzusehen, die sich keineswegs in eine alleinige tagschaffende Sonne zusammendrängen lassen.

Allgemeine und besondere Uebel, Landes-Calamitäten durch Wasserfluthen und Feuersbrünste, Kriegstroublen und politische Klemmen wechselten mit häuslichen Leiden, Krankheiten und Sterbefällen, die jedoch sämmtlich durch Gegenwart des Geistes, festen Charakter, guten Humor, unermüdete Thätigkeit und Ausdauer überwunden oder weniger fühlbar gemacht wurden.

Was insbesondere G'n. betrifft, so litt er anfangs nicht nur körperlich an Zahnreißen und Rheumatismen [Br. an Merck Nr. 48, S. 120.], herrührend von dem rauhen thüringischen Klima, dessen meist zugige oder feuchte Kälte ihn auch in späteren Jahren, zumal in den Wintermonaten November und December, geistig deprimirte; dann eine Zeitlang an dem Mangel einer ihm zusagenden Diät, da sowohl Speisen als Getränke ihm Beschwerde verursachten; noch mehr aber sittlich, durch einen allgemeinen, unglaublichen, fast bis zur

stillen Wuth gehenden Haß (*), der hauptsächlich, seitdem er Geheimerath hieß (1779), von dem Neide der Aristokratie ausging, die ihn auch im Auslande zu verschreien wußte.

Aber auch schon gegen seine Anstellung als Geheimer Legationsrath war Neid und Mißgunst der damaligen Philister, adeliger wie bürgerlicher, dergestalt rege geworden, daß der Fürst selbst für nöthig fand, durch folgende zu den Acten gegebene Erklärung die Unzufriedenen zum Verstummen zu bringen.

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden; so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach **Anciennität**, ich werde ihn immer nur nach **Vertrauen** geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht

(*) Odium Vatinianum nennt ihn Wieland — [Br. an Merck Nr. 80.] Er hätte auch theologicum — bekanntlich das schlimmste und gefährlichste — sagen können: denn sogar die geistlichen Herren ließen es nicht daran fehlen [IV, 366; it. V, 99]. In neuester Zeit trat auch noch das odium Boernianum oder Judaicum hinzu, das freilich schon seit undenklichen Zeiten als ein adversus omnes alios hostile odium überhaupt [Tacit. Hist. V, 5.] ihn nicht ausnehmen konnte. Doch kann man sich mit ihm darüber trösten:

„Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was seyn!" [XLVII, 238.]

mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."*)

*) S. Dr. Vogel: Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 1 u. 2.

II. Goethe's Leben und Wirken.

Daß Goethe in den ersten Jahren seines Hierseyns, außer dem vielen Guten und Schönen, was er, um das Leben anmuthiger und genußreicher zu machen, aus der Fülle seines Geistes beisteuerte, aus eben diesem genialen Triebe auch lustige, übermüthige, ja tolle Streiche ausgehen lassen, Andern dazu Reiz und Anlaß gegeben, braucht nicht geläugnet zu werden, wie es denn auch nicht kann. Er selbst gesteht es [II, 149.], und sein für ihn enthusiasmirter Wieland bezeugt es.

Wer aber möchte nicht der Jugend überhaupt, noch mehr einer geistvollen, das Brausen und Schäumen zugeben, da die Natur selbst es in sie gelegt hat? Der Most, der zum trinkbaren Wein sich läutern soll, muß erst ausgähren. Mitten unter jenen Thorheiten hat sich die Weisheit entwickelt, und bei G. früher als bei der übrigen Gesellschaft. Er war längst wieder ruhig und gesetzt, als es in den andern noch forttobte; aber leider sollte er in der Welt für sie büßen und ihre Schuld auf sich nehmen. [II, 149.]

Um jedoch die damals verbreiteten Gerüchte, die zum Theil in gleichzeitigen Schriften, wie Briefe und Journal-Aufsätze, übergegangen, zum Theil in mündlichen Traditionen

fortgepflanzt, noch gegenwärtig in der Klatsch- und Lesewelt fortwirken, zu widerlegen, zu berichtigen, zu ermäßigen und auf das allenfalls Wahre oder Wahrscheinliche zu reduciren, wird es gerathener seyn, statt einer künstlich poetischen Schilderung jener Zeit, — die einfürallemal nicht möglich seyn möchte, und wenn möglich, doch nur den Durchschnitt und zwar den Quer-, nicht den Längendurchschnitt des Lebens geben könnte, — lieber die eigenen, selbstbewußten Confessionen G's. und seiner nächsten Freunde, die um, an und mit ihm litten und genossen, actenmäßig aus gedruckten und ungedruckten Quellen, soweit sie mir zugänglich waren, im Wesentlichen, wenn auch sonst fragmentarisch, in chronologischer Folge mitzutheilen, und so die Zeit selbst reden zu lassen.

Auf diese Weise dürfte die Erzählung jedenfalls objectiver ausfallen, einem Jeden die Freiheit der eigenen Auffassung und des Selbsturtheils gestatten, auch andere Mehrkundige zu Nachträgen und Ergänzungen veranlassen, und so allererst durch Herbeischaffung des Materials einem künftigen Biographen willkommene und brauchbare Vorarbeit liefern.

Erinnert man sich der besondeien Umstände, unter denen Goethe sich entschloß, der Einladung des fürstlichen Paares nach Weimar zu folgen; gedenkt man der leidenschaftlichen Liebe, die ihn noch immer an Lili fesselte, von der ihn nur allein Vernunftgründe, mit denen aber sein Herz nicht übereinstimmte, gewaltsam fortreißen konnten: dann wird man begreifen, daß es in seinem Innersten noch fortstürmte, daß Hitze und Frost in ihm abwechselten, und diese Schwankung noch lange fortdauerte, bis er es, durch

Zerstreuung und Thätigkeit anderer Art, zu völliger Resignation und Ruhe gebracht hatte.

In diesem psychischen Wechselfieber kam G. nach Wei-
7. Nov. mar den 7. November 1775. Noch an demselbigen Tage erfolgte die glückliche Aussöhnung mit Wieland, der, von G's. Persönlichkeit entzückt, ja in sie verliebt, nach seiner
10. Nov. enthusiastischen Art an Fr. Jacobi unter dem 10. November schreibt: „O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nehmlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß."

Und so gerieth er gleich in den ersten Tagen in das Treiben und Weben des Weimarischen Hofes, so daß er seiner vertrauten Seelenfreundin, der Gräfin Augusta zu Stolberg(*), nur eben mit ein paar Worten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, blos andeutend melden kann.

22. Nov. „Ich erwarte Deine Brüder, o Gustchen! was ist die Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon fast 14 Tage hier im Treiben und Weben des Hofes. Adieu, bald mehr!"

Die Brüder sind noch vor Absendung der wenigen Zeilen
27. Nov. angekommen (**), und melden auf der Rückseite des Blattes:

„Hier wird's uns recht wohl! wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren

(*) S. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Herausgegeben von A. von Binzer. Leipzig b. Brockhaus 1839.

(**) Den 27. November, nach ihren und Wieland's Briefen an Lavater, bei Hegner S. 62. 63.

aus, und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous" (*).

Auch G. ist es: denn er arbeitet bereits auf dessen Zimmer und schreibt an Lavater: 21. Dec.

„Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müd' und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitze ich bei Wieland und will sehen was ich an Dich zusammenstopple, über die mir geschickten Capitel der Physiognomik, kurz genug und, wills Gott, bündig und treffend, das ist alles: denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben und so wird alles gut werden. — Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht alles nach Herzenswunsch."

Von *Jena* aus schreibt er sogleich an den Herzog, der während der Zeit nach Gotha gegangen, aus dessen Antwort sich der Inhalt seines Briefes errathen, noch mehr aber ein freundschaftliches, fast brüderliches Verhältniß zu einander erkennen läßt.

„Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen

(*) Siehe die in der vorigen Note angeführten Briefe.

Felsen auf- und untergehen zu sehen(*), und das zwar mit Dir(**). Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich" rc.

G. folgte der Einladung, und wir sehen ihn am letzten
31. Dec. Tage des Jahres von Erfurt aus an Lavater schreiben: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit und bin tief in See." —

Ungeachtet nun kein tägliches Detail von alledem angegeben werden kann, was G. in dieser kurzen Zeit zur Unterhaltung des Hofes und der denselben besuchenden hohen und vornehmen Personen der Nachbarschaft vorgenommen, noch außer dem „Vorlesen seiner bis dahin noch ungedruckten Werkchen, Einführung des Schlittschuhfahrens und andern

---

(*) Welch tiefes Gefühl der Herzog für diese Naturscenen hatte und bis an sein Ende behielt, zeigt sein Brief an Knebel [Nr. 5.]: „Es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen sieht" rc., und so sah er auch bei seinem eigenen Hinscheiden der scheidenden Sonne nach. Nun liest man wohl auch mit größerem Antheil G's. Gedichte von Dornburg aus in Bd. XLVII, S. 66 u. 68.

(**) „Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit einander", — war der Gegenstand einer colorirten Zeichnung Tischbein's, an die man unwillkührlich bei dieser Stelle erinnert wird, indem sie auf die Situation und das Verhältniß der beiden Genien so wahr als schön sich anwenden läßt. [S. G's. Werke Bd. XXXIX, S. 189.]

guten Geschmacks", so muß er doch auch manche genial-muthwillige und lustige Posse haben ausgehen lassen, weil er selbst zu Anfang des folgenden Jahres an Merck schreibt: 5. Jan.

„Ich treib's hier freilich toll genug, und denk oft an Dich, — bitte Dich, Vater und Mutter ein Bissel zu laden. — Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leiblich betrage."

Und bald darauf: „Ich bin nun in alle Hof- und 22. Jan. politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder wegkönnen. Meine Lage ist vortheilhaft'genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung seyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sch...... dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen" (*).

Daher schreibt Wieland, als Vertrauter, bereits am 26. Januar an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von 26. Jan. hier los, C. A. kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten. — 'S ist aber doch noch nichts Entschiedenes. Der Hof, oder vielmehr seine Liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schad' ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht Nichts verloren."

Inzwischen überwältigte ihn doch in andern Augenblicken eine ernsthaftere, man könnte sagen melancholische

(*) Briefe an Merck Nr. 50, wo aber das Datum falsch ist, indem G. nicht im Januar 1778 etwas an seine Schwester schicken kann, wenn sie bereits im Juni 1777 gestorben ist.

Stimmung, wie die gewesen zu seyn scheint, in der er an
11. Febr. die Gräfin Auguste schreibt: Könntest Du mein Schweigen verstehen! liebstes Gustchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!“ —

Aber Muth und Entschlossenheit kehren zurück, und so
6. März. schreibt er, mit einem alea jacta est, an Lavater:

„Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — vollentschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen“(*).
Und in demselben Sinne, aber in humoristischerem Tone,
8. März. an Merck:

„Schick mir die Matinées(**) wieder, so kriegst Du mehr. Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger

---

(*) Vergl. das Gedicht Bd. II, S. 76, das mit dem Datum den 11. September 1776 sich in Anlage sowohl zu einem Briefe an Merck [Nr. 39, S. 98.] vom 16. Sept. als zu einem unter demselben Datum an Lavater [Nr. 8, S. 22.] befand, mit verschiedenen Lesarten.

(**) So hießen die launig-satyrischen Gedichte, worin die schönen Geister Weimars einander ihre Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten in oftmals derbem Scherze vorzurücken liebten. Eine solche Matinée eines Recensenten von Merck an Wieland hat sich noch erhalten, in den Briefen an und von Merck Nr. 25; desgleichen ein Bruchstück einer von Einsiedel an Knebel in dessen literarischem Nachlaß Bd. I, S. 231. Eine größere von ebendemselben, unter der Aufschrift: „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, am 6. Januar 1776“, welche die sämmtlichen Mitglieder charakterisirt, eignet sich leider nicht zur vollständigen Veröffentlichung, außer der auf G. bezüglichen Stelle:

„Dem Ausbund Aller, dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffenes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.

als der Bursche, der nun ein herrlich Drama auf unsern Leib schreibt. Es geht mit uns Allen gut, denn was schlimm ist, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof habe ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und so immerfort. Ich bin gesund, bis auf den Einfluß des fatalen Wetters, streife was ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen."

Daher meldet Wieland an Merck: 25. März.

„Goethe bleibt nun wohl hier, so lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Nestors Alter währen! Er hat sich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg aussieht (*), und das macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp

---

's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vorn Kopf:
Meint Wunder was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut seyn im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verschanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt" — — rc.

(*) Das ehemalige sogenannte kleine Jägerhaus an der Belvederer'schen Allee, jetzt in ein Stadtgericht umgebaut.

(Seidel) ganz allein sich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht überm Kopfe ganz anzündeten. Er ist auch im Begriff, einen Garten zu kaufen (*). — Gestern Abend ist er auf einmal nach Leipzig abgesurrt, wird aber hoffentlich bald wiederkommen."

4. Apr. W. irrte sich nicht; G. kam den 4. April wieder zurück, und hatte in der Zeit seinen alten Freund Oeser besucht, über Kunst und Kunstgegenstände mit ihm verhandelt, und inzwischen noch den Monolog von Stella geschrieben, und zwar an demselben Tage, an welchem Wieland obiges meldet.

Dieser Monolog, den er sogleich an Augusta gesendet haben muß, beweist, in welcher sentimentalen Stimmung er sich befand, die noch lange anhielt oder im Wechsel ihn be-
10. Apr. fiel, indem er am 10. April an Augusta noch ganz in demselben Tone schreibt: „Krank, Gustchen! dem Tode nah! Gerettet, liebster Engel, und das mir alles auf einmal — zu einer Zeit, wo ich immer dachte: warum schreibt Gustchen nicht? Ist die nicht mehr wie sonst, hat ihr Stella nicht gezeugt, daß ich ihr Alter bin, obschon ich nicht schreibe, denn wie ich jetzt lebe — ach, Engel, es ist Lästerung, wenn ich mit Dir rede, ich will lieber gar nicht beten als mit fremden Gedanken gemischt. — Auch dieß schreib ich in des Herzogs Zimmer, den ich fast nicht verlasse. Mein

(*) Es geschah auch und er nahm den Garten in Besitz den 16. April. „Hab ein liebes Gärtchen vor'm Thore, an der Ilm, schöne Wiesen in einem Thal. Ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen" rc., schreibt er an Gräfin Augusta unter dem 17. Mai, Nr. XIV.

Herz, mein Kopf — ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, so tausendfach sind meine Verhältnisse, und neu und wechselnd, aber gut" ꝛc. — Dennoch hatte er in dieser bewegten Zeit seinen Hans Sachs fertig gemacht, den 27. April.

Und einen Monat später: „Ach, Du nimmst an dem 17. Mai. unsteten Menschen noch Theil, der, seit er Dir nichts von sich schrieb, seltsame Schicksale gehabt hat. Ich fühle, daß ich Dir nicht Alles sagen kann, drum mag ich Nichts sagen." — Doch bald darauf: „Gustchen, könnt' ich Dir von meiner Lage sagen! Die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder —. Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da soviel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt? es hat gewiß vor, mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen. Und jetzt noch seh' ich Alles als Vorbereitung an" ꝛc.

Und einige Tage darauf: „Was wird's werden? ich 24. Mai. hab eben noch viel auszustehen, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte; aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende."

Nun mußte aber doch die Zustimmung seiner Eltern zu dieser Anstellung eingeholt werden, da es anfangs nur auf einen Besuch, gar nicht auf eine Anstellung abgesehen war. Dieß geschah durch folgenden Brief des jungen Freundes, der ihn von Frankfurt abgeholt hatte. 16. März.

„Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es Beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen seyn, meinem

Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thaler in sein Ministerium ziehen. — Gern unternähm ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unsers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden sich noch immer zu wenig denken — —"

Das Decret, das G. zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil ernennt und einem zu Johanni anfangenden Gehalt von 1200 Thalern, ist vom 11. Juni 1776; G. erhielt es den 19. Juni.

Daß G's. Eltern mit seiner Anstellung zufrieden waren,
24. Juli. erhellt aus einem ihrer Briefe an den Consul Schönborn in Algier, worin sie ihm, nicht ohne elterliche Behaglichkeit, das neue Domicilium ihres Sohnes melden:

„Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen jetzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertreten."

In derselben Weise schreibt Goethe's Mutter an Klinger nach Gießen: 26. Mai.

„Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort seyn, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl ist, so gesegne 's ihnen Gott" rc.

Nun schreibt Wieland an Merck: 27. Mai.

„Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour, comme Vous savez und macht uns glücklich, er mache was er will."

Dieses muß damals eine stehende Redensart gewesen seyn: denn mit denselben Worten erkundigt sich bereits eilf Jahre später ein Maltheserritter in Palermo nach Goethe, bei diesem selber, den er nicht wiedererkannte. [XXVIII, 110 f.] So sehr hatte sich inzwischen sein Aussehen verändert.

Was jedoch das Regieren betrifft, so kann dieses, wenn man es nicht von der Direction eines kleinen Gesellschaftstheaters am Hofe verstehen will, in öffentlichen Angelegenheiten bis jetzt wohl nur auf das stete Zusammenseyn G's. mit dem jungen Regenten, auf sein Anrathen, auf Anstalten und persönliche Mithülfe bei Feuersbrünsten sich beziehen, deren allein in der kurzen Zeit vom 16. April bis 22. Mai drei bedeutende vorkommen. Die letzte in Neckeroda beschreibt G. in einem der Briefe an Auguste Nr. XIV.

Nun aber schreibt W. ferner: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement seinen dummen Streich; fragt,

wo er hinkömmt, es sey auf dem Felde oder in der Stadt, sobald er eine halbe Stunde dagewesen, im Vertrauen: habt ihr Feder, Dinte und Papier? und schmiert und schmiert, wie sich's gebührt — und so leben wir, wie Ihr sehet, in die Welt hinein, und befinden uns leidlich als ächte poco-Curanti, in großer Unschuld und Sicherheit, uns sehr verwundernd, daß die Welt soviel Böses von uns sagen soll. Wiewohl das uns (glaube ich) hier am unrechten Ort steht; denn ich bin abgelöſ't, und von mir ist hoffentlich die Rede nicht mehr."

Ist es doch, als wäre W. eifersüchtig auf diese Nachrede, wie auf einen Nachruhm. Doch er wird bald wieder einlenken.

In dieser Zeit also müssen sich nachtheilige Gerüchte über G's. Aufführung in Weimar verbreitet haben: denn man führt auch noch folgende Worte von Merck an:

„Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andre zu hudeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen. Giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?"

Allein bei dieser blos aus Falk's Schrift [S. 145.] entnommenen, sehr nach dessen Idiom lautenden, obschon von dem Herausgeber der beiden Merck'schen Briefsammlungen [S. XVII.] wieder abgedruckten Aeußerung Merck's kommt es noch sehr darauf an zu wissen, wann, wie und wo sie stattgefunden. Im Jahr 1776 kann es nicht gewesen seyn, denn in diesem war Merck nicht in Weimar; später im Jahre 1777, wo er nur bis Wilhelmsthal und Eisenach kam, hätte sie auf keinen Fall mehr gepaßt. Mündlich konnte er

sie demnach auch nicht gegen Wieland aussprechen; also nur schriftlich, und blos auf das vom Grafen Görz und Andern ausgesprengte Gerücht hin; ja vielleicht aus Wieland's soeben hingeworfener Bemerkung erst gefolgert. Dann fiele sie zwischen den 27. Mai und 5. Juli 1776, und Wieland's Brief von letzterem Dato wäre die beruhigende Antwort darauf (*).

„Wegen Goethen bitte ich Sie ewig ruhig zu seyn. 5. Juli. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laß die schäbichten Kerls schwatzen. Graf Görz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht. Nächstens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das erste, was er jetzt zu thun hat, ist sehen. Bis man *1777 zählt*, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen — denn er ist dahinter wie ein Feind — und dann laßt die Kerlchens kommen! Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit (**), im kleinen

(*) Im Jahre 1779, wo Merck endlich, lang' und sehnlichst erwartet, nach Weimar kam und sich längere Zeit dort aufhielt, auch G's. Iphigenie spielen sah, wäre jene Aeußerung ganz außer Zeit und Anlaß gewesen.

(**) — zu der sich G. selbst bekennt, wenn er sich mit einem Huronen vergleicht [XXX, 197]; auch Jacobi, wenn er ihn einen Wehrwolf

Finger mehr Conduite und Savoir faire als alle Hof-Schranzen, Bonifaz-Schleichers und politische Kreuzspinnen zusammengenommen, in Leib und Seele. So lang C. A. lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus; und fehlte uns der, so sind wir noch da und die Welt ist weit."

Wieland fährt fort Mercken zu beruhigen, indem er, was etwa an dem Gerücht Wahres seyn könnte, zugebend es in den Anfang des Goethe'schen Aufenthalts verweist, wo bereits G. selbst es eingestanden hatte durch sein: „Ich treib's hier freilich toll genug."

24. Juli. „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu seyn scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben (*). Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, daß die Cabale gegen Goethen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethen sehr liirt war, — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hoch-

---

nennt, aber ihn bald wieder in aller seiner Liebenswürdigkeit erblickt. [Auserlesene Briefe Bd. I, Nr. 73, S. 210.]

(*) „Es darf sich einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf den Rücken." [V, 353.]

achtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns, und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?" —

Auch Klinger, der inzwischen Lenzen nach Weimar gefolgt war, bestätiget Wieland's Aussage.

„Was soll ich Dir sagen — schreibt er an Christoph Kayser in Zürich — von Goethe, von Wieland? Am Montag (d. 24. Juni) kam ich hier an — lag an Goethe's 24. Juni.
Hals und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge"! und kriegte Küsse von ihm: „toller Junge"! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was von Goethe ist zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen habe, den Du nie imaginiren kannst als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — Steinige den Kerl, der ihn verkennt, wenn er ihn gesehen, an seiner Brust gelegen hat, seinen Geist *umfaßte* und ihn begriff. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! — Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortrefflich und werd' ihn bald sehen. Glaub von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht alles den großen simplen Gang und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen — und Wieland! glaub nicht, daß ich überspannt bin — ich häng' an dem Menschen so stark, daß ich's nie möglich hielt, an einem Menschen so zu hängen. — Laß

Dich von nichts drücken und quälen — sie werden mich hier ruhig machen (*). Wo ich hinseh', ist Heilbalsam für meinen Geist und Herz." ꝛc. —

Von seiner ersten Geschäftsthätigkeit giebt G. selbst
24. Juli. Nachricht an Merck:

„Wir sind hier (in Ilmenau) und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen. Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne. Der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus, und selbst zur Jagd führe ich mein Portefeuille mit. Geht aber auch bald wie sich's gehört. Laß den Wein nur liegen bis zur rechten Zeit und schicke den Rest auch mit. — Wenn wir auf dem Land sind, führen wir die Wirthschaft selbst und befinden uns besser dabei."

Hier zeigt sich schon der ökonomisch-administrative Sinn, der bald in andern Zweigen der Verwaltung zum Vortheil des Fürsten und des Landes sich noch mehr bethätigen, aber ihm auch Feinde und Gegner erwecken sollte.

„Hab mich immer lieb, — fährt er fort, — glaub, daß **ich mir immer gleich bin**. Freilich hab ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die **Welt** freilich

(*) **Klinger** paßte jedoch nicht in jenen Kreis, und G. schreibt unverhohlen an **Merck** [Nr. 37.]: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und es nicht verstand, und ich's nicht erklären konnte noch mochte." Und anderswo: „K. ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität schwüret mit uns, er wird sich herausschwüren." Was denn auch geschah. Er verließ Weimar schon im October und engagirte sich als Theaterdichter bei **Seilern** in Leipzig. [Br. an und **von** Merck Nr. 33. S. 78.] In der Folge jedoch stellte sich das frühere Verhältniß wieder her und verblieb so bis an G's. Ende. Vergl. Bd. XLVII, 195.

keine Freude erlebt. Wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten (*) für'n Kopf, werden aber doch hindurchbringen: denn die Götter sind sichtbar mit uns."

Wieland, der vergessen haben muß, was er vor wenigen Wochen an Merck schrieb, fällt wieder ein entgegengesetztes Urtheil.

„Goethe ist mit dem Herzog noch immer in Ilmenau 12. Aug. und zeichnet Tag und Nacht die ganze Hennebergische Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen hat, so viel von ihm und gegen ihn spricht (**). Bei alledem würde Fielding's Pardridge manchmal den Kopf über ihn schütteln und sein orandum est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln." — Und nach vierzehn Tagen schon wieder anders:

„Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. 24. Aug. Alles geht so gut es kann, und die Welt, die soviel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

Von des Herzogs und Goethe's innigem Zusammen*leben*, von ihren edlen Vorsätzen und Bestreben, Gutes zu wirken, ohne Hast, ohne Geräusch, sich durch Erfahrung leiten zu lassen und auch von der Zukunft etwas zu erwarten, spricht ein gerade in dieser Zeit, und zwar den 3. August 1776, in Ilmenau Morgens unter dem Zeichnen verfertigtes

(*) Auch Wielanden und Aehnliche, die alle Augenblick an ihm irre werden, wie wir sogleich sehen.

(**) Vergl. oben Br. v. 27. Mai.

Gedicht, das in dieser Gestalt, in diesem speciellen Bezug, dem Publikum nicht bekannt geworden, weil G. die Gewohnheit hatte, die gelegentlichen Anlässe zu seinen Gedichten zu verwischen, um sie ins Allgemeinere zu spielen und so einem Jeden auf seine Fälle anwendbar zu machen. [S. Bd. I, 113.] Dabei aber ist der Bezug auch noch aus Discretion verschwiegen, da G. niemals von seinem vertrautern Verhältniß zum Herzog dem Publikum etwas merken ließ.

Dem Schicksal.

„Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit(*) uns gehüllt,

(*) „Dumpfheit haben blos gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und aller Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht stellt." [Tiefurter Journal S. 292.] Daher sagt G.: „Auch mache ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das beste ist." [Br. an Merck Nr. 58; 2. Samml.] Vergl. damit Bd. III, 260.

„Ja das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt."

Desgleichen: „er habe nie über das Denken gedacht." XLVII, 253.

Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

Wieland sah sich genöthigt, sein Wort zurückzunehmen; 7. Oct.
denn er schreibt:

„Goethe ist bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben seyn!" —

Ferner:

„Goethe ist immer der nehmliche — immer wirksam, 17. Oct.
uns Alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnehmung glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.

Hier etwas von ihm, das Ihnen wohlthun wird (*). Es kann als eine Erklärung auf alles, was Dame Fama aus ihren beiden Trompeten von ihm in die Welt hineinträtscht, angesehen werden."

Hören wir Goethe wieder einmal selbst:

„Dein Schicksal (**) drückt mich, schreibt er an Merck, 22. Nov.
da ich so glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahrszeit herum (***), und die Ab-

---

(*) Wahrscheinlich das vorstehende Gedicht.

(**) Ein Hauskreuz, auf das auch Wieland's Brief an Merck [Nr. 36, 2. Samml.] deutet, nämlich der Verlust seines fünfvierteljährigen Töchterchens im October 1776. S. Wagner's Note zu Brief Nr. 41, 1ste Sammlung.

(***) Den 1. November pflanzte er Linden; den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug

wechselungen der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komme in beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen, auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findet sich's nicht wieder so."

Einer jedoch aus dieser tollen Compagnie, die G'n. soviel Spaß zu machen scheint, sollte ihm, wenige Tage nach dieser Bemerkung, einen starken, durch mehrere Tage sich hinziehenden, Verdruß verursachen. Es war der von Goethen und Wieland gehätschelte Lenz, durch einen Streich, den
26. Nov. G. in seinem Tagebuch nicht weiter als mit einer Eselei bezeichnet, wahrscheinlich einen von den „ihm eigenen dummen und Affenstreichen, die ihn oft als schlimmeren Kerl erscheinen ließen, als er war und zu seyn Vermögen hatte." [W. an Merck Nr. 41.] Der Streich müß aber arg gewesen seyn, weil er Lenzen's Entfernung von Weimar veranlaßte. Auf seine schriftliche Bitte am 30. ward ihm nur ein Tag Frist stillschweigend accordirt. Er verschwand auch auf diesen Vorfall so unerwartet wie er aufgetreten war, um anderswo später zu förmlicher Verrücktheit, ja zu völligem Wahnsinn und Raserei überzugehen. [S. Gesammelte Schriften von Lenz, herausg. von L. Tieck, Bd. I, S. CXV u. ff.]

2. Dec. Es war daher ein Glück, daß G. den 2. December nach Leipzig und von hier nach Dessau zu reisen Veranlassung

---

gegen die Jahrszeit; hatte am 15. Probe von den Mitschuldigen, und spielte am 21. in seinen Geschwistern, die er am 26. October erfunden und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht hatte.

fand, oder, wie Wieland es nennt, auf Abenteuer zu ziehen. Unterwegs, hinter Holzweissig, vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmstadt, und Kaufmann (*) eingeholt, blieben sie Alle bis zum 20. December in Wörlitz; dann wurde von Leipzig den 21. der Rückweg nach Weimar von G. und 21. Dec.
dem Herzog durch einen Courierritt in kurzer Zeit von früh halb 7 bis Nachmittag 3 Uhr zurückgelegt. So schloß das Jahr noch mit einem andern Abenteuer, wie es Wieland ahnden mochte.

(*) Ein Abenteurer von Groß-Cophtaischer Art, — Arzt, Intrigant und Herrnhuter — dessen Devise war: „Man kann was man will, man will was man kann", womit er anfänglich Allen zu imponiren wußte. Wie G. zuletzt über ihn dachte, erhellt aus einem Briefe an Lavater vom 6. Juni 1780, bei Hegner S. 127. 128. Weiter unten soll mehr von ihm berichtet werden.

1 7 7 7.

Auch das folgende Jahr 1777 nimmt einen heitern, lustigen Anfang.

„Wir wollen der Herzogin Louise auf ihren Geburtstag auf unsern Bretern ein neu Stück geben und bedürfen dazu eines hintersten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf diesem Prospect gern eine herrliche Gegend vorstellen, mit Hainen, Teichen, wenigen Architecturstücken ꝛc., denn es soll
7. Jan. einen Park bedeuten", schreibt er an Oeser, der auch, nach Weimar kommend, ihr theatralisches Bedürfniß befriedigt. Das Stück war Proserpina, das G. hernach, freventlich wie er selbst gesteht, in den „Triumph der Empfindsamkeit" eingeschaltet und dadurch ihre Wirkung vernichtet hat (*).

Nun heißt es weiter:

„Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen. Es ist ein wunderbar Ding ums Regiment dieser Welt. So einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwegs zu säubern und in Ordnung zu erhalten!" —
5. Jan. schreibt er an Merck und etwas ausführlicher an Lavater:

(*) S. Band XXXI, S. 6.

„In meiner jetzigen Lage weichen alle entfernten Freunde im Nebel; es mag so lange währen als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem, l. Bruder, Gott sey Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe." 8. Jan.

Und bald darauf wieder:

„Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und bin stiller in mir als je, schreibe Niemandem, höre von Niemandem, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts. — Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübchen, da mir draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner übers Thal herüberblasen." 19. Febr.

Ueber diese für G. so nothwendige als natürliche Zurückgezogenheit stimmt aber **Wieland** ein Klagelied an, das sich noch oft wiederholen wird, und für alle ähnliche von andern Freunden erhobene hier einstehen mag.

„**Goethe** und **Herder** sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht dawären. Mit jenem was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte, seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst im Febr.

von ihm ausging, ist politischer Frost (*) um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist Nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns nur selten; wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe."

Hier muß Wielanden sein Gedächtniß ganz verlassen haben. Er denkt nicht an die Aufführung der Proserpina zum Geburtstag der Herzogin, den 30. Januar; nicht an die Ballette, die Redouten-Aufzüge, die Proben und Aufführungen von Stücken wie die Mitschuldigen, Erwin und Elmire, Lila; er vergißt, daß ihn G. den 1., den 9., den 16. Februar besucht und viel mit ihm geschwätzt; sogar daß er am 1. März bei ihm gespeist hat.

Wie nun G. dort nicht vom Genius verlassen, seine Einbildungskraft nicht erloschen, kein politischer Frost um ihn her seyn konnte: so fehlte es ihm hier auch nicht an Mittheilung, wenn er noch schwätzen und mit ihm tafeln mochte. Das Räthsel löst sich, Wielands eignem Geständniß nach (**), da diesem fünf Wochen über peregre erat animus sine corpore velox. Acht Tage abgerechnet, wo er mit Leib und Seele zu Gotha hauste, war er die ganze übrige Zeit in die Welt in ihm verschlungen, und vergaß darüber ganz, daß es sehr interessante Menschen und Sachen außer ihm und ganz nahe um ihn herum gebe.

(*) Daher also datirt sich „die bekannte eben nicht berühmte Kälte", von der bald wieder die Rede seyn wird, und von der man sich noch immer erzählt, wie vom kalten Winter anno 40.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 43. 44, 1. Samml.; it. Nr. 40, 2. Sammlung.

„Sie merken — schließt er nun — daß ich — um es rund heraus zu sagen — in poetischen Geburtswehen gelegen bin" — —

Und was war denn das Product? — Die Oper Rosemunde, die als ein opus musicum ganz gewaltig werden sollte, zuletzt aber, als invitâ Minervâ unternommen, nur als ein vom Autor selbst verwünschtes „dummes Ding" herauskam (*).

Nun nimmt er auch wieder von Andern Notiz und schreibt: 4. Apr.

„Goethe grüßt Sie und läßt Ihnen wissen, daß er fleißig in seinem Garten arbeite und hoffe, daß Sie einst zu ihm kommen und mit Augen sehen und Freude daran haben werden. Zeichnen ist außer'm Pflanzen jetzt sein Lieblingsgeschäft. Sie werden auch hier über die Wunder seines Genies erstaunen. Er zeichnet völlig wie er dichtet und schreibt. Nur sollen Sie seinen Pflanzungen Zeit lassen recht einzuwachsen, ehe Sie kommen."

Die Arbeit in seinem Garten bestand nächst der Bestellung des Bodens in dem Anbau eines Altans, zu dem den 17. März der Grundstein gelegt ward, und auf welchem er bereits den 19. Mai schlief, und sonst Naturphänomene, Gewitter u. s. w. abwartete. Die ganz eigene Anmuth desselben wird späterhin ein Brief Wieland's beschreiben. Der Altan verfiel mit der Zeit dadurch, daß G. seit 1782 sich bei vermehrten Geschäften genöthigt sah, in der Stadt zu wohnen, durch mehrjährige Abwesenheit auf seinen Reisen

(*) S. Briefe an Merck Nr. 32, S. 76; Nr. 40, S. 89, 1. Samml.; u. Nr. 43, S. 102, 1. Samml.

nach Italien, Schlesien, in die Campagne, zur Belagerung von Mainz, sodaß er endlich abgetragen werden mußte, wie es auch mit Waschküche und Holzstall geschah. [Br. an Schiller Nr. 267. (*)] Man sah aber noch längere Zeit die Spuren dieses Anbaues, bis neuere Ausbesserungen sie ganz verwischten.

Die Pflanzungen, von denen hier die Rede ist, sind einmal die noch bestehenden Hecken, die G. um seinen Garten herum anlegen ließ; Eichen und andere Bäume, wie er bereits im vorigen November die Linden gesetzt hatte, die in herrlichem Wuchs emporstrebend noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Einheimische gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte (**).

Die Zeichnungen aus jener Zeit betreffen, außer landschaftlichen Gegenständen, besonders Portraite, sein eignes
24. Juni. und die seiner Freunde, Wieland's, der Frau von Stein, der Fräulein von Waldner, der Corona Schröter und Anderer.

In diesem glücklich zufriedenen Zustand überraschte ihn eine Trauerbotschaft von dem Tode seiner geliebten einzigen,

---

(*) Ein anonymer Klätscher im Morgenblatt 1838, Nr. 226, zweifelt daran, nur um G'n., dem er Künstlerneid Schuld giebt, auch einer Ungefälligkeit gegen Schiller zu bezichtigen, wenn er seinem Freunde das gewünschte Gartenhaus nicht zur Wohnung überließ. Aber es eignete sich nur zu einem Aufenthalt im Sommer und für wenige Personen, nicht für eine ganze Familie von Frau und Kind und Dienerschaft. [S. Brief an Schiller Nr. 267.] Zu jenem Behuf räumte er es ja später gern und willig ein. [Nr. 840.]

(**) Vergl. das treffliche, alles hier Angedeutete bündig zusammenfassende Gedicht in G's. Werken Bd. XLVII, 159.

an den Amtmann Schlosser verheiratheten Schwester Cornelia. —

„Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag.“ — Mit diesen wenigen, aber tiefgefühlten Worten ist der 16. Juni bezeichnet, und die folgenden Tage mit: „Leiden und Träumen.“

An seine Mutter schreibt er später und nur kürzlich: 28. Juni.

„Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, da das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich, sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so beisammen.“ —

Nach vier unruhigen, in allen möglichen Zerstreuungen durch Geschäfte, Hof- und Weltleben hingebrachten Wochen schreibt er an Augusta: 17. Juli.

„Dank Gustchen, daß Du aus Deiner Ruhe mir in die Unruhe des Lebens einen Laut herübergegeben hast:

„Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.“

„So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt, und das bewahrheitet sich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. — Den

Tod meiner Schwester wirst Du wissen. — Mir geht in Allem Alles erwünscht, und leide allein um Andere." —

30. Juli. Um diese Zeit nähert Wieland sich G'n., dem unveränderten, abermals mit einem stillen mentalen pater peccavi:

„Goethe und ich sind seit meinem letztern (Briefe vom 4. April) wieder mehr und näher zusammengerückt — und ich habe ihn wieder gefunden, wie ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte [s. Brief vom 5. Juli 1776.], habe auch mir selber geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr Nichts an ihm irre machen, noch von seiner Liebe scheiden soll!"

Allein Wieland's Betheurungen und Schwüre gleichen denen der Verliebten, deren Falschheit und Bruch Jupiter nicht ahndet, sonst hätte der gute W. nicht so alt werden können: denn wie oft wird man ihn noch irre an G. und abtrünnig werden sehen! Schon wenige Wochen darauf, obwohl er weiß, daß G. mit dem Herzog nach Ilmenau und Eisenach gegangen, und dort in Amtsgeschäften und Jagdzerstreuungen nicht bloß „den Mönch und die Nonne zeichnet, noch auch unter all den Geistern aus der alten Ritterzeit, die auf dieser edlen Burg ihr Wesen haben, sich's recht wohl seyn läßt"; sondern auch, wie W. nicht weniger weiß, „dort an Zahn- und Backengeschwulst comme un damné leidet": so beklagt er sich doch gegen G's. Mutter, daß er ihm kein Lebenszeichen gebe, und setzt hinzu: „Vielleicht macht er's Ihnen auch nicht besser — aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt doch mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden." — Allerdings! un-

gefährt wie W. selber mit allen seinen Eigenheiten ebenfalls ein so liebenswürdiger Mensch Zeit seines Lebens verblieb, als ihn G. in seinem „brüderlichen Andenken“ schildert. [XXXII, 235 ff.]

Wenn nun ein solches Irrwerden an G. einem seiner nächsten Freunde und Stadt- und Hofgenossen begegnet, was hat man erst zu erwarten von Fremden, von allen denen, die G. nicht kannten, nicht sahen, sondern nur früheren völlig erlogenen oder übertriebenen Gerüchten folgten, die, einmal ins Publikum erschollen, sich nur echoartig zu wiederholen und Jahre lang nachzuhallen pflegen; wie man denn, nach mehr als einem halben Seculum, noch genöthigt ist, solche wahnschaffene und vom Wahn geschaffene Trugbilder zu verscheuchen. Nun sage man noch, daß die etablirte und geglaubte Geschichte etwas anderes sey, als eine fable convenue! „Ueberhaupt hat das Publikum nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. Man hört nur uralte Reminiscenzen; von seinem Gange und Fortschritte nehmen die Wenigsten Notiz.“ [Schill. Briefw. Nr. 84. Vergl. Wieland an Merck Nr. 61, 2. Samml.]

Solchen schon über ein Jahr umlaufenden Gerüchten, wie sie der oben bereits angeführte Brief Wieland's erkennen läßt, begegnet nun ein höchst wichtiger, Alles revocirender Brief von Merck selber an eine ungenannte Freundin, die G'n. schätzend durch Alles, was sie über ihn hören mußte, sehr beunruhigt seyn mochte.

„Goethe — heißt es darin — spielt allerdings groß 21. Sept.
Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch

mehr werden. Alles was man aussprengt sind Lügen der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind: denn Flachsland, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen, und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen Herrn und Diener weit (*); allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel."

„Goethe gilt und dirigirt Alles (**) und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen? — G. schreibt mir selten und wenig, wie an Jedermann; Wieland aber desto öfterer. Vielleicht gebe ich Ihnen nächstens nähere Nachricht von G., denn ich hoffe ihn zu sehen. Morgen gehe ich nach Frankfurt und hoffe seinen Alten zu sprechen."

Dieser Brief ist wenige Tage vor Merck's Ankunft in Eisenach geschrieben, welche den 21. September erfolgte.
28. Sept. Sein Aufenthalt dauerte bis zum 28., und in dieser Zeit konnte sich Merck durch Augenschein und vertrauliche Gespräche, deren mehrere, bei Tag und Nacht, in und außer

(*) Denn außer dem vertraulichen Du, dessen sich der Herzog immer gegen G., dieser gegen ihn nur in der ersten Zeit, wenn er mit ihm allein war, bediente, speisten sie oft tête à tête zusammen; ja G. schlief sogar öfters des Nachts in des Herzogs Zimmer, wenigstens in den ersten Jahren, z. B. den 25. December 1775, den 11. März 1776 und sonst noch.

(**) Worte aus Wieland's obigem Briefe vom 27. Mai 1776: „Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein" ꝛc. entnommen.

der Gegenwart des Fürsten geführt wurden, von dem wahren Verhalt der Sache unterrichten.

Daß dieser Unterricht nach seiner Erwartung ausgefallen, erhellt aus der freudigen Antwort Wieland's: 27. Oct.
„über alles Gute, was Merck ihm vom Fürsten, alles Wahre, was er ihm von Goethen, und alles Herzerquickende, was er von dessen gutem Willen gegen ihn (Wieland) gemeldet habe.“ —

Wie läßt sich nun mit allem diesem die obige, Falken blos nachgesprochene, angebliche Aeußerung Merck's zusammenreimen? wann, wie und wo wäre denn Zeit, Ort und Art dazu gewesen? Und hatte sie jemals stattgefunden, wie grundlos war sie, und wie wenig verdiente sie aufgefaßt, und in alle Ewigkeit fortgeschleppt zu werden!

Nicht viel besser steht es mit dem Inhalt eines andern Briefes von Merck an Lavater (*):

„Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Bursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze.“

Dieses Urtheil fußt auf eine halb schriftliche, halb mündliche, nicht sowohl Goethen als vielmehr Herdern imputirende Klage, welche Wieland zuerst in einem Briefe an Merck [Nr. 43, S. 103, 1. Samml.] vorbringt, dann bei seiner gehofften Zusammenkunft mit diesem umständlicher auszuführen gedenkt. Diese erfolgte noch in demselben

(*) In Hegner's Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's, S. 114.

Jahre in der Casa santa, d. h. Goethe's Vaterhause, wo W. und M. vier herrliche Tage verlebten [Nr. 49, S. 122, 1. Samml.]; Merck aber, der auch hier Wieland's überschwenglicher Schilderung zuviel trauen mochte, macht zu kurzen Prozeß und tritt seinem Freund Goethe zunahe, wenn er ihm gleiche Schuld mit Herdern beimißt. Goethe hat Wielanden niemals gedrückt, wie er keinen Menschen drückte, d. h. ihm die Uebergewalt seines Geistes zu fühlen gab, wenn einer sie nicht von selbst fühlte; wohl aber that es Herder(*), der sogar über G. ein Ascendant, bald der Correction, bald der Protection, sich anmaßte und bis zum letzten Augenblick zu behaupten suchte. Der Kleinmuth fällt übrigens Wieland nur als momentane Schwäche und Verzagtheit zur Last, da er anderswo recht gut weiß, was an ihm ist. [Br. an Merck Nr. 69, S. 161, 1. Samml.]

Wozu nun aber solche problematische Aeußerungen noch promulgiren und repetiren? Konnte übrigens Hegner nichts Besseres aus Lavater's Briefsammlungen excerpiren als solche Schnitzel und Brocken außer allem Zusammenhang und ohne richtige Zeitbestimmung, da oft drei, vier Fragmente aus verschiedenen Briefen unter einerlei Datum laufen? Auch ist er Goethen nicht günstig, und so sucht er eben nicht das, was ihn in ein besseres Licht stellt, heraus; im Gegentheil schikanirt er ihn [S. 334.] über den in allen Sprachen vorkommenden Gebrauch des communicativen **Wir**, und noch dazu an der unrechten Stelle [G's. Werke Bd. XXVI, 262.]: denn dort sind, unter wir, Goethe und

(*) S. Wieland's Br. an Merck Nr. 43, S. 103, 1. Samml.; u. Nr. 63, S. 152, 2. Samml.

seine Altersgenossen, Lenz, Klinger u. A. zu verstehen. Niemals braucht G. wir für Ich allein; immer versteht er Andere, um ihn Seyende oder ihm Gleichdenkende, mit darunter. Sogar meine Wenigkeit ist manchmal mitgemeint, wenn er in Briefen an Knebel und Zelter von seinen Beschäftigungen in Carlsbad und Teplitz schreibt.

Bewahre Gott einen Jeden vor solchen Epitomatoren, die ihren Autor kurz und klein und zu einem literarischen Hachis machen! — Doch zurück zur Geschichte!

G. fühlte den Abschied, als er am 28. früh um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinaustrat, nennt es einen dunklen Tag, und hatte noch am 4. October das tiefe Gefühl des Alleinseyns und der gänzlichen Abgeschnittenheit. Blos mit Knebel'n sprach er „über die Armuth des Hofstreibens", überhaupt der Societät. Er war stumpf gegen die Menschen. Nur die Ankunft des Stadthalters schloß ihn für einige Augenblicke auf, aber Grimm's Eintritt wieder zu. Er fühlte es so inniglich, daß — alles Andere bei Seite — er dem Manne nichts zu sagen hatte, der von Petersburg nach Paris geht."

Freilich hatte an dieser Stimmung auch das Zahnübel einige Mitwirkung, indem es ihn hinderte, an den geselligen Vergnügungen des Tanzes, „der ein Vehikel für die Kluft, die ihn von den Menschen trennte, gewesen wäre", Theil zu nehmen. Er mußte fort, da er der Gesellschaft sichtlich zur Last zu seyn glaubte. Er sah den Mond über dem Schlosse und eilte hinauf. Hier, zum letzten Mal auf der reinen, ruhigen Höhe im Rauschen des Herbstwindes, fühlte er das Heimweh nach Weimar, nach seinem Garten, das ihn unten befallen hatte, sich wieder verlieren.

„Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, im Schnee verweht und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier (in Eisenach) habe ich weit weniger gelitten als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfrembung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regieren!!"

10. Oct. So war er denn am 10. October wieder in Weimar angelangt und in seinem Garten; aber nur wenige Tage genoß er die gehoffte Häuslichkeit. Eine Unpäßlichkeit des Herzogs, herrührend von einem vernachlässigten Hundebiß, hielt ihn meist in dessen Nähe; doch speiste dieser bereits am 30. October mit ihm in seinem Garten. Am 7. Nov. besuchte ihn Wieland, wieder einmal ganz zufrieden gestellt, doch wer weiß auf wie lange.

8. Nov. „Ich war gestern Nachmittag bei G. auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht als ob Goethe's Genius das alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte. Wenn doch nur Merck bei uns wäre, und das auch sehen und nießen könnte, sagte ich — das hier! — und das dort! — das wäre so was für ihn! — „Sey ruhig, er wird schon kommen", sagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's sagte, macht, daß ich Sie schon halb gegenwärtig fühlte und etwas von der Wonne vorausgenoß, die mir Ihre Gegenwart und das Coexistiren mit Ihnen und Goethe an

irgend einem freien Morgen oder Abend auf diesem Altan schaffen wird."

Ueber G's. damaligen Gemüthszustand — denn dieser ist von dem unruhigen Treiben und confusen Wesen des gewöhnlichen Lebens allein dasjenige, was nach soviel Jahren uns noch interessiren kann — giebt ein Brief an seine Mutter merkwürdigen Aufschluß.

„Sagen kann ich über die seltsame Nachricht Ihres Briefes (daß nämlich sein Schwager Schlosser sich wieder zu verheirathen gedenke) gar nichts. Mein Herz und Sinn ist zeither so gewohnt, daß das Schicksal Ball mit ihm spielt, daß es für's Neue, es sey Glück oder Unglück, fast gar kein Gefühl mehr hat. Mir ist's als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde (*). Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir dereinst darunter sitzen, Schatten und Früchte haben mögen! Mit meiner Schwester (**) ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben F. wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt von dem um mich jetzo zu sagen: „das ist meine Mutter und meine Geschwister" ꝛc. (***) Was Euch betrifft, so segnet Gott, denn Ihr werdet aufs Neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebessert. —

(*) Merkwürdig! G. pflanzte gerade um diese Zeit Bäume in seinem Garten. Daher das Gleichniß, wie bei ihm immer aus der Nähe, aus der Umgebung, aus der jedesmaligen Beschäftigung hergenommen.

(**) Vergl. G's. Schilderung von ihr in Bd. XLVIII, 99—105.

(***) Anspielung auf Evangelium Matthäi Cap. 12, V. 49.

Mein Haushalt fängt an sich zu ordnen, es ist einem in dem Gartenhüttchen bald wie in einem Schiff auf dem Meere."

Und doch fühlt er sich in diesem Gartenhüttchen so glück-
14. Nov. lich, daß er eines Morgens beim Erwachen in ein Gebet ausbricht:

„Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!"

Nicht lange verblieb er in diesem häuslich-glücklichen Zustande. „Bruder Wolf — meldet Wieland an Merck — ist mit dem Herzog wieder auf Abenteuer. In 14 Tagen sollen sie wieder hier seyn. Das gebe Gott! befinden sich übrigens an Seele und Leib frisch und gesund."

Daß es Abenteuer seyn würden, konnte W. damals noch nicht wissen, sondern nur vermuthen, nach dem Charakter und der Handlungsweise beider congenialen Geister, die ebensowenig Gefahr, Mühe und Beschwerden scheuten, als sie der Lust, dem Scherz, dem Spaß aus dem Wege gingen. Goethe zog auch gar nicht sogleich mit dem Fürsten, sondern erbat sich den Urlaub, erst nach einem kleinen Umweg sich anschließen zu dürfen, aus dem er nach seiner Art und Lust incognito zu reisen ein Geheimniß machte. So
29. Nov. unternahm er denn am 29. November, zwei Tage nach des Herzogs Jagdfahrt, jene berühmte von ihm in Versen besungene [II, S. 64 ff.], in Prosa beschriebene [XXX, S. 218 ff.]

und commentirte Harzreise [XLV, 314—325.], und zwar zu Pferde, die in der vorgerückten winterlichen Jahreszeit, bei den kurzen Tagen und schlechtem Wetter und Wegen nicht ohne Gefahr und Abenteuer ablaufen konnte, und langte den 15. December glücklich in Eisenach an, wo er den Herzog und seine Jagdgesellschaft antreffend sie mit seinen Erlebnissen unterhielt.

Wie umständlich er auch die Reise beschreibt [XXX, S. 218.], so enthält das Tagebuch doch noch einige interessante Züge und Bemerkungen mehr, die wohl der Mittheilung werth seyn dürften.

Beim 7. December, wo G. nach Clausthal kommt, 7. Decbr. findet sich angemerkt: „Seltsame Empfindungen, aus der Reichsstadt (Frankfurt), die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdischem Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen!" — eine Bemerkung, die erst kürzlich eine öffentliche Begründung erhalten hat, durch die Klage „über die Masse von armen Permissionisten, über das ewige Fortbestehen der Werkstätten, das Vererben derselben durch Anheirathen und dergleichen mehr" (*). Dergleichen politische bereits früh vorkommende Betrachtungen geben G'n. den Charakter eines Propheten; wie denn der wahre Poet auch ein Prophet (Vates) seyn wird, da beide nur das Wirkliche, das wahrhaft Seyende, das sich daher immer einmal wiederholen und zum Vorschein kommen muß, als Geschehenes und Zugeschehendes aussprechen. Auf gleiche Weise ahndete er den Ausbruch der kirchlichen Wirren unserer Zeit, die Vulkane,

(*) S. Frankfurter Journal von 1839 Nr. 347.

auf denen wir sämmtlich schlafen [III, 296.], deutete aber zugleich auf Mittel, diese Kämpfe zu mäßigen, welche denn nur Reformen, nicht Revolutionen seyn können. [XLIX, S. 80; it. Z. Nr. 740, S. 32.]

Ferner ein Accident, das sein Leben bedrohte, den
8. Dec. 8. December. „Beim Einfahren in die Carolinen-, Dorotheen- und Benedicten-Grube schlug ein Stück (Schiefer) Fels den Geschwornen vor ihm nieder, ohne Schaden, weil sich's auf ihm erst in Stücke brach." — Wer sähe nicht in diesem Accident das Vorbild und Modell im Kleinen zu dem personificirten Seismos (σεισμός) im Faust. [II, S. 137.]

10. Dec. Sodann unter dem 10. December: „früh nach dem Torfhause in tiefem Schnee, ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer, herrlicher Anblick! Die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst ꝛc."

Solche fromme Stoßseufzer und Anklänge an seine frühere fleißige Bibellectüre finden sich, als Brocardica, häufig im Leben wie in Schriften von ihm angebracht, und verdienen mit ihren Anlässen noch besonders aufgeführt zu werden, da sie sowohl seine Frömmigkeit als seine Weltklugheit constatiren.

Den 16. sehen wir ihn wieder in Weimar und den
16. bis 30. Dec. 30. December spielt er zu Ettersburg in seinen Mitschuldigen glücklich den Alcest. Den letzten Tag des Jahres räumt er, wie gewöhnlich, auf und zieht ein Résumé oder Bilance des ganzen Jahres.

1 7 7 8.

Daher beginnt er das Jahr 1778 rein und ruhig, da er das alte zusammengepackt hatte; schreibt am W. Meister, dessen erstes Buch er beendigt, und hat mit dem Herzog viele und gute Unterredung über innere und äußere Gegenstände, Theater, Kunst u. s. w. Der Herzog, dessen Gefühl an Kunstsachen sich geschwind aufschließt, ergötzt sich mit ihm an einer Sendung Kupferstiche, welche von Merck zu rechter Zeit eingeschickt den Grund legte zu einer lange Jahre hindurch dauernden Liebhaberei und daraus entstehenden Sammlung von Werken dieser Art.

Nun aber, während der nächsten vierzehn Tage, wiederum das bunteste Treiben von der Welt! Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Comödie in Ettersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Concert, Redoute und endlich am 13. Januar Aufführung 13. Jan.
des Westindiers, worin außer G. auch der Herzog, sein Bruder Prinz Constantin, v. Knebel, v. Einsiedel, Musäus, und von den Damen Fräulein von Göchhausen, v. Wöllwart, Frau Capellmeister Wolf und der kürzlich angekommene berühmte Eckhof mitspielten. Goethe machte

den Belcour(*), Eckhof den Vater, der Herzog den Major O'Flaherti u. s. w.

16. Jan. Der 16. bringt abermalige Schweinhatze, für G. gefährlich, da ihm ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Zwar Er blieb verschont, aber ein Jäger ward geschlagen. Dafür sollte G. am folgenden Tage, als er mit dem Herzog auf dem Eise war, eine schmerzlichere Seelenwunde empfangen. Ein Fräulein von Laßberg ward in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr von seinen Leuten gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, ob zufällig oder selbstwillig, blieb unentschieden — zwar der Sage nach mit „Werthers Leiden" in der Tasche, um doch G'n. einige indirecte Schuld beimessen zu können(**). Nachmittags mit der Todten, die man zu Frau von Stein gebracht hatte, beschäftigt, Abends bei den Eltern, des andern Morgens dem Herzog aufwartend und in die Zerstreuung des Tages gezerrt, konnte er erst die folgende Nacht mit Knebeln „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade u. s. w., durchsprechen"; worauf er in stiller Trauer einige Tage um

(*) Um einen Begriff von dem damaligen Costume zu geben, so erschien Belcour in einem weißen Frack mit silbernen Treffen, und blauseidener Weste und gleichen Beinkleidern.

(**) Immer wieder der alte unverständige Vorwurf des Schadens, den der Werther angerichtet haben soll, wogegen G. sich gründlich rechtfertigt. [Bd. XXVI, S. 227; XXX, S. 213.] Von Schiller's Räubern und ihrem Nachspielen von Schülern, Studenten und noch kürzlich von Schubri's (*) Bande, schweigt man. Und freilich ist es viel natürlicher, einen Andern ums Leben zu bringen als sich selbst, wie z. B. südlichere Nationen bezeugen können und werden.

(*) S. Frankfurter O.P.A. Zeitung von 1836 Nr. 360.

die Scene des Todes verweilte, nachher aber sich wieder „gezwungen sah zu theatralischem Leichtsinn" durch verschiedene Proben, welche der Aufführung des neuen Geburtstagsstücks (*) zum 30. Januar vorangehen mußten.

Am 25. war er bei Wieland, der eben von seiner 25. Jan.
Manheimer Reise zurückgekommen, und sie befanden sich „gar wohl zusammen": ein Umstand, der wohl zu merken ist, da ihn Wieland sehr zur Unzeit vergißt.

Auf Leid folgt, wonicht immer Freude, doch Beruhigung und Ruhe. Und so befand sich G. in den nächsten Wochen des Februars, wo er viel auf dem Eise war, in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung; gewann schöne Aufklärung über sich selbst und den Herzog; Stille und Vorahndung der Weisheit, immerfortwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen. Schöne Ruhe in seinem Hauswesen gegen vor'm Jahre, bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung. Fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen (**), Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln; hatte zugleich viel fröhliche bunte Imagination, sodaß er Lila neu veränderte, und am 15. Abends den ersten Act davon dictirte, 15. Febr.
nachdem er — was sonderbar scheinen könnte, wäre man nicht das Disparateste in seinen Beschäftigungen schon ge-

(*) Der Triumph der Empfindsamkeit, das Stück, von dem er an Merck schreibt, er werde daraus sehen, daß ihn der Teufel der Parodie noch reite. Doch gilt dieß mehr von seiner ersten Gestalt, als von dem nachher gedruckten.

(**) Wahrscheinlich veranlaßt durch das Publikum, das er am 10. bei abermaliger Aufführung „des Triumphs der Empfindsamkeit", oder wie Er das Stück nennt: „der Empfindsamen", wieder in seinem schönen Lichte gesehen hatte, „durch dumme Auslegungen."

wohnt — an demselben Tage früh im Aristophanes studirt hatte.(*) Auch dachte er sonst über seinen veränderten vermenschlichten Gesichtspunkt, über Geschäfte, besonders das ökonomische Fach.

Nun wechselten Proben von den glücklichen Bettlern, von Erwin und Elmira, dem médecin malgré lui, mit dem Aufenthalt im Garten, mit Besuch seiner Freunde, mit Ballspielen hier und auf seiner Wiese mit den Kindern. Er fühlte sich in schönem bestätigten Wesen, das ihn auch antrieb, wieder einmal an Augusten zu schreiben(**) und zugleich Mercken, den er auf seine neueste Tollheit(***) verweist, woraus er sehen werde, daß der Teufel der Parodie ihn noch reite; und daß er neuerdings über allerlei Kunst schöne Aufschlüsse gefunden habe, die er in allerlei Werklein möchte sehen lassen. Auch daß er manches in der Dumpfheit(****) mache, das wohl oft das beste sey, z. B. sein Lustspiel: die Geschwister. Und so hatte er, trotz dem, „daß der eindringende Erbfolgekrieg ihm ein ander Wesen machte, da der weimarische Kahn auch zwischen den Orlogschiffen werde gequetscht werden, Gott sey Dank! schönen
18. März. Muth und freies Leben." [Briefe an und von Merck Nr. 58, 2. Samml.]

Das unerwartet schön anhaltende Wetter des April, das in wenigen Tagen viel Grün hervorlockte, ließ ihn einmal

(*) Vermuthlich zum Behuf seiner „Vögel."

(**) „Er könne nicht schreiben, wenn er nicht froh sey", gesteht G. Forster an Lichtenberg (Br. CCCI.), und G. hütete sich stets etwas Mürrisches über Feld zu schicken. [3. Nr. 550.]

(***) Triumph der Empfindsamkeit.

(****) S. oben die Anmerkung S. 34.

wieder blos vegetiren und dabei die Felsen- und Uferarbeiten im Park sehr vorrücken. Doch war er in tausend Gedanken an Weimars Verhältnisse und Schicksal, da unterdessen das in dem jungen Fürsten erwachte Kriegsgefühl ihn unruhig machte. Ein Brief des Fürsten von Dessau kam daher sehr a tempo; der Herzog ging vorerst auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau, Goethe folgte ihm, und der 13. 13.u.14.
und 14. April waren lustige, in originellen Thorheiten ver- April.
brachte Tage, von denen noch das Gerücht in jener Gegend geht.

In Schneegestöber von Ilmenau den 15. weggeritten, 15. Apr.
das bald nachließ, bald ärger ward, um 3 Uhr schon wieder in Weimar angekommen, gab er am grünen Donnerstage (den 16.) sein gewohntes Kinderfest, das sogenannte Hasen- 16. Apr.
eiersuchen, diesmal des Wetters wegen im Comödienhause, sonst in seinem oder im welschen Garten; hörte am Charfreitage (den 17.) das Oratorium von Hasse: i tre fanciulli 17. Apr.
bei der Herzogin Mutter, ging (den 21.) nach Erfurt, kam 21. Apr.
mit dem Stadthalter und dessen Bruder zurück, hörte mit diesen die Wiederholung des Musikstücks und verlebte noch einige Tage still und rein mit den Seinigen, d. h. nicht nur mit seinen Freunden, auch wohl mit seinem, aus dem elterlichen Hause mitgebrachten, vertrauten Schreiber und Diener Philipp Seidel, dessen er, wie zur Familie gehörig, sogar in den Briefen an Augusta, Gräfin zu Stolberg, gedenkt, von dem sie ihre Brüder sich solle erzählen lassen.

Aber schon in den ersten Tagen des Mai's regt sich's wieder zu neuem unruhigen Leben. Er reist den 10. nach 10. Mai.
Leipzig, besucht seinen Freund Oeser, besieht die Stadt, und da indessen der Fürst nachgekommen ist und ihm den

Vorschlag thut, ihn nach Dessau und Berlin zu begleiten,
13. Mai. entschließt er sich kurz, sagt zu, und sie reisen am 13. nach Wörlitz. Die Tour im Park wird im Regen gemacht, und so ist es ihm „wie das Vorüberschweben eines leisen
14. Mai. Traumbildes." Den 14. reisen sie ab, begleitet von Behrisch(*), „mit gescheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa"; sind Abends in Treuenbriezen, den 15. in Potsdam, und noch denselben Tag Abends in
15. bis 23. Mai. Berlin. „Wir waren nur wenige Tage da (vom 15. bis 23. Mai), und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritätenkasten. Aber Du weißt — schreibt er an Merck [Nr. 57, S. 139.] — wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nahe worden; da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen, zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören!" rc. — Er sah aber doch in Potsdam den „Exercierstall", das Waisenhaus, den Stall, Sanssouci; fand an „dem Castellan einen Flegel"; sah in Berlin die Porcellanfabrik, das Opernhaus, die katholische Kirche; hörte Spalding predigen, besuchte Chodowiecky und die Karschin; sah den Thiergarten, das Arsenal und wohnte einem Manöver bei.

Von Berlin über Schönhausen auf Tegel, speiste er hier und sah, bei seiner Zurückkunft über Charlottenburg nach Potsdam, abermals Sanssouci, die Bildergallerie, den

(*) Seinem ehemaligen Leipziger Universitätsfreund, dessen barocke Laune G. so anmuthig schildert in seinem Leben Bd. XXV, 130—135; 141—144.

Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, eine Parade, die Garnisonkirche und Gewehrfabrik.

Den 23. wieder abgereist nach Wörlitz, zeichnete er hier des Morgens, besuchte dann in Dessau noch Basedow, und wohnte den 27. dem Manöver in Aken bei. „Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armée, — fährt er fort — den wir passirt sind, Manövers und die Gestalten der Generale, die ich hab halbdutzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger(*). Mit Menschen hab ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt und hab in Preußischen Staaten kein lautes Wort vorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen; dafür ich gelegentlich als stolz ꝛc. ausgeschrieen bin(**).— 23. bis 27. Mai.

Mit dem 1. Juni um Ein Uhr sind die Reisenden wieder in Weimar, und der allezeitfertige Berichterstatter Wieland meldet sogleich an Merck: 1. Juni.

„So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst: zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat Bruder W. wohl hübsch gemacht!"

Und wenige Tage darauf, nachdem er den Herzog und G'n. bei den neuen von letzterm gemachten Anlagen im Park begegnet, und mit den Seinigen so liebreich, daß es

(*) Die Generale, die G. in seinem Tagebuch namhaft macht, waren: v. Knobelsdorf, v. Marwitz, v. Petersdorf, v. Kleist, v. Lossow, v. Woltersdorf, Prinz von Nassau, Herzog von Holstein, Prinz Hans Georg, Prinz Heinrich.

(**) Wie weiterhin für kalt, da ihn die Hitze nicht, wie Wielanden, fliegend überfiel.

ihnen im Herzen wohlthat, von dem Fürsten empfangen worden, fährt er fort: „Sein Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

So muß der Prophet wieder einmal segnen, da er bald wieder zu verwünschen oder zu verzweifeln geneigt seyn wird. Denn schon nicht ganz so enthusiastisch läßt er sich über G. vernehmen; es blickt vielmehr eine gewisse Empfindlichkeit, wie sie gekränkten oder sich gekränkt glaubenden Liebhabern gewöhnlich ist, durch seine Selbstbeschwichtigung. „Wir trafen Goethe in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt, und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah." „Wir hießen einander also auch willkommen, und Goethe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange, sonderlich seit meiner Zurückkunft von der Reise in Eure Gegend ist (*). Ich glaube indessen gern und am liebsten, daß der wahre Grund davon doch blos in der Entfernung liegt (**), worin wir durch die Umstände von ein=

(*) W. vergißt, daß G. den 25. Januar — also nach W's. Zurückkunft von Manheim, Frankfurt und Darmstadt — mit ihm speiste und sie sich gar wohl zusammen befanden. S. oben S. 57. [Br. an Merck Nr. 55, 2. Sammlung.]

(**) Natürlich! wenn G. zu Monaten, ja zu Vierteljahren mit dem Herzog abwesend ist. Doch „nicht die Entfernung hebt die Freund=

ander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch mit einander; dieß ist jetzt nicht mehr und kann nicht mehr seyn, da er Geschäfte, Liaisons (*), Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht Theil nehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht Theil nehmen könnte, noch möchte. Zudem werden sie nun auch diesen Sommer und Herbst über selten acht Tage hinter einander hier seyn, und so wird er mir eben immer inaccessibler, und da seine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, so ist's natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen.

---

schaft an sich auf, sondern nur ihre Energie; wenn aber die Abwesenheit lange dauert, so scheint sie auch das Vergessen derselben herbeizuführen; daher das Sprüchwort:

> πολλὰς δὴ φιλίας ἀπροσηγορία διέλυσεν,
> multas amicitias silentium diremit; Aristoteles."
> it. „Schweigen bricht Freundschaft"; deutsche Sprüchwörter.

„Man mag sagen was man will: Freundschaft und Liebe müssen genährt werden, und können ohne das sowenig fortbrennen als eine Lampe ohne Oel." [Wieland an Merck Nr. 192.] Desgleichen: „Ohne Berührung, sagst Du, ist keine Religion; ohne Berührung, sag ich, ist keine Freundschaft!" [Goethe an Lavater Nr. 41.] Was wollen demnach so unpsychologische Klagen auch Anderer über G's. noch dazu nur vermeinten Kaltsinn heißen: wenn Entfernung, Abwesenheit, Mangel an Nahrung und Berührung jene blos naturgemäße Erscheinung wirken! Nichts weiter, als daß man einem außerordentlichen Manne, dem man sonst nichts anhaben kann, gern etwas am Zeuge flicken möchte. Gemeine Menschenart!

Diesmal aber hatte G's. Verschlossenheit wohl einen andern geheimen und tieferen Grund. Es waren eben wunderbare, wahrscheinlich Kriegsnachrichten eingelaufen, die ihm im Kopfe herumgehen mochten, da er leicht in seinem Grübeln verharrend nicht sogleich von einem Gegenstand zum andern hüpfen konnte, wie z.B. Frau von Staël es ihm zumuthete. Vergl. Bd. XXXI, S. 174.

(*) Er zielt auf G's. freundschaftliches Verhältniß zu Frau von Stein, und auf das mehr leidenschaftliche zu Corona Schröter.

Indessen ist und bleibt er mir immer der herrlichste und liebste Mensch auf Gottes Erdboden und damit Punctum."

Dieß Alles schreibt er seinem Freunde Merck mit jenem gleich fliegender Hitze ihn überfallenden Enthusiasmus, nachdem er zuvor von den neuen Anlagen gesprochen, welche der Herzog nach G's. Invention und Zeichnung habe anlegen lassen und die er dessen Poemata nennt: „eine wunderbar künstliche, anmuthig milde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk vorstellend, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selbstdrei zu Mittag essen, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend passiren."

Wollte Gott, es wäre bei der obigen Erklärung und damit Punktum geblieben; aber diese Thomaseleien — wie es G. nennen würde — oder Zweifelsüchteleien kehren immer wieder, und mögen, da W. sie rücksichtslos gegen alle Welt äußert, ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen haben, Goethen in den unverständigen, bei einem Mann seiner Lage und Verhältnisse, gar nichts heißen wollenden Ruf der Verschlossenheit und Kälte zu bringen, der noch immer nachsummt, indem man noch kürzlich von einer „bekannten, eben nicht berühmten Kälte Goethe's" zu lesen hatte, noch dazu im Gegensatz von eines Falk's Genialität!! (*)

Man kann als moralisch-gewiß annehmen, daß ohne jene heimlichen Briefklätschereien vermeinter Freunde, nächst

(*) S. Briefe an Johann von Müller, herausgegeben von Maurer-Constant, Schaffhausen 1839, Bd. III, Vorwort S. XII bis XIII. Diese secondäre, ja tertiäre Genialität gilt also mehr als die primäre G's., auf der sie jedenfalls lagert!

dem Spioniren von durchreisenden Fremden, G'n. kein so schlimmer Leumund geworden wäre: denn das größere Publikum wußte wenig oder gar nichts von ihm und seinen Schriften, aus denen vielmehr das Gegentheil von Kälte und Verschlossenheit zu entnehmen gewesen seyn würde.

Merck muß auch Wielanden etwas darüber geschrieben und gewissermaßen den Text gelesen haben, sowie über seine gelegentliche Fronderie gegen die Herzogin Amalie(*); denn W. lenkt sowohl bei dieser als bei G. ein und gesteht(**): „daß ihm und Allem, was hier auch nur an einem Faden mit ihm zusammenhänge, Goethe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlfahrt geworden; erkenne es täglich mehr und mehr, und ehre und liebe ihn dafür von Grund des Herzens."

Der für W. so „inaccessible" G. sollte es jedoch nicht lange bleiben und W. für die Entbehrung wider und über alles Erwarten entschädigt werden.

Zwar arbeitete G. indessen an den fernern Partien des Parks noch immer fort; aber am 9. Juli, am Namenstage 9. Juli.
der regierenden Herzogin Louise, wurde sie und der sämmtliche Hof auf das Angenehmste überrascht durch den nicht zu ahnenden Anblick einer ganz neuen wundersamen Anlage, welche G. binnen drei Tagen und soviel Nächten vollendet hatte, auf der, wie aus dem Stegreif, ein kleines von Siegmund v. Seckendorf verfertigtes Dramolet auf-

(*) Briefe an und von Merck Nr. 67, S. 160 und den Schluß, in den Briefen an Merck Nr. 59, S. 141.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 64, S. 150. 151.

geführt wurde, das Phantasie und Wirklichkeit auf das Anmuthigste verband (*).

Ueberhaupt entwickelte G. dieses Jahr hindurch eine ungemein mannigfaltige Thätigkeit sowohl in Amts- und Berufsgeschäften, als in ästhetischen Leistungen. Außer den angeführten Reisen nach Dessau und Berlin, und den politischen Steuermannskünsten, welche der einbrechende Krieg ihm abforderte, — „seinen Kahn zwischen den Orlogschiffen nicht gequetscht zu sehen" —, beschäftigten ihn nächst den Parkanlagen auch andere Baulichkeiten am Fürstenhause; und so ist es begreiflich, daß er dem Umgang sich entzog und nur etwa seinen entfernten Freunden dann und wann ein Lebenszeichen gab (**).

5. Aug. „Es hält jetzt sehr schwer — schreibt er an Merck [Nr. 57, 1. Samml.], — daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend sollst Du doch ein paar Worte haben.— In meinem Thal wird's immer schöner, das heißt, es wird mir näher und Andern und mir genießbarer, da ich die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstre und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustandes wegschwimme. Im Innersten aber geht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit

(*) Die Beschreibung der Anlage, der Festivität und das Dramolet ist aus G.'s. Nachlaß in die neueste Quartausgabe aufgenommen worden, Bd. II, S. 647.

(**) „Wenn man viel Arbeit hat, wird man Egoist und bekümmert sich nicht um den Nachbar." Forster's Briefw. Bd. II, S. 383.

dem Wasser; es zieht Jeden an und doch versagt dem, der auch nur an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. — Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" ꝛc.

Merkwürdig ist auch hier der Einblick in seinen Seelen- und Gemüthszustand, der uns mit jenem Gleichniß gegeben wird. Gerade um dieselbe Zeit war es, wo G. die ersten Versuche mit Schwimmen anstellte, zuerst im Floßgraben vor seinem Garten, dann in der Ilm selber. Er hatte es früher schon mit einem **Korkwams** versucht, das daher als Gleichniß mehrmals in seinen Schriften vorkommt; nun geschah es ohne dieses Hülfsmittel, und G. scheint es sehr weit in dieser Kunst gebracht zu haben. Er badete in jener Zeit überhaupt häufig, sogar des Nachts in der Ilm, meist bei Mondschein, selbst in November- und Decembertagen; und trieb auch wohl allerlei Neckereien mit den bei nächtlicher Weile vorübergehenden. So — erzählte er mir — habe er einmal einen Bauer aus Oberweimar, der spät in der Nacht nach Hause zurückkehrend über das Gatter der Floßbrücke steigen wollen, dadurch in Furcht und Schrecken versetzt, daß er in seiner weißen Gestalt mit schwarzem langem Haupthaar, aus dem Wasser auf- und niedertauchend und dabei wunderbare Töne von sich gebend, in jenem Manne die energische Vorstellung einer Ilmnixe erregte,

deren Existenz dieser sich nun wahrscheinlich nicht wieder habe ausreden lassen. Vielleicht schreibt sich noch von jenem Augenzeugen der in seinem Ort verbreitete Glaube an das mehrmalige Erscheinen dieses Flußgespenstes her.

22. Aug. Wenige Wochen nach jener Festlichkeit sehen wir G'n., wie er die verwittwete Herzogin, die unterdessen eine Reise am Rhein in Begleitung des Kunstkennerischen Merck gemacht, mehrere Bildergallerien gesehen, auch in Frankfurt Goethe's Eltern besucht hatte, also bei jener Namensfeier nicht zugegen gewesen war, die neuen von ihm gemachten Anlagen auf eine gleichfalls überraschende Weise in Augenschein nehmen läßt.

Möge Wieland dieses erzählen, um sich mit seiner wiedererwachenden Liebe und seinem aufflackerndem Enthusiasmus bethätigen zu können.

— — „Verwichnen Sonnabend (d. 22.) fuhren wir zu Goethen, der die Herzogin auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir speisten in einer gar holden kleinen Einsiedelei, und da fand sich, daß casu quodam der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir saßen, leer war. Dieß brachte in Allen einmüthig den Wunsch hervor, daß es der Deinige seyn möchte; und da wir denn doch nicht Enthusiasten genug sind, uns einzubilden, daß Du wirklich dasitzest, so thaten wir uns, Jeder nach seiner Weise, destomehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir gelebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Aja kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdest, eine Güte. Goethen besonders wurde

gar wohl ums Herz, die Herzogin so von Dir reden zu hören, wie Eine die den Werth der ganzen Total-Summe Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Aja's und Freund Bölling's (*), des Kornhändlers, Gesundheit eine Flasche Johannisberger 60er aus, und wie wir nun aufgestanden waren und die Thür öffneten, siehe, da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah: Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrand's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längst der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandischer Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe **fressen** mögen!" ꝛc.

Bemerkenswerth ist auch hier, außer der Neuheit des ganzen Schauspiels, das recht à propos desselben. Denn Tags zuvor hatte die Gesellschaft eine Dispûte über Rembrand gehabt, worin die Herzogin mit Sinn und Eifer

(*) Ein gemeinschaftlicher Freund Goethe's, Wieland's und Merck's, von dem auch in den Briefen an und von Merck öfters die Rede ist.

jenen Liebling Merck's gegen die Sophistereien Wieland's und Einsiedel's vertheidigte. Nun konnte wohl auf keine feinere und zugleich überzeugendere Weise die Partie der Herzogin genommen werden, als daß in Natur und Wirklichkeit ein Effect nachgewiesen wurde, den man vielleicht für Manier und Idiosynkrasie des Künstlers ausgeben wollen.

Wie vergnügt die Herzogin mit diesem Beweis von G's. Aufmerksamkeit gewesen, bezeugen ihre eigenhändigen Worte an dessen Mutter:

29. Aug. — — „Die letztverflossene Woche(*) hat der Herr Doctor Wolf mir ein Souper im Stern gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht sind, welche gar lieblich und herrlich sind. Nach dem Abendessen war eine kleine Illumination ganz in dem Rembrand'schen Geschmack veranstaltet, wo Nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einsiedel, die Stein und Thusnelda genossen es mit. Es war ein vergnügter guter Abend für uns. Für mein Theil hätte wohl gewünscht, daß Frau Aja mit dagewesen wäre, es wäre gewiß nach ihrem Geschmack gewesen ꝛc."

Auch schickte die Herzogin Amalie an Merck eigenhändige Zeichnungen von der neuen Anlage im Stern, „die unser Freund Goethe daselbst gemacht hat."

Nun ist auch der 28. August herbeigekommen, für G. immer ein Tag der Sammlung, des Ueberblicks über sein bisheriges Leben, und so hat er diesmal „ein wundersames

(*) Laut Wieland's Brief an Merck Nr. 67. vom 27. August 1778. in der 2. Sammlung war es Sonnabends den 22. August 1778.

Gefühl am Eintritt seines dreißigsten Jahres in der Veränderung mancher Gesichtspunkte."

Die Beschäftigung mit dem Bauwesen hatte ihn, bei Untersuchung des abgebrannten Schlosses, auf eine Entdeckung geführt, die er für die bildende Kunst auszubeuten suchte. Es fanden sich nämlich an demselben Quadraturen an Portalen von einer besondern Steinart, deren Bruch seit 100 Jahren wohl Niemand benutzt hatte. Dieser wurde wieder aufgerührt. Der Stein läßt sich mit der höchsten Delicatesse arbeiten zu Allem, was man will. Er ist sehr hart, läßt sich aber leicht schabeu und raspeln, hat keine Klüfte, nimmt kein Wasser an und seine Farbe ist das schöne Grau, nicht blau und nicht gelblich, dem man so ängstlich nachläuft und so selten findet. Es ist ein Waldstein, die Mittelsorte zwischen dem gemeinen und dem Marmor. G. erwähnt desselbeu auch gegen Lavater [Nr. 19., S. 63. bei Hirzel] und Wieland gegen Merck [Nr. 113. S. 252., 1. Sammlung.]

Aus dieser Steinart ließ er mehrere Büsten von dem geschickten Hofbildhauer Klauer verfertigen. Nachdem mit der Goethe'schen ein glücklicher Anfang gemacht worden, kamen auch andere daran: Herder, Wieland, späterhin Oeser, zuletzt auch Villoison(*). Die Arbeit gefiel so sehr, daß jene ersten drei Büsten, Goethe, Herder und Wieland auch für Petersburg bestellt wurden vom Grafen Golowkin.

So war denn nach verschiedenen Bauten im Park, am

(*) Mit Ausnahme der Wieland'schen befinden sich jene Büsten noch jetzt auf der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

Landschaftshause, am alten Schlosse und sonst, der October und in ihm die Zeit des Geburtstags der Herzogin Mutter herangekommen. Der 24. sollte mit einer reichen dramatischen Vorstellung gefeiert werden, G's. neu eröffnetes Puppenspiel mit dem Jahrmarkt zu Plunderszweilen war dazu ausersehen und der Schauplatz in Ettersburg. Der Conzertmeister Kranz, und Kraus als Decorateur, hatten drei Wochen lang alle Hände voll zu thun und waren fast beständig in Ettersburg; Goethe kam dann und wann darnach zu sehen und das Werk in Gang zu bringen; die Herzogin aber lebte und webte in den Anstalten und war, wie Wieland sich ausdrückt, darin „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften.“ Er durfte Nichts davon sehen, bis Alles fertig wäre: das sey bei dergleichen Anlässen immer ihr eigener Spaß, den sie sich mache und wozu er sich de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt spielte mit. So kam der 20. heran und es wurde zuerst der Médecin malgré lui und darauf der Jahrmarkt von Plunderszweilen als Nachspiel gegeben.

Die Herzogin verfehlte nicht, sogleich an Goethe's Mutter vorläufige Nachricht davon zu geben, mit Berufung auf eine ausführlichere Beschreibung durch die Hand des Fräulein von Göchhausen.

„Thusnelde wird Ihnen die ganze Beschreibung von der fête, die ich hier gegeben habe, machen. Unser Freund Wolf hat die Freundschaft für mich gehabt, Alles selber zu ordnen. Der Jahrmarkt von Plunderszweilen ist herrlich gegangen. Ihr Sohn schickt Ihnen die Abschrift, wie es hier gespielt worden ist. Das Gemälde vom Bänkelsänger

hat Wolf, Kraus und ich gemalt. Die Musik von den Liedern laß ich auf das Clavier setzen, und sobald sie fertig sind, sollen Sie sie auch haben."

Die Beschreibung, welche das Fräulein an Goethe's 20. Oct. Mutter machte, ist so originell und für den damals herrschenden Ton zu characteristisch, als daß sie nicht verdiente, in extenso mitgetheilt und der Welt bekannt zu werden, die von dem Leben jener Zeit sich schwerlich einen Begriff machen kann.

„Also am 20. October dieses mit Gott hinschleichenden Jahres trug sich zu, daß auf dem hiesigen neuerbauten Ettersburgischen Theater der Médecin malgré lui, von Einsiedel übersetzt, und das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen zu großem gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer hier aufgeführt wurde."

„Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus u. s. w. purzelten immer über einander her, ob der großen Arbeit und Fleißes. Die spielenden Personen im Médecin waren: Einsiedel als Sgannarell; Aennchen Müller seine Frau; der Kammerherr von Seckendorf Geronte; Herr Seidler Leander; Mlle. Schröder Lucinde; Mlle. Probst die Amme; Hr. Wolf Goethe Lucas; der Herzog Valère; Professor Musäus als Robert. Das Stück ging sehr gut und Baron Einsiedel besonders spielte sehr fein, wie auch Dr. Wolf seinen Lucas in Bauerntracht herrlich gut."

„Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene Jahrmarktsfest. Der Doctor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsänger-Gemälde, weil es von Ken-

nern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sind, wird Ihnen in einer Copie, ins Kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut; hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszuputzen. O hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können!"

„Unter den Zuschauern befand sich die Erbprinzessin von Braunschweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unserem Gaukelspiel bezeugte."

„Nach der Comödie wurde ein großes Banket gegeben, nach welchem sich die hohen Herrschaften sämmtlich (außer unsre Herzogin) empfahlen, uns Comödianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe rc."

Goethe hatte übrigens noch Manches in seinen Rollen hinzugesetzt, oder vielmehr im nachherigen Druck weggelassen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug. Und sowie er in den Rollen die Er in seinen Stücken selbst spielte, wie es ihm der augenblickliche Humor eingab, extemporirte: so hielt er sich auch späterhin bei Aufführung seiner Stücke nicht genau an das einmal Dastehende, sondern veränderte, warf heraus, schob ein, und brachte noch diese oder jene Umgestaltung bei der ersten oder zweiten Vorstellung

an, wie es z. B. bei der Aufführung seines 1804 umgearbeiteten Götz geschah, und auch bei andern Stücken geschehen seyn würde, wenn er theils Zeit, theils Lust und Humor genug gehabt oder behalten hätte, diese Verbesserungen vorzunehmen. Er beabsichtigte sie selbst bei der Iphigenie, der natürlichen Tochter, dem Bürgergeneral, dem „Was wir bringen" und anderen, um sie theils gedrängter, theils reicher und in beiden Fällen theatralischer zu machen. Er sah keins seiner Stücke für so in sich abgeschlossen und vollendet an, daß er Nichts dazu- oder davonzuthun gewußt hätte (*). Indessen hielt ihn doch meist das alte manum de tabula davon ab, und die Furcht, etwas daran zu verderben; worin er auch nicht Unrecht hatte.

Das Jahr, scheint es, sollte nicht ganz so vergnüglich enden, wie es angefangen und sich im Laufe erwiesen hatte, sey es nun, daß G. wieder den schlimmen Einfluß der beiden letzten Monate des Jahres fühlte, der ihn fast immer deprimirte, sey es, daß die Gesellschaft oder Amtsverhältnisse, oder auch der Antheil, den er an gewissen Personen mehr als an andern zu nehmen genöthigt war, ihn hypochondrisch stimmten: genug, wir finden ihn gegen Ende des Monats mit Besorgnissen für einen Amtsgehülfen erfüllt, auch von Knebel's Hypochondrie, wie es scheint, afficirt. Nichts desto

(*) „Die Sicherheit und Festigkeit der Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Bessere mag immer die Anzeige eines großen Künstlers seyn, anstatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von seinem ersten Entwurf beibehält." [G. an Knebel d. 21. April 1783.] Nach dieser Maxime prüfe man G's. eigene Werke, und man wird ihre Beweglichkeit ins Bessere sowohl bei Iphigenia und Tasso, als in den Singspielen Erwin und Elmire und Claudine rc. wahrnehmen.

weniger schreibt er im Anfang des Decembers einige Scenen am Egmont, z. B. die zwischen Alba und seinem Sohn, und den Monolog Alba's, ist aber doch „zugefroren gegen alle Menschen", und in der Gesellschaft „ärgert ihn Alles an den Menschen;" auch hat er zu Nichts Lust." Indeß wirft er sich in das Studium der Baukunst, zu der er viel Liebe fühlt und zeichnet nach Blondel, an den Moulures; dann nach und nach die verschiedenen Säulenordnungen, nur daß er wünscht, die Aufmerksamkeit möchte dauern; und hat im Geschäftsgange „das leidige Gefühl der Adiaphorie sovieler wichtig seyn sollender Sachen."

15.—30. Dec. „Diese letzte Zeit (vom 15. — 30. December) meistentheils sehr still in mir. Architectur gezeichnet, um noch abgezogener zu werden. Leidlich reine Vorstellung von vielen Verhältnissen."

Der Schluß des Monats giebt noch einige aufklärende Bemerkungen in Bezug auf den Herzog, auf Knebel, auf die Gesellschaft überhaupt.

„Der Herzog — heißt es im Tagebuche — immer sich entwickelnd, und wenn sich's bei ihm wirklich aufschließt, kracht's (*), und das nehmen die Leute immer übel auf. Im Ganzen wird spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern seyn, die der Ennui unter den Menschen hier erhält (**). Es wachsen täglich neue Beschwerden und niemals mehr, als wenn man Eine glaubt gehoben zu haben."

(*) Vergleiche das Gedicht Bd. I. S. 74.

(**) Von diesem Ennui redet auch der Herzog in den Briefen an Knebel Nr. 5. 18. 22.; vgl. Fräul. v. Göchhausen Br. an Merck Nr. 87. S. 199. Nicht minder Herder und Wieland.

„Gespräch mit ihm über Ordnung, Polizei und Gesetze. Verschiedene Vorstellungen. Meine darf ich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr (*); anstatt daß man diese Mängel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen diese zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann!" —

„Knebel ist gut, aber schwankend und zu gespannt, bei Faulenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen." — Ein wahrhaftes Wort, das durch die Briefe des Herzogs und Herder's an denselben vollkommen bestätigt wird.

„Mit Knebel'n über die Schiefheiten der Societät. Er kam darauf, mir zu erzählen, wie meine Situation sich von außen ausnähme. Es war sehr wohl gesagt von außen. Wenn man mit Einem lebt, soll man mit Allen leben (**), Einen hört, soll man Alle hören (***). Für sich

---

(*) Nach der alten bewährten Maxime: Nunquam tentabis ut non perficias. Auch schon Tiberius rieth: Omittere potius praevalida et adulta vitia quam hoc adsequi ut palam fieret quibus flagitiis impares essemus; Tacitus Annal. III, 53.

Desgl. Bacchae bacchanti si velis adversarier
Ex insana insaniorem facies, Plautus Amphitr.
und irritaturque retecta Et crescit rabies
moderaminaque ipsa nocebunt; Ovid. Metam.

(**) „Man kann nicht für Jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte"; [XLIX, S. 66.] oder wie er anderswo es ausdrückt: „Man mag nicht mit Jedem leben, und so kann man auch nicht für Jeden leben." [Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd. 4. Heft, S. 360.]

(***) Vergl. Bd. IV, 335; it. XLIX, 61.

allein ist man wohl rein, ein Anderer verrückt uns die Vorstellung durch seine; hört man den Dritten, so kommt man durch die Parallaxe wieder aufs erste wahre zurück."

„Gutheit von S..., und Warnung solcher Menschen gut, aber nur selten. Oefters ziehen sie einen in ihre enge arme Vorstellung. Jedes Menschen Gedanken und Sinnesart haben etwas Magisches."

„Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. — Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegscommission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch."

1779.

Die am Schluß des Jahres als bevorstehend angekündigten eben nicht angenehmen Verhältnisse der Kriegscommission treten nun mit dem 5. Januar des neuen Jahres ein. Indem er sich über das Geschäft in der Stille bearbeitet und seine Tauglichkeit dazu erforscht, gesteht er: „immer bilde er sich ein, es sey besser, wenn einer menschlichere Leidenschaften hätte. Er sey zu abgezogen, um die rechten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armuth des Geistes und Beutels sind, zu finden und zu benutzen. Doch müsse es gehen, da er viel klärer sey und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nicht schade." — Die Commission wird übernommen und die erste Session am 13. Januar findet ihn fest und ruhig in seinem Sinne und scharf. Er hatte allein dieses Geschäft die Tage her vorgenommen, sich — nach seinem Ausdruck — darin gebadet und war voll guter Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. „Der Druck der Geschäfte — setzt er hinzu — ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist Nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel."(*)

(*) Generosos animos labor nutrit; Seneca.

„Die Schwierigkeit sey nur, irdische Maschinen in Gang zu setzen und darin zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte seyen lächerlich dem Handelnden; aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit: denn diese haben die Götter einfürallemal den Menschen versagt. Klugheit theilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern, der Katze nach ihren Klauen, sie haben alle Geschöpfe bewaffnet." —

Wie es nun bei Antritt und Uebernahme eines neuen Geschäfts, Amts oder dergl. niemals an Interessenten fehlt, die es für Pflicht oder gute Gelegenheit halten, mit ihrem Rath Wissen und Meinen dem Neuling beizustehen: so muß es auch Goethen, bei dem Versuch sich vorläufig von Allem zu unterrichten, und sowohl mit dem Officier-Corps als mit seinen Subalternen zu benehmen, nicht an solchen Rathgebern und Einsprechern gefehlt haben, wie zu ersehen ist aus folgender aphoristischen Bemerkung:

„So schwer ist der Punkt, wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel entdeckt und die Mittel anzeigt, wodurch dieser gehoben werden könne, weil so oft der Eigennutz der Menschen ins Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit sich und den Ihrigen eine Zulage zu verschaffen; neue Einrichtungen, um sich's bequemer zu machen, Leute in Versorgung zu schieben ꝛc. Durch diese wiederholten Erfahrungen wird man so mißtrauisch, daß man sich zuletzt scheut, den Staub abzuwischen zu lassen. In keine Lässigkeit und Unthätigkeit zu fallen, ist deswegen schwer."

In diesen Betrachtungen geräth er zuerst auf die militärischen Macaroni's, wie er es treffend benennt, und

bemerkt: daß man noch immer an der Form still stehe, eine falsche Anwendung auf seinen Zustand von dem mache, was man bei Andern gut und groß finde, und Verblendung habe am äußerlichen Uebertünchen. Er habe ebenden Fehler beim Bauwesen gemacht; die Kriegscommission werde er gut versehen, weil er bei diesem Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was daist, recht kennen und ordentlich haben wolle. So sey es auch mit dem Wegbau." Mit beiden Commissionen war er gleichzeitig beauftragt worden, ein Umstand den man wissen muß, schon um einen der höhnend gehässigen Witze Herder's, wie er sie bereits im Anfang seiner Bekanntschaft mit G. sich erlaubt hatte [Bd. XXV, 304. f.] zu verstehen, wenn er Goethen einen „Pontifex maximus, zu deutsch: obersten Wegaufseher und Straßenkehrer" nennt (*).

So sind denn außer der Aktenkramerei, Durchstörung der unordentlichen Repositur, worin es durch ihn erst anfängt, heller zu werden, fatalen Nachbarverhältnissen durch Beunruhigung des Amts Großen-Rudstädt von den Preußen, auch noch Auslesung der Militärpflichtigen und Wegbesichtigung die nächsten Geschäfte, worüber die drei ersten Monate des Jahres hingehen. Dennoch weiß er sich nicht nur im Geschäft aufrecht zu erhalten und bei allen Verhältnissen fest und ruhig zu seyn; noch mehr, er bewährt seine eben mitgetheilte Bemerkung über den Druck der Geschäfte auf die Seele, daß sie, davon entladen, freier spiele und des Lebens genieße, durch sein eigenes Beispiel.

(*) Brief an Knebel Nr. 57.

Denn während und inmitten dieser Störungen, besonders
14. Fbr. - vom 14. Febr. bis 28. März, wo er am Tage die Straßen des
28. März. Herzogthums besichtigt, in Begleitung des Artillerie-Hauptmanns Jean Antoine de Castrop, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienst ausliest, des Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenia, die zwar früher schon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt (*), dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen, und am 6. April zum ersten Mal aufgeführt wird.

Wie guten Humors er die ganze Zeit über gewesen, beweist zuförderst ein Brief an Knebel, dem er die Rolle des Königs Thoas zugedacht hatte:

„Ehrlicher alter Herr König! ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die paar schönen Tage [den 3. 4. 5. März] in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen (**) nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier (Apolda) sehe ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Allstädt. Doch sind die guten Geister oft zu Hause, wo man sie nicht vermuthet. Hier (Apolda) machen mich den ganzen Abend ein paar Hunde toll, die ich mit Befehl und

(*) Gewöhnlich mußte er erst etwas im Sinne beisammen haben, ehe er zur Ausführung schritt. [XXVI, 299.] So konnte er lange ein Gedicht, ein Drama, mit sich herumtragen, und wie der Dichter Maternus sagen: Hanc tragoediam disposui jam et intra me ipse formavi, oder wie Menander: „das Stück sey fertig, er müsse nur noch die Verse dazu machen.“

(**) Die Anmuth desselben, nach funfzig Jahren erneut und gesteigert, schildert G. bei seinem letzten Aufenthalt daselbst, in dem schönen Briefe an Zelter Nr. 604., den 10. Juli 1828.

Trinkgeldern nicht stillen kann (*). Laß etwas von Dir hören. Montags (den 8.) bin ich in Buttstädt. Sag es der Stein, vielleicht giebt sie was mit; dahin schicke mir einen Boten, mit irgend einer Narrenspoſſe, daß meine Seele ergötzt werde. Dafür bring ich Euch auch was mit, daß der König und die Königin sagen sollen, mein liebes Löwchen, brülle noch einmal!" (**).

Die Hoffnung auf Alstädt täuschte G'n. nicht; er war so glücklich, dort die drei ersten Acte zusammenzuarbeiten. Der vierte ward erst, nachdem G. schon wieder in Weimar gewesen, und die drei ersten bereits vorgelesen, den 19. März 19. März.
auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau geschrieben und das Ganze den 28. geendigt (***).

Bei und nach so glücklich vollbrachten Arbeiten kann man denken, daß die Stimmung seines Gemüthes heiter und froh gewesen seyn werde.

„War diese Zeit her wie das Wasser klar, rein, fröhlich" — merkt er selbst in sein Tagebuch an. Diese Stimmung kam auch den Kindern zu gut. Er gab ihnen das um Ostern gewohnte Eierfest diesmal im welschen Garten.

Am 6. April wurde Iphigenie zum erstenmal gespielt, 6. Apr.
und er hatte die Autorfreude, „eine gar gute Wirkung

(*) Vergl. oben im ersten Bande S. 26.

(**) Damals sehr beliebte Anspielung auf die Stelle in Shakspeare's Sommernachtstraum.

(***) Eine dort angebrachte Inschrift, die G. mir eines Tages mittheilte, besagt dieses ebenfalls: „Schwalbenstein bei Ilmenau. Sereno die, quietà mente, schrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Act meiner Iphigenia an einem Tage."

derselben besonders auf **reine** Menschen" wahrzunehmen. Der Nachklang des Stücks dauerte noch einige Tage und gab ihm Anlaß zu der Bemerkung: „man thue Unrecht an dem Empfindens- und Erkennens-Vermögen der Menschen zu zweifeln; da könne man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen müsse man nicht hoffen."

12. Apr. Den 12. April wurde Iphigenia wiederholt und nun flattert die Kunde davon in alle Welt. Zuerst schreibt Fräulein von Göchhausen an seine Mutter:

„Daß der Herr Doctor seiner Schuldigkeit gemäß seine treffliche Iphigenie wird überschickt haben, oder noch zuschickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geschwätzes darüber enthalten, und nur soviel sagen, daß er seinen Orest meisterhaft gespielt habe. Sein Kleid, sowie des Pylades seines, war griechisch, und ich hab' ihn in meinem Leben nicht so schön gesehen. Ueberhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt, daß König und Königin hätte sagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal. Heute wird's wieder aufgeführt."

Hierauf schreibt die Herzogin Amalie an seine Mutter: „Der dritte Feiertag (6. April) ist glücklich vorbeigegangen, wovon Thusnelde Ihnen Beschreibung gemacht hat. Kurz darauf (den 12.) ist es wiederholt worden und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er Ihnen das ganze Stück schicken wird und da werden Sie selbst ersehen, wie schön und vortrefflich es ist, und wie sehr seiner würdig ꝛc."

Nun kommt auch Wieland nach und schreibt an Merck:

„Goethe wird Dir wohlmachen; er hat wieder was gar Köstliches producirt und ist überhaupt gar lieb und gut seit einiger Zeit. Der Friede macht ihm eben auch wieder Luft ums Herz — denn wir waren hier in einer garstigen Lage (*).“

Vom schönen Wetter begünstigt fehlte es auch nicht an Vergnügungen im Freien, da auch die Herzogin Louise, nach ihrer glücklichen Entbindung und Kirchfahrt, wiederum Theil daran nehmen kann, nicht an Lustfahrten nach Kahla, Dornburg, Jena, wo der Herzog die sämmtlichen Professoren zur Tafel lädt. Alles ist guten Humors, selbst Herder. Die Herzogin Amalie bezieht auch wieder ihr geliebtes Ettersburg, und so wird hier am 20. Mai zum erstenmal Goethe's Schäferspiel: „die Launen des Verliebten“, aufgeführt.

„Wir sind nun wieder seit 8 Tagen mit Sack und Pack in unserem lieben Ettersburg — schreibt Fräulein v. Göchhausen an G's. Mutter. — Es ist doch, das weiß Gott! ein schönes Leben so in Wald, Berg und Thal! Unsere beste Herzogin ist hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte sie dabei, sie verdient's so sehr! Gestern (d. 20. Mai) 20. Mai.
hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Launen des Verliebten, hier aufgeführt, das er sagt in seinem 18. Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Verän-

(*) Er zielt auf die Quetsche, in die der „Weimarische Kahn zwischen den großen Orlogschiffen“ gerieth: die Beunruhigung des Amts Großen-Rudstädt durch die Preußischen Husaren — Excesse, derentwegen der General von Möllendorf sich zu entschuldigen noch im Jahr 1785 für nöthig fand, in einem Brief an den Herzog. S. dessen Brief an Knebel Nr. 20.

derung dazu gethan. Es bestand nur aus vier Personen, welche der Doctor, Einsiedel, das Fräulein von Wöllwarth und Mlle. Schröder vorstellten. Es ist von Einem Act mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Seckendorf componirt hat. Es wurde recht sehr gut gespielt, und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge."

„Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unseres Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir seiner; und wenn es regnet oder der Wind ein bischen stärker bläst, sollten Sie das Lamento hören! „Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen!" und scheint die Sonne, so freut sie jetzt doppelt seinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Käm' er doch nur recht bald! Der Doctor reitet ihm bis Erfurt entgegen."

29. Mai. Es war der 29. Mai, als G. ihm nach Erfurt entgegen ritt. Am 30. kam Merck an, sie waren zusammen beim Stadthalter, und es wurde, wie sich denken läßt, „viel geschwätzt."

Am 31. früh auf der Hottelstädter Ecke empfangen von der Herzogin, dem Herzog, Wieland, Einsiedel &c. blieben sie den Tag in Ettersburg und kehrten Abends nach Weimar zurück.

Am 3. Juni ward der Jahrmarkt von Plundersweilen in Ettersburg gegeben; am 17. der Médecin malgré lui und Proserpina; und den 12. Juli — den Tag
12. Juli. vor Merck's Abreise — Iphigenia. „Dem Herzog hatte es Vergnügen gemacht, die Rolle des Pylades zu lernen."

Wenn es jemals zwischen Merck und Goethen zu Erklärungen über des Letztern Treiben und Wesen in Wei-

war gekommen seyn sollte, so könnte es nur jetzt geschehen seyn, wo Merck ihn zuerst an Ort und Stelle beobachten, und als ein Mann seiner Art nur nach Thatsachen beurtheilen mochte. Am wenigsten aber können seine Admonitionen von der rauhen, ja rohen Art gewesen seyn, wie sie der Falkische Spiritus nach seiner Art hinschnaubt.

G's. Geständnisse, der vor Allem gegen sich selbst aufrichtig und wahr zu seyn liebte, lauten ganz anders. „Merck's Wirkung auf mich: daß er das Alles frisch sah, was ich längst in Rechnungsausgabe verschrieben habe." Und nach dessen Abreise: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir Nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standort; so giebt das schöne Gewißheit. — Auch dünkt mich, sey mein Stand mit Cronen (Corona Schröder) fester und besser. Aber auch, außer dem Herzog, ist Niemand im Werden, die Andern sind fertig wie Dresslerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt."

Während dieses anhaltenden Besuchs war G. keineswegs in seinen Amtsgeschäften müssig geblieben. Er hatte viel Aktenkrämerei, dabei Gedanken über wichtige Veränderungen, zumal in Steuersachen, und setzte seine Hoffnung auf den von Merck (*) recommandirten Land-Commissarius

(*) S. Briefe an Merck Nr. 120, S. 264.; Nr. 121, S. 270.

Bätty, der ihm von dem Zustande der Kammergüter Nachrichten gab, die mit seinen Vorstellungen ziemlich zusammentrafen, um viele Ideen bei ihm aufzuklären.

Ein dunkler Plan der Reducirung des Militärs schwebte ihm auch vor. Er freute sich über des Herzogs Wachsen in der Vorstellung der Dinge, seinem Interesse an den Sachen und wahrer Erkenntniß. „Er sey bald über die große Crisis hinweg, und gebe ihm schöne Hoffnung, daß er auch auf diesen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebene wandeln werde."

Die Einwirkung dieses landwirthschaftskundigen Mannes auf G. muß groß gewesen seyn, denn die Unterredung mit ihm veranlaßt ihn nicht nur zu dem Wunsche: „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen Sinn kriege;" sondern auch zu ganz eigenen „Gedanken über den Instinkt zu irgend einer Sache." —

„Jedes Werk, was der Mensch treibt, hat, möcht' ich sagen, einen Geruch. Wie im groben Sinne der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden: so ist's auch im Feineren. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anstrengt, das Alles zusammen giebt eine gewisse Häuslichkeit und Ehstand dem Künstler mit seinem Element. Diese Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er sie rührt, mag den Meister anzeigen in jeder Art. Er geht, wenn er bemerken soll, gerad auf das los, wie Bätty auf einem Landgut; er träumt nicht, wie unser einer ehemals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er gerade das

an was jetzt nöthig ist. Gar schön ist der Feldbau, weil Alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menschheit trifft. Aber ich spüre zum Voraus, es ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen, mein Daseyn ist einmal nicht einfach; nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche(*) versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menschen, den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor Einem unter seinen Händen bald ein Krug, bald eine Schaale, nach seinem Willen hervorkommt. Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und Niemanden anhören darf."

Dies ist der geheime Knoten, in den G. später sein Talent und sein Geschäft zusammenzuknüpfen wußte, wie er an Knebeln schreibt.

Indem G. so, theils mit den Relationen Bätty's, theils mit den Kriegscommissions-Repposituren beschäftigt, theils in mancherlei Gedanken, Planen, Eintheilung der Zeit für die nächsten Wochen sie mit wenigem geselligen Genuß verlebte, ereignete sich wieder einmal eines von den früher so oft vorgekommenen Brandunglücken.

„In der Nacht zum 25. Juli 1779 entstand ein gewaltsames Feuer zu Apolda. Erst früh erfuhr ich's, eilte hin 25. Juli.

(*) G. gesteht sich hier das Anmaßliche seiner, wie aller Jugend, und wiederholt das Geständniß im Alter. Bd. II. 248.

und ward den ganzen Tag gebraten und gesotten. Der Herzog war auswärts in Bendeleben und Erfurt. Nun verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit zum Theil mit. So geht das Leben durch bis ans Ende, so werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe; doch erwart' ich sittsam noch starke Prüfungen, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt, über hiesige besonders, wo man doch nur das Spiel, wie in Allem, mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben (*). Die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich."

„Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Caminfeuer (**); aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen."

Um diese Zeit befand sich auch der Maler Rath May in Weimar und hatte bereits „eine Menge Angesichter" dar-

(*) „Ich mache Feuer-Anstalten, gute und schlechte, durcheinander," schreibt der Herzog an Knebel Nr. 6., den 27. Juli 1780.

(**) Aehnlich sagt der Herzog: „Man wird mit dem Elende so bekannt, daß man es sich alle Tage erwartet, wie bei Hofe 10 Schüsseln." Brief an Merck Nr. 103., S. 231. 2. Sammlung.

gestellt. Auch G. hatte versprochen, sich für die Herzogin von Würtemberg, die sowohl sein, als Wieland's Porträt, wünschte, malen zu lassen; es geschah am 26. Juli und 26. Juli.
Göethe bat Wielanden, ihm dabei seinen Oberon vorzulesen. Dieser that's zur Hälfte, d. h. so weit er damals fertig war (*). Beide Dichter waren von einander contentirt, das bezeugen sowohl Wieland's Nachrichten an Merck, als G's. Privaturtheil.

„Mit Goethen habe ich vergangene Woche ein paar gute Tage gehabt. Er und ich haben uns entschließen müssen, dem Rath May zu sitzen, der uns ex voto der Herzogin von Würtemberg für Ihro Durchlaucht malen soll. Goethe saß Vormittags und Nachmittags, und bat mich, weil Serenissimus absens war (in Erfurt), ihm bei dieser leidigen Session Gesellschaft zu leisten und zur Unterhaltung der Geister den Oberon vorzulesen. Zum Glück mußte sichs treffen, daß der fast immer wüthige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten, receptivsten Laune und so amüsable war, wie ein Mädchen von sechszehn. Tag meines Lebens hab' ich Niemand über das Werk eines Andern so vergnügt gesehen, als er es mit dem Oberon durchaus, sonderlich mit dem 5. Gesang war, worin Hyon sich von dem kaiserlichen Auftrag verbotenus acquittirt. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannst. Ein paar Tage darauf gestund er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesem Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde (**).

(*) W. an Merck Nr. 74. S. 169.

(**) G. mußte überhaupt sich erst wieder an einen Kunst-Genuß gewöh-

Und nun G's. stille Gedanken darüber:

„Es ist ein schätzbares Werk für Kinder und Kenner, so was macht ihm Niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, so weit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es setzt eine unsägliche Uebung voraus, und ist mit großem Dichterverstand, Wahrheit der Charactere, der Empfindungen, der Beschreibungen, der Folge der Dinge, und Lügen der Formen, Begebenheiten, Mährchen, Fratzen und Plattheiten zusammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's Einer außer Laune und Lage, oder Einer, der für dies Wesen taub ist, hört, so Einer, der fragt: à quoi bon?"

Die letzten Tage dieses Monats wurden G'n. noch viele Wünsche und Ahndungen in Beziehung auf den Fortgang in seinen Amtsgeschäften erfüllt. Der 1., 2. und 6. August aber waren besonders merkwürdig; in ihnen ward ein bis dahin Unerhörtes und Ungeahndetes ausgedacht, wozu die Veranlassung in zeitherigen sowohl geheimen, als öffentlichen Verhältnissen lag.

Erinnert man sich mancher früheren Bemerkung G's. über Weimar und „der tollen Compagnie," die sich hier zusammenfinde, wie nicht leicht wieder anderswo; auch seiner, wie Knebel's Klagen über die „Schiefheiten der Societät;" ferner „der beständigen Schwingungen, welche der Ennui unter den Leuten hier erhalte", und besonders, daß „bei Verhältnissen, die nicht zu ändern sind, gewisse Schärfigkeiten sich

---

nen, wenn er lange davon entfernt geblieben war. [Br. an Schiller Nr. 587, S. 67.]

sammeln und zuletzt irgendwo ausbrechen müssen, das von Zeit zu Zeit sich wiederhole"; oder humoristischer ausgedrückt: „daß an so einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich aneinander reiben, eine Art von Gährung entstehen müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch habe, nur daß es ihm manchmal ergehe, wie Einem, der den Sauerteig selbst essen solle ꝛc. (*)": so wird man, ohne sich in weiteres Grübeln und Forschen einzulassen, begreiflich finden, daß einer solchen Atmosphäre auf eine Zeitlang zu entgehen, lebhafte Wünsche sowohl bei dem Fürsten, als bei G'n., rege werden, und demnach Mittel und Anstalten ausgedacht und getroffen werden mußten, die zu dem Zwecke gleichsam neu und wiedergeboren zu erscheinen, am sichersten führten. Diese Beweggründe, wennauch nicht die ersten und einzigen, sind wenigstens die augenfälligsten und, schon wegen des glücklichen, auf beiden Seiten anerkannten Erfolgs der getroffenen Maßregel, als mitobwaltend vorauszusetzen. Eine Excursion nämlich, und zwar im strengsten Incognito, schien dazu das geeignetste Mittel.

In jenen ersten Tagen des Augusts also ward in ganz geheimer Verhandlung zwischen allein dem Herzog und Goethen, „worin unaussprechliche Dinge in großer interessanter Unterredung durchgesprochen wurden," eine Reise vorerst nach Frankfurt projectirt, wozu G. die nöthigen Vorbereitungen (am 7. August) traf, und ein Absteigequartier bei 7. Aug.
seinen Eltern (den 9. August) richtig machte. 9. Aug.

Zu den Vorbereitungen gehörte, was G. vor jeder län-

(*) S. Brief an Lavater Nr. 25. in Hirzel's Sammlung.

geren oder weitern Reise zu thun liebte, außer dem Aufräumen seiner Papiere, wo denn manches Autodafé gehalten wurde, auch das Anstellen von Betrachtungen über das bisher Gethane und Geleistete, mit Vorsätzen für die Zukunft. In beiden Beziehungen ist eine geheime Notiz seines Tagesbuchs höchst wichtig und als eine der aufrichtigsten Confessionen, die er jemals über sich abgelegt, der Bekanntmachung würdig, da sie nur zum Beweise seiner genauesten Selbstkenntniß und zur Widerlegung mancher ungerechten Anschuldigung dienen kann.

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen, und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit (*), Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wohllust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen (**); wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage ver-

---

(*) „Je verworrener ein Mensch ist, desto mehr kann aus ihm werden; Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen ꝛc." Novalis. Vergl. G's. W. Bd. IV. S. 318.: „Ohne jene Verrücktheit wär' ich nicht so weit gekommen."

(**) Desselben Fehlers, als eines seiner capitalen, zeiht er sich auch noch in der italiänischen Reisebeschreibung, Bd. XXIX. S. 36.

than(*); wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 October, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" —

Im Abklingen jener weichen gerührten Seelenstimmung, und schon zu Trost und Hoffnung sich erhoben fühlend, schreibt er an die theilnehmendste Mitwisserin seiner Leiden und Freuden, an seine Mutter, indem er ihr seine baldige Ankunft mit dem Herzog meldet:

„—"Ich habe Alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft(**), und auch für künftiges Leiden die Brust

(*) Vergl. Bd. XXVI. S. 296.

(**) Wie Aeschylus so schön sagt: „*Ζῆνα — τὸν φρονεῖν βροτοὺς ὁδώσαντα, τὸν πάθη μάθος θέντα*, Zeus, der uns zur Weisheit lenkt, daß

bewährt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet ꝛc."

Betrachtungen dieser Art pflegte er sonst, wie am Ende des Jahres, so auch an seinem Geburtstag vorzunehmen. Diesmal hatte er sie anticipirt, und so fand ihn dieser Tag, wie nach einer abgelegten Beichte, frei und froh. Am Nachmittag sagte ihm der Herzog seinen neuen Titel als Geheimerath, und er fühlte sich durch den Wirbel der irdischen Dinge, auch durch allerlei anstoßende persönliche Gefühle angegriffen; aber „es ziemte sich nicht, diese innere Bewegung aufzuschreiben."

Diesem keuschen Zartgefühl entspricht vollkommen die holde Scheu, seinen Schmerz beim Scheiden aus Italien auch nur in Versen auszusprechen, „um den zarten Duft des Gefühls nicht zu verwischen (*)."

Doch fand er sich „seit diesem Tage wie durch ein Wunder in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt und hatte nur den Wunsch, daß es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf seinen Humor."

Den guten Humor zu bethätigen bot ihm Ettersburg Gelegenheit. Die Herzogin Amalie, als geniale und joviale Beschützerin aller Musenkünste, deren sie mehrere selbst ausübte, fand besonders an theatralischen Darstellungen, namentlich Lustspielen und humoristischen Farcen ein

aus Leiden Lehre fließt." Aeschyl. Agam. nach W. v. Humboldt's Uebersetzung v. 169. 170.

(*) Vrgl. A. in D. Bd. II, II, S. 447.

unverläugnetes harmloses Vergnügen. Sie schreibt darüber mit wahrhaft fürstlicher Ingenuität an ihren Freund Merck:

„Sie wissen, daß die Schloß-Ettersburgische Nation nicht in dem besten Gerücht ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unsrem Lebensplan fort, nämlich daß Alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe ausstehen muß. Die Gräfin Bernsdorf hat die Probe des Theaters ausgestanden; Bode der dramatischen Dichtkunst, wovon ich Ihnen etwas schicke, nämlich den Prologue, Arien und die Affichen; ich selbst habe mich producirt, doch sind wir ziemlich mit Ehren davon gekommen. Bode staffirte nämlich aus einem ganz alten Stücke „die Gouvernante," ein neues, ganz artiges und sehr komisches kleines Theaterstück zusammen. Er selbst spielte die Gouvernante sehr gut; Webel einen sehr komischen Liebhaber, der Reg. Rath Schardt seinen Bedienten, die Gräfin Bernsdorf, Thusnelde, ich und die kleine Schardtin machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stücks verliebt und ihren Zöglingen dadurch alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieses Alles spielten wir nun sehr geheim, und an einem schönen Nachmittag (*) ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn von Seckendorf und Goethen herauskommen und wir spielten zu großem gaudium aller Anwesenden, wie das Alles auf dem, den Tag vorher schon gedruckten, Zettel zu lesen."

Eine ähnliche Posse von Einsiedeln den 3. September aufgeführt, war Orpheus und Eurydice; eine Farce 3. Sept.

(*) Den 31. Juli 1779.

worin die Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott," aus Wieland's Alceste auf das allerkomischeste, sowohl dem Text, als der Musik nach parodirt(*), allgemeines Gelächter und Frohsinn verbreitete. Wieland, sosehr er sonst Hofmann war, pretirte sich diesmal nicht wie sonst de la meilleure grace du monde bei diesem Spaße, den er
21. Sept. fast übelnahm. Er entfernte sich und ließ seinen Klagen darüber gegen Merck [Br. Nr. 80.] freien Lauf.

Noch findet sich in G's. Tagebuch angemerkt: „Trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viel Thorheiten."

Dies war aber auch die letzte Lust dieser Art: denn nach zwei Tagen sind die drei Reisenden, der Herzog, Goethe und von Wedel schon unterwegs(**).

Doch wußte das Publikum in Weimar immer noch nicht wohin? Ob blos an den Rhein oder weiter, vielleicht gar nach Italien, war selbst Wielanden ein Räthsel. Das Incognito glückte ihnen noch in Cassel, indem sogar bei dem Zusammentreffen und Soupiren mit Georg Forster der Herzog für den Oberforstmeister von Wedel, dieser aber drollig genug für einen Kammerherrn von Wedel passiren mußte. Forster kam erst später hinter die Täuschung, wie er auch G'n. nicht

(*) Sie wurde nämlich mit dem Posthorn accompagnirt und der Sänger hatte auf den Reim Schnuppe einen langen Triller zu machen. Der Spaß scheint am 9. September wiederholt worden zu seyn: denn W. spricht von zweien Malen.

(**) Nicht Goethe ganz allein begleitete den Herzog, wie es in der Note zu des Herzogs Brief an Knebel in dessen literar. Nachlaß Bd. I., Nr. I., S. 109. heißt, sondern auch der Oberforstmeister von Wedel, dessen auch in der Reisebeschreibung unter dem Namen der Freund gedacht wird, Bd. XVI. 239. 258. 259. u. s. w.

sogleich erkannt hatte (*). Die Sache blieb jedoch nicht lange ein Geheimniß. Das Unternehmen, so vernünftig, natürlich und menschenmöglich es war, machte in damaliger Zeit, wo das Reisen der Fürsten noch zu den Seltenheiten gehörte, doch großes Aufsehen. „Das Wundern der Leute von Adel — schreibt Frau von La Roche — von Kaufleuten und Wirthen war sehr groß: denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr staunen macht, als die verworrenste Caprice."

So gelangten sie über Cassel nach Frankfurt, verweilten hier in Goethe's elterlichem Hause nur wenige Tage und setzten ihre Reise fort über Speyer, Emmedingen, Freiburg und Basel in die Schweiz bis Genf, durchstrichen von hier das Thal Chamouny, fielen von da ins Wallis, durchzogen es aufwärts und kamen endlich über die Furka auf den Gotthardt den 13. November mit 13. Nov.
dem preiswürdigsten Glück durch die erhabensten Gegenden. „Hier beschlossen sie still zu stehen und sich wieder nach dem Vaterlande zu wenden."

Man kann denken, wie wunderbar sich G. hier vorkommen mußte, hier, wo er sich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit einige Tage aufgehalten hatte und, sein künftiges Schicksal unvorahndend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrend, seiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen gegangen war (**).

(*) S. J. G. Forster's Briefwechsel Theil I., N. XIX. S. 225.; u. Nr. XX., S. 230.

(**) S. Bd. XVI., 296. Und so hatte G. Recht, das Leben mit dem Gänsespiel zu vergleichen. S. Z. Nr. 760.

— So verließen sie denn die Schweiz, die sie mit dem Anfang des Octobers betreten hatten, wiederum mit dem Schluß des Novembers und brachten den Rest des Jahres auf Excursionen in die Umgegend (*) und mit Verweilen an verschiedenen rheinischen Höfen, namentlich dem Darmstädtischen, zu, und trafen am 13. Januar 1780 wiederum glücklich in Weimar ein, „angekündigt aufs Vortheilhafteste und herzlichst erwartet."

(*) Auf dieser Reise nur kann es gewesen seyn, daß G. einen Abstecher nach Sesenheim machte, um seine Friederike noch einmal zu sehen, worüber Bd. XXVI., S. 84. u. f. nachzulesen ist.

1780.

Dies ist nun die in ihrer politischen, moralischen und socialen Wirkung und Folge so bedeutsam gewordene, im Leben des Fürsten, wie seines Mentors, Epoche machende Reise, die als Unternehmung für ein gefährliches Wagniß, nach ihrem glücklichen Ablauf als ein meisterhaftes Drama, in ihrer schriftlichen Darstellung als ein Poem, als eine Epopöe gelten sollte.

Wie menschlich, lieb, gut und fromm, man möchte sagen, auf den reinen Grundton seiner gefühlvollen Seele, Goethe wiederum gestimmt war durch das Glück dieser von Wetter und Wegen begünstigten Reise, durch das Wiedersehen seiner geliebten und mit ihm vollkommen zufriedenen Eltern, durch die Herzensergießungen mit Lavater — das sagt uns ein noch in den letzten Tagen seines Aufenthalts in Zürich geschriebener Brief an Knebel: 30. Nov. 1779.

„So schön und glücklich, daß man sich nicht unterstehen darf zu preisen, ist unsere Reise bisher gewesen. Helfe die willige Glücksluft weiter und führe uns gesund wieder zu Euch! So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott

bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment ans Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und „wenn ich unhold werde, zeig ihn mir vor, daß ich in mich kehre ꝛc."

„Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz*in der nächsten Nothdurft hat: das schließt an einander und speit was feindlich ist sogleich aus!" — —

„Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. ist weder in Israel noch unter den Heiden. — Leb wohl und vergnügt und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung sind, Euch freundlicher als jemals entgegen zu gehen" ꝛc.

Goethe selbst erkannte zunächst nicht nur das Glück, sondern auch die Wichtigkeit des Gelingens dieser Reise, und wünschte das Andenken daran durch ein Denkmal, das zugleich als sinnvolle Zierde dienen könnte, erhalten zu sehen.

„Du weißt — schreibt er an Lavater [Br. Nr. 19.] — im Nov. 1779.
wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist, und wie gewiß eine neue Epoche seines und unsers Lebens sich davon anfängt. Wenn wir nach Hause kommen, so lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort; dorthin, an einen schönen Platz, möcht' ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es sind auch Nebenabsichten dabei. Ueberall spielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälse und Bäuche ihm immer fatal gewesen sind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, steht noch gar nichts dergleichen; dieses wäre das erste und wahrhaftig wahre: denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto ist keine bloße Phrase. — Zu diesem Monumente habe ich in meinem Kopf allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künstler, die um mich sind, könnte zusammenpossseln lassen, herbeigesucht; doch seh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, seitdem mich der Gedanke beschäftigt, habe ich gewünscht: Du möchtest Fueßli bereden können, daß er aus seinem ungeheuern Reichthum etwas zu diesem guten Werke herübergäbe. Das ist der einzige Weg, wenn alsdann unser Bildhauer nicht ganz von Gott verlassen ist, daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können."

G. giebt hierauf seine Gedanken ausführlicher an, die Ideen, die er in symbolischer Bezeichnung zu einer Inschrift zusammenbindet und hernach auslegt, mit der Bemerkung

schließend: „Das Alles zusammen gebe ihm eine Empfindung, die er nicht schöner zu ehren wisse, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben."

So läßt er denn auch hierdurch die religiöse Grundlage seines Gemüths erkennen, die so gewiß dieselbe verbleiben mußte, wie Er bis an sein Ende derselbe verblieb.

Anfangs wollte G. seine Gedanken einigen Künstlern mittheilen, sie hinüber und herüber mit ihnen durchtreiben, und sehen, ob ihnen einer einen bessern Körper gebe. Seitdem er aber Fueßli's letzte Sachen bei Lavater gesehen hatte, drang er in diesen, den Künstler zu einer Zeichnung zu bewegen. Da es demselben aber fatal seyn müsse, wenn ihm Jemand was vorerfinden oder angeben wolle (*), so gebe er gern seine Form des Ganzen, die einzelnen Figuren und die Inschrift dazu auf, wenn Jener sich der Sache annehmen wolle. Er werde gewiß die Idee stärker, größer, treffender und neuer ausdrücken. Auch alles Uebrige, Gestalt, Größe, Steinart, Standort gebe er ihm anheim. Zuletzt bittet er wiederholt und dringend: „Sieh ob Du etwas über ihn vermagst, ob Du der fröhlichen Zeiten, die wir wiedergelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unsre Wohnung drücken kannst. — Ich wünsche es diesen Winter fertig zu bringen und auf das Frühjahr zum ersten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzustellen. Versuche also, ich bitte Dich, Deine Wunderkräfte, um mir zu verschaffen, was nicht ein eitler Wunsch ist.

(*) G. substituirt hier, aus großer Selbst- und Menschenkenntniß, dem Künstler sein eigenes Gefühl, mit dem Tact, den z. B. Schiller nicht hatte, der G'n. immer vorzuerfinden wußte, so beim Faust, beim W. Meister, beim projectirten Tell u. a. m.

Schaffe, daß er es macht und schnell macht, und kröne mir auch dieß Jahr und sein Glück mit diesem letzten Zeichen" (*).

Die moralischen Wirkungen in der weimarischen Societät waren gleichfalls so günstig und erwünscht wie möglich. Wieland, dieses äußerst sensible Organ der Gesellschaft, läßt sich darüber mit naiver Menschen- und Selbstkenntniß communicativ also vernehmen: 17. Jan.

„Die Schweizerreise, nach dem Wenigen, aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst davon vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Goethens meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist: denn am Ende hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das nicht geschehen, sondern alle Elemente und Wetter machende Götter und alle übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, so freundlich und gutlaunig gewesen und von Anfang bis zu Ende lauter gute Karten gegeben haben, deß sind wir nun alle herzlich froh; sollen und wollen aber anbei das Verdienst dessen, der das Spiel spielte, nicht

(*) G's. Idee ist ausführlich angegeben in dem Briefe an Lavater [Nr. 19.]. Das Monument kam jedoch in der Art nicht zu Stande, dagegen ein anderes, das noch jetzt im Park befindlich, einen antiken Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inschrift Genio hujus loci darstellt.

mißkennen: denn ein schlechter Spieler verliert auch mit guten Karten.“ —

„Wie wir homunciones nun von jeher gewesen sind und immer bleiben werden, so könnt Ihr Euch leicht vorstellen, daß der glückliche Ausgang dieser Reise, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae, bei männiglich einen großen Effect gemacht und Goethen in ein sehr günstiges Licht gestellt hat, und dies umsomehr, da er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Tone zu musiciren (*) angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden. Wenigstens gedenke ich meines Orts Nichts daran zu verderben.“

Der Herzog seinerseits ist gleichfalls mit dem Eindruck, den seine Wiedererscheinung gemacht hat, sehr zufrieden. „Es hat mich bei meiner Rückkunft [d. 13. Januar] gefreut
31. Jan. — schreibt er an Merck [Nr. 97.] — daß der erste Eindruck, auf welchen ich erstaunlich sehr halte, die Leute mit denen ich leben muß betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern gut gewesen ist. Es hat mich eine gewisse Honnêteté angerochen — freilich fällt durch den langen Genuß der Vorzug der Neuheit sehr weg und das Gewöhnliche macht es ein klein Wenig unleidlich; aber genug, die Erinnerung eines guten Eindrucks auf uns verbessert doch Vieles auf lange Zeit.“

(*) Also nicht mit dem Posthorn wie beim Abschied im vorigen Jahre!

Freilich ist es eine gewöhnliche, aber doch sonderbare Erscheinung, daß die Menschen Glück und Freude selten rein genießen können, sondern sie immer selbst trüben durch Betrachtungen der kurzen Dauer und Vergänglichkeit aller Dinge (*). Dieser traurige Unkenruf des respice finem, der als ächt- und urdeutsch schon das ganze Nibelungenlied als Refrain durchklingt, tönt nun auch hier selbst durch jene heiteren Zugeständnisse eines glücklichen Gewinns hindurch. Auch in der Herzogin Wunsch: „Gott gebe nur, daß die Weimarische Atmosphäre nichts wieder verdirbt!" [Br. an Merck Nr. 93.] Noch lauter und stärker bei Wieland: 10. Jan.
[Nr. 96.] 17. Jan.

„Ob und wie lange es übrigens in diesem dulci jubilo fortdauern werde und könne, sey nebst allen futuris contingentibus den Göttern überlassen. Wehe den Unglück krächzenden malis avibus! Das Böse kommt immer zu früh, wenn's kommt, ohne daß man nöthig hat, es zu anticipiren, und sich dadurch noch die Illusion des angenehmen Gegenwärtigen zu verderben."

So merkt der gute Wieland nicht, daß er sich selbst ein Weh zuruft, wenn er mit Bewußtseyn solche Worte in den Mund nimmt und gleichwohl das Ueberflüssige und Unnütze dieser Bemerkung einsieht!

Wie anders dagegen zeigt sich G. nicht nur in diesem, sondern in allen ähnlichen Fällen! Wohl hatte er Recht zu bemerken: „Wieland bedenke oft nicht was er sage" (**) Man sieht übrigens, daß die vormals obwaltenden und nun gehobenen Mißhelligkeiten nicht von einer Seite allein her-

(*) Vergl. G's. Bemerkung darüber Bd. XLIX, 52.
(**) Br. an Lavater Nr. 24, S. 88.

rühren konnten, und daß so wunderliche, hypochondrische, unzufriedene Naturen wie Knebel und Herder, und so launische, veränderliche, reizbare wie Wieland und seines Gleichen, die übrigen anonymen Gestalten von Männern und Frauen in der Weimarischen Societät — „jene Dresslerpuppen, denen nur der Anstrich fehle" — nicht einmal mitgerechnet, noch weniger das mit seinem „Vatinianischen Hasse" unisono einstimmende Publikum, ihren großen, ja wohl größten Mitantheil daran haben mochten.

War nun auch durch die einen großen Theil zu Fuß gemachte Wanderung Körper und Geist der Reisenden gestärkt und ihre Gesundheit befestigt worden; so hatte gleichwohl die rauhe Witterung am Schluß und Anfang des Jahres, und der Aufenthalt an den rheinischen Höfen wiederum einigen Einfluß auf sie bekommen. Eine Influenza, in der Art, die jetzt Grippe heißt, und sich damals über halb Europa erstreckte, in Paris unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la coquette ihren Umlauf machte, hatte nach ihrer Zurückkunft zuerst den Herzog [Br. an Merck Nr. 97.], dann auch Goethen und zuletzt Wieland [Br. an Merck Nr. 99. und Nr. 101.] überfallen. Alle drei erholten sich einer nach dem andern. Der Herzog zuerst, nach seiner Curmethode, durch Bewegung in freier Luft; G., zwar anfangs gleich so in seinem frühern Geschäftsgange, als wäre er gar nicht entfernt gewesen, wurde nachher desto stärker gepackt, daß er mehrere Wochen hindurch wonicht ganz unthätig, doch zu keiner anstrengenden Arbeit aufgelegt war. Schon in Frankfurt, als sie in der Kälte an den Höfen herumzogen, war es ihm „nicht just"; die Bewegung der Reise und der ersten Tage ließ es aber nicht

zum Ausbruch kommen. Doch hatte er eine böse Zusammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnahme, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war. Inzwischen benutzte er die guten Stunden zur Redaction seiner Schweizerreise, deren wichtigster Theil aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung componirt ward. [G. an Merck Nr. 102.] Sie fand nicht nur, als er sie der Gesellschaft vorlas, allgemein Interesse und Beifall, sondern erwarb sich auch Wieland's kunstverständige, in den Werth der Sache und das Verdienst des Autors eingehende Belobung, zu G's. Freude und Zufriedenheit, obschon er in der weisen Demuth seines Herzens für sich bemerkt:

„Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden, preist uns an, und die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopee! Das Glück giebt die Titel, die Dinge sind immer dieselben."

„G's. Beschreibung ihres Zuges durch Wallis über die Furka und St. Gotthardt, womit er uns vor Kurzem bei der Herzogin Mutter regalirt hat, ist mir in ihrer Art 7. Apr.
so lieb, als Xenophon's Ἀνάβασις. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die sich ihnen entgegenstellten. Das Ding ist eines von seinen meisterhaften Productionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stück, mir war die schlaue Kunst in der Composition noch lieber, wovon jene Nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakspeare un-

terscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego, überall durchschimmert (*), wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin (wenigstens in der Skizze, die uns G. las) selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so characteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken."

„Das Opus ist wohl nicht ganz fertig, und nach dem was er mich hat merken lassen, wird er noch viel Interessantes theils einschieben, theils hinzuthun. Es bleibt vor der Hand, wie natürlich, Manuscript für Freunde intimioris admissionis und Du wirst also Deinen Antheil auch davon
16. Apr. bekommen." [Br. an Merck Nr. 104.]

Da Wieland zu ebender Zeit auch seinen Oberon
27. März. vollendet aufweisen konnte, und dadurch, wie er Mercken versichert [Nr. 101.], seine Actien beim Herzog, wie bei Goethe sehr stiegen, Letzterer ihm auch einen Lorbeerkranz
7. Apr. ins Haus schickte [Nr. 102.]; so darf man sich nicht wundern, daß er als ein laudatus a viro laudato, der sich ihm im schönsten Lichte (einer sonst bei Poeten nicht leicht anzutreffenden Neidlosigkeit) gezeigt hatte, höchst erfreut, mit Allem was G. thut und sagt, kurz mit seiner ganzen Art zu seyn gänzlich zufrieden ist. Das Nämliche gilt ihm auch vom Herzog und bedünkt es ihn überhaupt: es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, und er werde in G's. öffentli-

(*) Natürlich! da in G's. Schilderungen immer das schöne Subject, das sie als seine Empfindungen giebt, mithindurchscheint. Die Ebenheit, Reinheit und Klarheit eines Spiegels muß sich wohl in seinen Bildern mitabspiegeln.

chem Benehmen eine σωφροσύνη gewahr, welche die Gemüther (die einen vatinianischen Haß [Br. Nr. 80.], ohne zu wissen warum? auf ihn geworfen hatten) nach und nach beruhige und ihm Bürge sey, daß noch Alles so gut bei uns ausgehen werde, als man's rationabiliter verlangen könne" [Nr. 104.] und — setzen wir Andern aus Erfahrung hinzu — die Zeit ausgewiesen hat.

Außer der Beschreibung der Schweizerreise war auch noch das kleine Singspiel Jery und Bäthely, und zwar unterwegs, zu Stande gekommen. Es versetzt uns daher in die eben verlassene Atmosphäre, und wir fühlen uns noch von jenem eigenen Bergquellen- und Mattenduft angeweht und in die stille Einsamkeit des Locals zu der ruhigen Einfachheit natürlich-edler Menschen in Gefühl und Sitten zurückgeführt.

G. sendete bereits am 29. December 1779 von Frankfurt aus das Stück an seinen Jugendfreund Christoph Kayser, und abermals in zweiter Abschrift den 30. Januar, mit einer ins Einzelne gehenden Anweisung, wie er es componirt wünsche. „Edle Gestalten — schreibt er — sind in Bauerkleider gesteckt, und der reine einfache Adel der Natur soll in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleiben." Seine ferneren Andeutungen, wie überhaupt seine Ansicht musicalischer Composition solcher Singstücke, wie er sie liebte und in Mehrzahl zu dichten vorhatte und versuchte, verdienten bekannt zu werden, um von der monströsen Ueppigkeit unserer jetzigen, heiligen wie profanen, Musik — nicht einen unmöglichen Rückweg — nur einen ernsten und nachdenklichen Rückblick in jenes nun einmal

verlorene Paradies der Unschuld und Keuschheit der Töne zu veranlassen.

Auch zeichnete G. wiederum, wennnicht viel, doch immer etwas, auch einige Male nach dem Nackten. Bald suchte er sich in dem geschwinden Abschreiben der Formen zu üben, bald in der richtigen Zeichnung, bald suchte er sich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung, theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen, Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und so immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten." Er machte dabei ganz eigene, auch in sein poetisches Verfahren eingreifende Betrachtungen.

26. Febr. „Es fängt an besser zu gehen und ich komme mehr in die Bestimmtheit und in das lebhaftere Gefühl des Bildes. Das Detail wird sich schon nach und nach herausmachen. Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem **Ganzen ins Detail** herausarbeiten und entwickeln können(*). Durch Aggregation begreife ich Nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen drunter liegen und es überall raucht: so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink übers Ganze zusammen(**)."

(*) Eine Bemerkung, die Schiller im Anfang seiner Correspondenz mit G. (Brief Nr. 4.) und späterhin (Nr. 398.) nur mit seinen Worten macht, G'n. aber dadurch doch nichts Neues sagt, der indessen immer so artig ist zu versichern: „S. erzähle und lege ihm seine Träume aus" (Nr. 297.) — eine Lieblingsredensart, die öfter vorkommt, z. B. an Zelter Nr. 787. S. 178.

(**) So erging es ihm auch mit dem Abschluß des W. Meister. [S.

„Ich sprach davon mit dem Herzog; er sagte mir eine gute Idee.“ „Die Sachen haben kein Detail, sondern jeder Mensch macht sich darin sein eigenes. Manche können es nicht, und diese gehen vom Einzelnen aus, die Andern vom Ganzen.“ 26. Febr.

„Wenn man diesen Gedanken bestimmte und ihm nachginge, eigentlich was er sagen will, nicht was er sagt, beherzigte, würde es sehr fruchtbar seyn.“

Jene Bemerkung bethätigte sich durch den Vorsatz das Leben des Herzog Bernhard's zu beschreiben.

„Zur Geschichte Herzog Bernhard's — schreibt er an Merck [Nr. 102.] — habe ich viel Documente und Collectaneen zusammengebracht, kann sie schon ziemlich erzählen und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen.“ 7. Apr.

Und in einem späteren Briefe an Lavater [Nr. 23.]: 5. Juni.

„Ich scharre nach meiner Art Vorrath zu einer Lebensgeschichte dieses als Helden und Herrschers wirklich sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen ist, zu-

---

Schiller's Corr. Nr. 130. S. 271.] Vergl. auch noch, was G. über das verschiedene Verfahren bildender Künstler [Bd. L., S. 40. 41.] bemerkt, mit dem, was Schiller [Nr. 158.] von dem seinigen aussagt. Gewöhnlich mußte er erst etwas im Sinne beisammen haben, ehe er zur Ausführung schritt. [XXVI., 299.]

sammen, und erwarte die Zeit, wo mir's vielleicht glücken wird, ein Feuerwerk daraus zu machen. — Sein und seiner Brüder Familiengemälde interessirt mich noch am meisten, da ich ihren Urenkeln, in denen so manche Züge leibhaftig wiederkommen, so nahe bin. Uebrigens versuche ich allerlei Beschwörungen und Hocus Pocus, um die Gestalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor (*), wenigstens bis an den Gürtel aus dem Grabe steigen zu lassen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, ins Bockshorn zu jagen."

21. März. „An Herzog Bernhard's Leben im Gehen viel gedacht (**). Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, darum das Dictiren weiter zu treiben."

26. März. Und so hat er denn mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen: — Marc-Aurelische Betrachtungen, moralischer und politischer Art, könnte man es nennen.

4. März. Indem er seinem früher nur gemietheten Garten, wie er sich ausdrückt, „das Pachtkleid auszuziehen anfängt," lassen ihn die nach und nach daran gemachten Veränderungen über die Veränderung seiner Sinnesart nachdenken und ihm Vieles lebendig werden.

6. März. Er ermahnt sich und Lavatern [Nr. 21, S. 75.] in

(*) Siehe 1 Samuelis Cap. 28, V. 14.

(**) Warum das Werk dennoch nicht zu Stande kommen konnte, sagt G. selbst Bd. XXXI, S. 6.

ihren Briefen Ordnung zu halten und sie zu heften: denn die Zeit vergehe, und das Wenige, was ihnen übrig bliebe, wollen sie durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren; und indem er ihn bedauert, so mit kleinen Geschäften geplagt zu seyn, gesteht er, wie aus eigener Erfahrung: „Dieses sey einmal Schicksal. In der Jugend traue man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, wenn es aber um und ankomme, habe man alle Hände voll zu thun, nur ihren Mist beiseite zu bringen. Es gehöre immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen müsse es auch seyn (*).“

Merkwürdige und schon so frühe Einsicht in das Weltwesen, die er allenfalls am Ende seines Lebens hätte aussprechen mögen! Aber er fühlte sich ja berufen

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten ꝛc.“

und so ist diese Prolepse nur eine dem Dichterbewußtseyn gewöhnliche.

„Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so un- 26. März.
vermeidlich. Wundersam! ich habe so Manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch — wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden seyn. Es ist, als ob ein Genius oft unser ἡγημονι-

(*) Schon drei Jahre vorher schrieb er an Merck [Nr. 40.]: „Es ist ein wunderbar Ding ums Regiment dieser Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten.“ — Diese Art von Cynismus in Worten erlaubte sich G. in vertraulichem Gespräch, und man mußte zugeben, daß er ihm gut ließ: denn er traf damit immer den Nagel auf den Kopf.

κὸν verdunkelte, damit wir zu unsérem und Anderer Vortheil Fehler machen (*)."

„Ich war eingehüllt den ganzen Tag und konnte den vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehen. Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege (**)."

29. 30. März. So hatte er am 29. März dieses Jahres den aufräumenden und ordnenden Tag; am 30. den erfindenden, ebenfalls bei einer starken Bewegung. Er ging zu Fuß nach Tiefurt und „hatte gute Erfindung" — Tasso. Abends wenige Momente sinkender Kraft. Darauf Acht zu
31. März. geben woher? Den 31. die Dämmerung des Schlafs gleich mit frischer Luft und Wasser weggescheucht. Sehnte sich schon die Seele nach Ruhe, und ich wäre gern herumgeschli-

(*) „Bei mancherlei Geschäftigkeit
Hast Du Dich ungeschickt benommen." —
„Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht soweit gekommen." [VI, 318.]

(**) „Alter Mond, in Deinen Phasen
Bist Du sehr zurückgesetzt,
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phrasen." [III, 283.]

Dürfte und würde er jetzt noch ausrufen, könnte er alle die kritischen „Phrasen" vernehmen, die seine Taxatoren über ihn ausgehen lassen.

chen. Raffte mich und dictirte an der Schweizerreise. Conseil. Momentane Bewegung, widerstanden und überwunden. Es scheint das Glück mich zu begünstigen, daß ich in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abschütteln soll. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante (*). Sauer laß ich mir's denn doch werden."

Seine Selbstbeobachtungen erstrecken sich daher auch auf seine Diät.

„Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem Englischen Bier in Acht zunehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich (**). — Ich trinke fast keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle daß ich Flügel habe und sie sind nicht zu gebrauchen. Es wird auch werden, indeß erhol' ich mich in der Geschichte (***) und tändle an einem Drama (****). 1-15. Apr.

(*) „Gleich ist alles versöhnt,
Wer redlich ficht, wird gekrönt." [II, 255.]

(**) Vergl. den Stoßseufzer Bd. II. S. 275.

„Ach, man sparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher seyn —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!"

Die Weiberthränen hörten auch auf. „Da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, so ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitiren, da brennt's noch;" schreibt er unter demselben Datum in seinem Tagebuch. Auch der Herzog bemerkt gegen Knebeln [Br. Nr. 6.]: „Hier geht sonst Alles ziemlich gut. Verliebt ist fast Niemand mehr!" 27. Juli.

(***) Er meint das Leben des Herzogs Bernhard.

(****) Jery und Bätely, desgl. die Vögel.

Nun hatte er auch wieder, wie schon früher, von der Zukunft Ahndungen, welche aus der Sachlage seiner Geschäfte sowohl, als aus der bisherigen mehrseitigen Tüchtigkeit in dem, was er verwaltet hatte, hervorgehen mußten.

13. Mai. „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse — notirt er sich in seinem Tagebuche. — Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verläugnet, ist **werth** zu herrschen und **kann** herrschen."

Er ruckt nun wieder an der leidigen Kriegscommissions-Repositur. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen; es wird doch! und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich, es ist des Zeugs zuviel von allen Seiten und der Gehülfen wenig."

Desto glücklicher durch tüchtige Gehülfen ist er in Verbesserung der Kammergüter, namentlich durch den oben schon genannten, vom Herzog wie von Goethen hochbelobten, Landcommissarius Bätty. Zuerst im Amte Großrudstädt. Seine Anstalten werden gut befunden und seine Handelnsweise mit den Leuten unverbesserlich. „Wenn wir nachhalten so wird's gut; aber freilich Jahre lang immergleich nachhalten." — Späterhin auch im Oberlande, wo G. durch ihn mit dem größten Vergnügen auch endlich einmal etwas gethan sieht, und eine befohlene Einrichtung

ordentlicher, geschwinder und ausführlicher vollbracht, als es das gnädigste Rescript nicht besagen konnte. Dieses Wunder erregte auch bei dem Herzog große Freude. Darum ist dieser Mann auch sein fast einziger lieber Sohn an dem er Wohlgefallen habe. So lange er lebe, solle es ihm weder fehlen am Nassen noch Trocknen (*).

Nicht ganz so glücklich war er mit einem andern Untergebenen, „der zwar die Mängel gut sah, aber nicht im Stande war eine Warze wegzunehmen; und der, wenn er ein Amt gehabt hätte, Alles mit dem besten Vorsatz würde durcheinandergerührt haben." Doch will er ihn auch nicht verlassen: er nütze ihm doch und sey wirklich ein edler Mensch. In der Nähe sey's unangenehm so einen Nagewurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammere, was nicht ist, wie es seyn sollte. „Bei Gott — setzt er hinzu — es ist kein Canzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß in zehn Jahren, thun kann. Dafür weiß ich auch, was sie alle nicht wissen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche! Was ich trage an mir und Andern sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt

---

(*) Nach seiner Maxime:

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?" —
Wenn er befiehlt mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen." [IV, 312.]

die er auch bei Einrichtung der Jenaischen Bibliotheken und Museen, wie in eigener Wirthschaft, befolgte.

13. Mai. lebe und wachse und gewinne was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können."

Ein Glück war es daher für Goethen, daß, während er auf allen Seiten auf Gegenwirkung und Beschränktheit stieß, er in desto innigerem Verständniß mit seinem Fürsten die großen Zwecke, die sich Beide vorgesetzt hatten, erstreben konnte. Das aufrichtige Lob, das er dem jungen Herzog bei mehreren Gelegenheiten ertheilt, spricht abermals für die günstige Veränderung, die auch mit diesem vorgegangen war, für den Ernst, mit dem er sich die Regierungsgeschäfte angelegen seyn ließ, und seinen Wachsthum in allen fürstlichen Tugenden.

im April. „Der Herzog ist wohl und wir führen unsere Sachen getreulich und ordentlich weiter."

im April. „Der Herzog wird täglich besser, nur ist's ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang vonuntenauf zu setzen. Er kommt auch manchmal dazu, sieht wo es fehlt, aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine."

im Aug. „Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat." [G. an Lavater Nr. 27.]

„Den guten Landes- und Hausvater würdest Du,
im Oct. näher, mehr bedauern. Was da auszustehen ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird Niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer."

„Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat (*).“ [G. an Lavater Nr. 29.]

Von welchem Ernst und Eifer aber G. für seinen Wirkungskreis sich beseelt fühlte, davon zeugt eine Confession gegen Lavater, die nur erst im Zusammenhange mit dem Detail seines hiesigen Lebens bisher ihre rechte Bedeutung, ihr volles Gewicht erhält.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide (**) meines Daseyns, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“ im Aug.

„Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit

(*) Zum Verständniß dieser Stellen dient zunächst das Gedicht „Ilmenau am 3. September.“ [Bd. II, S. 145.] Der Character des jungen, damals noch im Werden begriffenen Fürsten wird darin [S. 150. 151.] mit ebensoviel Wahrheit als Liebe gezeichnet.

(**) Vergl. Bd. IV, S. 46. —

„Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens rc.“

die St . . . mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind."

13. Mai. Inzwischen war auch das neue Theater fertig geworden. Ein Stück „Kallisto" von Seckendorf(*), und G's. „Jery und Bätely" wurden probirt. In dem ersten
25. Mai. Stücke hatte G. eine schlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück gespielt, und allgemein den Eindruck gemacht, den er hatte machen wollen.

„Ist Kallisto ein schlechtes Stück, und Bätely schlecht componirt (**), es unterhält mich doch. Das Theater ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe." — Auch an Versuchen, große Musikwerke aufzuführen, fehlte es nicht. Händel's Messias ward oft probirt und „gab ihm neue Ideen von Declamation." Oeser war ebenfalls wieder angekommen und brachte die Decorationsmalerei auf einen bessern Fuß und G. vernahm ihn darüber recht ad protocollum. Er fing nun an die Vögel zu schreiben, und fuhr nach und mit unzähligen Unterbrechungen daran fort bis in den August.

22. Mai b. 25. Juni. „Meine Tage — merkt er im Tagebuch an — waren von Morgen bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch Mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre.

(*) Kallisto, Trauerspiel von Siegm. v. Seckendorf. Dessau, 1794. 8.

(**) Ebenfalls von Siegm. v. Seckendorf, späterhin erst von Christoph Kayser.

Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! Doch sind wir hier sehr gut daran. Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein steinern Aushalten. Wenn nur immer schön Wetter wäre! Wenn die Menschen nur nicht so pover (pauvre) innerlich wären und die Reichen so unbehülflich! Wenn u. s. w. Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. s. w. auch ankommen. Wie weit ist's vom Kleinsten zum Höchsten!"

Um einen kleinen Begriff von dem bunten Gewirr seiner Thätigkeit, pflichtmäßigen wie freiwilligen, seiner abgenöthigten oder willkührlichen Zerstreuungen während eines Vierteljahrs, das nicht einmal das reichste daran ist, zu geben, mögen hier, mit Uebergehung der regelmäßig fortlaufenden Geschäfte, als Conseil und Kriegscommission, nur die namentlich im Tagebuch angeführten, zu einem flüchtigen Ueberblick gebracht seyn, vom 26. Mai bis 26. August.

„Theaterproben, Reisen nach Gotha, Mineralogische Beschäftigungen (*), Decorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, physikalische Versuche mit dem Electrophor zu Ettersburg; zu verschiedenen Tagen in promptu wiederholtes Dictiren an den Vögeln und deren erste Aufführung am 18. August; Feuersbrünste, erst in Großbrembach, wobei G. 26. Mai b. 26. Aug.

(*) Denen er sich mit Leidenschaft ergab, „durch sein Amt dazu berechtigt." S. Br. an Merck Nr. 113.; u. Nr. 120.

sich wiederum durch persönliche, lebensgefährliche Thätigkeit auszeichnete, wie im Jahr 1776 den 22. Mai in Neckeroda; dann in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda; Fahrten zum Bergsturz bei Kahla, herrschaftl. Besuch und Diner in Jena; Lust und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely; Besuch von benachbarten Herrschaften, von Fremden, als: Leisewitz, Schröder und Gotter, zuletzt der Markise Brankoni(*), von deren schöner Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoß.

28. Aug. So war denn abermals ein 28. August herangekommen, an dem er früh im Garten auf- und abspazierend überlegt und nachdenkt, was in diesem seinen zu Ende gehenden 31. Jahre geschehen und nicht geschehen sey, was er zu Stande gebracht, worin er zugenommen; wo und an welchen Ecken es ihm noch fehle, was er dies Jahr nicht gethan, nicht zu Stande gebracht; kurz, an welchem er sich über gewisse Dinge so klar als möglich zu machen sucht.

Nun folgt, auf ein ausgebreitetes Gespräch mit dem Herzog über moralische Verhältnisse, worin dieser sich sehr klar und kräftig zeigt; auf die Ausstellung der Academie-
3. Sept. Zeichnungen an dessen Geburtstag (den 3. September), wiederum die jährliche Reise ins Oberland; wo denn Beide angenehm durch Bätty's kluge, bereits erwähnte Einrichtung überrascht werden.

im Oct. Zurückgekommen am 10. October, fängt G. gegen Ende des Monats an, den Tasso zu schreiben und fährt fort, nächst dem ordentlichen und fleißigen, Schritt vor Schritt nach Vermögen vorwärts gehenden, Betrieb seiner Amtsgeschäfte,
3. Nov. — „wobei der Herzog, der täglich wächst, sein bester Trost

(*) S. G's. Br. an Lavater Nr. 28.

ist," — auch im folgenden Monat immer des Morgens daran zu schreiben, und wenn nichts gehen wollte, zu zeichnen. Das Ende des Jahres bringt ihm noch viel Arbeit im Dec. und Bearbeitung, zumal in der Kriegs-Commission, wo er endlich einen hinderlich-lästigen Amtsgenossen abgeschüttelt hat, sodaß er mit der Bemerkung schließt: „Diesen Monat hab' ich mir's sauer werden lassen."

---

1 7 8 1.

Auch das nächste Jahr wird für G. ein arbeitvolles, worin er das Verschiedenste leidet und leistet.

Gleich zu Anfang ist es wieder die Kriegscommissions-Repositur, die ihn ernstlich beschäftigt, um jetzt, nach Abschüttelung des hinderlich-lästigen Amtsgenossen, alle Fäden zu ergreifen und Licht, Ordnung und Sparsamkeit darin durchzusetzen. Daneben stellen sich die um diese Jahreszeit herkömmlichen Hof-Vergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten, Geburtstagsfeiern, Besuche von fremden Herrschaften, eins nach dem andern ein, worüber so ziemlich das Frühjahr herankömmt, und so ist er genöthigt, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken, mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen, womit man oft eigene und fremde Noth übertäube. Da er diese Sachen als Künstler tractire, so gehe es noch."

Februar. „Indeß fühlt er sich doch die Zeit über krank, meist ohne es zu sagen, damit Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Er halte es oft mit den Zähnen(*), wenn die Hände versagen. Er findet, daß er doch fast zuviel sich auflade, und wieder kann er nicht anders. Staats-

(*) ἀπρίξ, ὀδάξ.

sachen sollte der Mensch, der darein versetzt ist, sich ganz widmen, und Er möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen. [Br. an Lavater Nr. 31.] 19. Febr.

Dieser Begierde, „die verschiedenen Röhren seiner geistigen Existenz in gleiche Höhe heraufzupumpen," oder — wie wir bald hören werden — „keine Grube völlig auflässig, sondern durch einige Zubuße im Gang zu erhalten," entsagte er auch in spätern Jahren nicht: „denn sich gänzlich zu isoliren, wie Wieland gethan — gesteht er einmal an Schiller [Br. Nr. 593.] — sey auch nicht rathsam."

Doch erwirbt er in amtlichen Dingen täglich mehr Gewandtheit, und vom Geist fallen ihm täglich Schuppen und Nebel, daß er denkt, er müsse zuletzt ganz nackend dastehen, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug. [Br. an Lava- 18. März.
ter Nr. 32.]

Was ihn übrigens tröstet und aufrecht erhält, ist zuförderst der Umgang mit einigen Freunden, zu denen auch Kayser, sein Jugendgenoß, gehört, der nach Weimar gekommen sich den Winter hier aufhält. Mit diesem hat er viele und gute Gespräche über Musik, und hofft, sein Leben hier solle ihn geschmeidiger machen, da er Gelegenheit habe, in seiner Kunst Manches zu sehen und zu hören. Auch hatte er Absichten mit ihm, die er, nachdem sie reifer geworden, sowohl Lavatern als Kaysern im Juli eröffnen wollte. Sein Plan war, ihn bei Gluck einzuführen, wozu er alle Vorbereitungen traf; der Herzog selbst schrieb an den Ritter und auf günstige Antwort wurde K. über München nach Wien instradirt und mit reichlicher Geldanweisung (den 10. Sept.) von Weimar aus versehen.

„Mit der im Frühjahr wieder auflebenden Natur fängt auch Er an wieder aufzuleben, da um ihn herum alle Keime sich zu regen anfangen. Jeden Morgen empfängt ihn eine neue Blume und Knospe, und diese stille, reine, immer wiederkehrende, leiblose Vegetation tröstet ihn über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel, die ihm manchmal warm gemacht haben mögen; denn er schreibt an Lavater:

„Ja, lieber Bruder, Du könntest mich schon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen, was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben! In mir reinigt sich's unendlich, und doch gesteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll' und Himmel, die Du so schön bezeichnest, in mir Einem. Oder vielmehr, mein Lieber, möcht' ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist und worin sie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durcheinandergehen
7. Mai. und wirken (*)." [Br. an Lavater Nr. 34.]

Aber nun beginnen auch wieder die Ausflüge in die Nachbarschaft. Mit dem Herzog ist er nach Dessau, Halle, Leipzig zur Meßzeit und folgt dann der Herzogin Mutter nach Ilmenau.

Inzwischen scheint doch wiederum ein Weimarisches Gerede über G's. Befinden, durch Briefe oder Besucher, in jene Main- und Rheingegenden verschleppt worden zu seyn: denn wir hören, daß Merck wegen G's. angeblicher Gesundheitsabnahme und magren Aussehens in Sorgen ist, worü-
11. Juli. ber ihn Wieland zu beruhigen sucht [Nr. 138.].

(*) Vergl. G's. W. Bd. I, S. 69. u. Faust, XII, 31.

„Für G'n. laß Dir nicht bange seyn. Er ist wohl, und das Geschwätze mancher Leute, seine angebliche Gesundheitsabnahme betreffend, gemahnt mich an die Fabel von den zween Wölfen, die gehört hatten, daß der Hirsch nicht wohl sey. „Wie befindet sich der Herr Vater?" sagten sie zum Hirschkalb u. s. w. „Besser als es die Herren wünschen," antwortete das Kalb u. s. w. — Fiat applicatio, wo und soweit sich's schicken mag! Denn auf Kaysern paßt das nun freilich nicht, aber der hat sonst Gespenster im Kopf und meint vielleicht, um wohl zu seyn, müsse Jedermann so wohlgenährt aussehen wie er selbst. Kurz, ich bitte Dich, einfürallemal Nichts von solchen rumusculis zu glauben. — Daß er etwas mager ist, ist wahr; aber fetter wird man freilich in seiner Lage nicht. Indessen ist er doch wohl und munter, und weder sein Genius noch seine Laune hat ihn verlassen, wiewohl er so sanft und gutmüthig gegen alle Leute ist, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen ist. Seit 14 Tagen ist er in Ilmenau und in dortigen Gegenden, wo er, wie ich nicht zweifle, sich's bei und mit der lieben Madre natura recht wohlseyn lassen wird."

Wieland deutet hiermit sehr merklich auf Kaysern, sey er nun Urheber oder Verbreiter dieses Gerüchts, durch welches, nächst Merck, auch Goethe's Mutter und Lavater beunruhigt wurden. Vielleicht haben auch Göthe's eigene Worte an Merck [Nr. 80., 2. Samml.]: „er lebe in seinem Wesen so fort, behelfe sich oft und dann gehe es wieder einmal; das Climà sey abscheulich und Er ein bestimmtes Barometer u. s. w.," diese Besorgniß veranlaßt, oder sie zu bestätigen geschienen. Genug, Goethe bittet

Lavatern, ihm Nichts zu verhehlen, was er für und wider ihn wisse; seine Mutter aber tröstet und beruhigt
11. Aug. er in einem merkwürdigen Schreiben, das mit einem Male das größte Licht über G's. ganze Lage und Verhältniß verbreitet, und sowohl als aufrichtigste Confession, wie als triftigste Apologie seines Characters und seiner Gesinnung, bekannt werden muß, um endlich einmal das wüste Gerede und Geschreibe über den vermeintlichen Schaden, den seine Anstellung in Weimar ihm gethan, zum Schweigen zu bringen (*).

— „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu seyn, und sich durch Nichts irre machen zu lassen! Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige was mir aufliegt wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu seyn."

„Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andre möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur was ich aufopfere und nicht was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich

(*) Wie es z. B. in der Einleitung zu den gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz verführt wird, und seitdem von Andern herumgetragen.

soviel hingebe (*). Sie erinnern sich der letzten Zeiten die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen seyn. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt, und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen, Gelegenheit genug hatte; wo ich mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch soviele Prüfungen ging, die sovielen hundert Menschen nicht nöthig seyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu seyn, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde; so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

„Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die soviele Menschen mit ihrer Lage entzweit,

(*) „Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert." Tasso. [IX, 230.]

und daß nur die wichtigsten Betrachtungen, oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge, und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte."

„Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind(*), und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir Manches viel saurer werden." — —

Daß er jedoch immer noch gute Laune besaß, hatte er gleich im Anfange des Jahres gezeigt, durch die Aufführung eines komischen Maskenzugs der heiligen drei Könige an ihrem Tage. [S. Werke Bd. I, S. 164.]

Und daß der Genius ihn auch nicht verlassen, bewies

(*) „Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?" [G's. Werke Bd. XVII, S. 261.] „Es bleibt eine sichere Wahrheit, daß der Mensch sich an eine selbsterwählte Pflicht lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch Gesetze befohlen wird ꝛc. [Reliquien von Justus Möser, herausg. von Abeken S. 80. f.] Auch bei den Alten findet sich diese Gesinnung: ὁ ἀγαθὸς ἄρχων — ἥδεται τοῖς πόνοις, ὅτι ἑκὼν πονεῖ; Dio Chrysost.: denn generosos animos labor nutrit; Seneca.

er um dieselbe Zeit durch ein Gespräch über die deutsche Literatur — das er am 6. Januar dictirte — auf Anlaß der allgemeines Aufsehen erregenden Schrift Friedrich II.: de la littérature allemande, die der König ausdrücklich ins Deutsche zu übersetzen befohlen hatte, um ihr größere Verbreitung zu geben. Aus der Beschreibung Merck's, an den G. sein Gespräch geschickt hatte, konnte G. Forster sich wohl vorstellen, daß es meisterhaft geschrieben seyn müsse: denn seines Erachtens sey G. just der Mann darüber zu schreiben. [Br. an Merck Nr. 142. 1. Samml.] Goethe 3. Nov.
wollte den Aufsatz, wenn er ihn von seiner Mutter zurückerhalten, noch einmal durchgehen. Sein Plan war noch ein zweites Stück hinzuzufügen: denn die Materie sey ohne Gränzen. Nun aber war die erste Lust vorbei, und er hatte darüber nichts mehr zu sagen. [Br. an Merck Nr. 119., 14. Nov.
2. Sammlung.] Vielleicht auch unterließ er es deswegen, weil bereits soviele Andere, vor allem zuerst sein Freund und Gönner Justus Möser, gegen den königlichen Aristarch die Feder ergriffen. Dieser hatte übrigens gut reden, bei Dingen, denen er direct weder abhelfen konnte noch mochte, ja obenein gänzlich ignorirte, was dennoch unter seinen Augen Vortreffliches entstanden war und fortfuhr zu entstehen. —

Ihr patriotischer Unwille vertheidigte mit Recht die Sache der ohne ihre Schuld angeklagten Deutschen: denn was vermag und darf ein Volk gegen seine Fürsten und Führer, die ihm ihr Geistesgepräge auf ihre Lebensdauer und oft darüber eindrücken, und denen es folgt, wie die Heerde dem Hirten.

G's. Aufsatz ist nicht erschienen. Gegen die Competenz jenes Geschmackrichters benahm er sich mit einer ostensi-

21. Juni. blen Freimüthigkeit, in einem Dank-Briefe an Möser's Tochter (*); unbewundner und derber, in einem Briefe an
11. Nov. Merck **). Um nicht zu weitläufig zu werden, möge dahin verwiesen seyn (***). Unberührt aber durfte die Sache nicht bleiben, um sie gelegentlicher Aufmerksamkeit nicht aus dem Gesicht zu stellen: denn da bei uns „ruminirenden" Deutschen von Zeit zu Zeit abgethane Processe wieder von Neuem anhängig gemacht werden; so wird man auch „über ein Wort, das N. N. gesagt hat" abermalige Diatriben anstellen; wo denn aber auch was der andere Theil zu sagen hat, gehört werden müßte und sollte.

Doch ein offenbares Zeugniß von G's. poetisch fortwirkendem Genius ist wohl dieses, daß er am Tasso schreibt, und der Herzogin Louise bereits zwei Acte davon vorliest; gleichzeitig seiner Iphigenia mehr Harmonie im
11. Aug. Styl zu geben beschäftigt ist; auch den Elpenor anfängt: und dieses Alles um die schon bekannte Epoche, worin er gewöhnlich eine Recapitulation seines Thuns und Schaffens anstellt. Diesmal vergegenwärtigt er sich, was er bei dem Departement der Kriegs-Commission bisher geschafft und fügt hinzu: „Nun wär' mir nicht bange ein weit größeres in mehrere Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit
15. Aug. und Muth verleihen möge!" [Tagebuch d. 15. Aug. 1781.]

Sein Geburtstag sollte auch dieses Jahr mit einer

(*) S. G's. Werke A. in Q. Band. II, Abtheil. II, S. 649.

(**) S. Briefe an und von Merck Nr. 119. S. 259. 2. Samml. Das Datum des Briefes ist unrichtig, es muß den 11. Nov. 1781 heißen. —

(***) Gegen die Schriftstellerei oder Autorschaft der Fürsten erklärte sich auch Kaiser Joseph II. Siehe dessen Leben von Groß-Hoffinger Bd. II, S. 44.

besondern Auszeichnung geehrt werden, und zwar durch Anerkennung seines Genies.

Die Herzogin Mutter, immer auf abwechselnde und neue Geistesunterhaltung nach Jahreszeit und Localität bedacht, bald solche anregend, bald selbsterfindend, ließ an diesem Tage in Tiefurt, in der dazu eingerichteten berühmten 28. Aug.
Mooshütte, ganz unerwartet und überraschend für die Zuschauer, ein großes chinesisches Schattenspiel von lebenden Personen darstellen: „die Geburt der Minerva."

Außer beiläufigen feinneckenden, nur der Gesellschaft verständlichen geheimen Beziehungen und Anspielungen in der Wahl der aufführenden Personen liegend, enthielt das Stück die ehrenvollste und schmeichelhafteste Anerkennung des Goethischen Genius und seiner Leistungen (*).

Die Heiterkeit dieser Tage wird aber bald getrübt durch einen Trauerfall in der fürstlichen Familie. Statt eines gewünschten und erwarteten Prinzen kam eine Prinzessin todt zur Welt und versetzte Stadt und Land in stille Trauer. Doch führten bald Geschäfte, Reisen, Besuche von Fremden, Zerstreuung und Vergessenheit heran. Bei alledem hatte G. doch zeither künstlerischen und wissenschaftlichen Studien obgelegen und fuhr fort es zu thun. Seinen Tasso, bis durch den zweiten Act geführt, mochte er nun seinen Freunden in der Schweiz zusenden; freilich mit der Bemerkung, 14. Nov.
daß er die Vollendung desselben noch nicht absehe.

(*) Eine ausführliche Beschreibung giebt das „Album Weimars" S. 64. ff., entnommen aus einem Aufsatz im Tiefurter Journal, einer Wochenschrift nach Art des Journal de Paris, welche den 15. August 1781 durch ein gedrucktes Avertissement angekündigt, und deren erstes Blatt den Abonnenten ausgegeben ward den 18. August 1781.

„Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und so sehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Acte zu enden. Es geht mir übrigens wie es den Verschwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geiste des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen."

Ein Gleichniß, in welchem man seine bekannte und eingeständliche Benutzung täglicher Ereignisse und Lebensvorfälle nicht verkennen wird.

In der Naturwissenschaft, namentlich in der Mineralogie, hatte er große Progressen gemacht, worüber sein Freund Merck erstaunen werde. Nun aber hat er auch osteologische und anatomische Studien vor, deren Nothwendigkeit ihm wohl bei seinen bisherigen physiognomischen Betrachtungen
14. Nov. fühlbar werden mußte. Daher schreibt er sowohl an Lavater [Nr. 36.], als an Merck [Nr. 119.]:

„Auf unserer Zeichnungs-Akademie habe ich mir diesen Winter vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige, dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt; habe dabei den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Men-

schen zu unterhalten: ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht sie sich zu eigen. Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die Reihe des Vortrags einem Jeden einleuchten zu lassen."

Man würde dennoch das Mögliche einer solchen Thätigkeit nicht begreifen, wäre man nicht eines Theils zur Voraussetzung seiner guten Gesundheit berechtigt, durch seine Aussage: er befinde sich zu Eintritt dieses Winters recht wohl und könne mit Vergnügen sagen, daß die geistigen und leiblichen Beschwerden, die ihn vorigen Sommer mochten angefallen haben, so gut als gänzlich vorübergezogen seyen, andern Theils zu der Annahme eines solchen Menagements seiner Zeit und seiner Kräfte, wodurch er ein früheres Wort von ihm: Man könnte viel Mehr thun, ja das Unglaubliche, wenn man mäßiger wäre, an ihm selbst wahr machte.

Dieses mäßiger seyn, ist natürlich nicht blos von der leiblichen Diät, in Essen und Trinken, zu verstehen, noch mehr von der geistigen, vom nicht sich Uebernehmen in irgend einer geistigen Thätigkeit allein und in dem ausschließlichen Betrieb derselben, ohne Abwechselung und Uebergang zu andern. Daran ließ es G. bis ins hohe Alter nicht fehlen, und so konnte er immer beschäftigt seyn, ohne sich abgespannt zu fühlen.

Wie man zu essen aufhören soll, wenn es am besten schmeckt — nach der bekannten Salernitanischen Gesund-

heitsregel — so hörte Goethe auch wohl in einer behaglichen Geistesbeschäftigung „wie doch immer das Dichten ist,“ früher auf — nur um sich nicht zu hetzen (*), überhaupt bei ästhetischen Arbeiten, die er immer nur mit Sammlung und Ruhe und daher fast nur in der Einsamkeit und am frühen Morgen vornehmen konnte. Er wartete daher den Wiedereintritt der gehörigen Stimmung ab, und wie er sich eines eigenen Cirkels zu diesem oder jenem Geschäft aufgelegter Tage inne ward, so auch die Tagesstunden, von denen nicht jede zu jedem Vornehmen schicklich und förderlich sich finden ließ. Es versteht sich, daß er eine solche Zeitwahl nur bei völliger Freiheit und Muße treffen konnte, außerdem auch wohl gezwungen war, aus der Noth eine Tugend zu machen, und eben das Dringende wegzuarbeiten. [Schill. Nr. 570.]

14. Nov. Nach Meldung jener Beschäftigung an Merck [Nr. 119.] fährt er fort: „Ich schicke mich nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Aemter, schnalle mir die Rüstung nach meinem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine Weise. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher, und ich erhalte sie immer durch ein und die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, so lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erscheinen will.“

„Diesen Winter bleib' ich noch hier außen in meinem Neste, künftig habe ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübsch liegt und geräumig ist. Ich richte mich ein in dieser

(*) Welches leider in dem gegenseitig rivalisirenden Verhältniß mit Schiller oft genug der Fall war. [Zelter Nr. 433, S. 456.]

Welt, ohne ein Haarbreit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht."

In Folge dieser Betrachtung kam er wohl dahin zu sagen: „Mit meinem Leben rückt es stark vor, und ich fange an zu begreifen, warum wir, sobald wir uns hienieden einzurichten angefangen haben, wieder weiter müssen." [an Lavater Nr. 37.] 26. Nov.

Diese „Unermüdlichkeit," wie er sie selber an sich findet und nennt, erregte sogar bei seinem Freunde Knebel ein Lächeln; doch ist sie, erwiedert G., bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer mannigfaltigen Thätigkeit — „mein Wesen ist einmal nicht einfach," gestand er schon oben — und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam seyn müssen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig." 3. Dec.

Das Résumé (Rechnungsschluß) dieses Jahres lautet kurz aber bündig: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen. In Wilhelmsthal, Eisenach, Gotha. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

1 7 8 2.

„Jeder Stand hat seinen eigenen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen."

Mit dieser bedeutsamen Reflexion, entnommen aus seinem geschäftlichen und geselligen Leben, beginnt G. das neue Jahr. Sie mag nun veranlaßt worden seyn durch welchen Umstand und welche Person sie wolle; ein Jeder kann sie in Beziehung auf sich, seine Lage, Mittel und Kräfte lebendig bewahrheiten und so auch gegen Andere in Anwendung bringen.

Der Winter, von jeher die belebteste und munterste Jahreszeit für Weimar, sollte es diesmal in einem ausgezeichnet hohen Grade werden. Das Carneval dieses Jahres war eins der brillantesten. Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Aufzüge u. s. w. jagten sich nach dem Ausdruck einer geistreichen Theilnehmerin. Rechnet man dazu die hohen und fürstlichen Besuche, die abwechselnd bis ins Frühjahr dauerten, unter denen die Gegenwart des Prinzen August von Gotha und des regierenden Herzogs von Meiningen, dem Herzoge sowohl wie Goethen, Herdern und Wielanden die angenehmsten und liebsten waren; so wird man gestehen müssen, daß für jene obschon nur mäßigen

Aufwand übende Zeit, doch nach den zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften des Guten fast zuviel geschehen oder gethan worden. Der Herzog selbst scheint dieses empfunden zu haben: denn er gesteht mit jener fürstlichen Ingenuität, welche sagen darf wie sie denkt: „bei allen diesen Gelegenheiten und daranhangenden Festen, wie auch bei seinen Besuchen hie und da, wo er mit aller Freundschaft und Sorgsamkeit bewirthet worden, gehe es ihm immer wie dem Polonius beim Essen" (*). Denn freilich sein Haus wird nie leer von Gästen. Kaum sind die ersten fort, so erscheinen wiederum neue. „Wir haben die ganze Zeit mehr Fremde hier gehabt, als seit vielen Jahren hier nur zusammen gesehen sind worden", sagt Er selbst. Und in der That könnte man, bei der großen Hospitalität, die er überhaupt während seiner ganzen Regierungszeit ausübte, in jenem figürlichen Sinne ihm nachsagen: „Er sey mehr gespeist worden, als er selbst speiste"; denn an Zuspruch von Gästen, hohen und niedern, hat es ihm weder in Krieg (**) noch Frieden jemals gefehlt.

Von jenem Rausch von Vergnügungen und Carnevals-Lustbarkeiten reden nicht nur die Briefe des Herzogs an Knebel, wie die des Fräulein von Göchhausen und Wieland's an Merck; auch Goethe läßt sich darüber an Knebel vernehmen, und dabei ein wenig hinter die Coulissen 3. Febr.
sehen.

„Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich

(*) Br. an Knebel Nr. 11.

(**) Vergl. Bd. XXX, 106 f.; it. 172.

meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen schon herzlich müde ist. Hierbei liegt die Skizze eines Redouten-Aufzugs,
30. Jan. der sich gut ausgenommen hat. Am 30. haben wir ein Ballet meist von Kindern gegeben, das ich Dir auch abschreiben lasse. Ein Amor brachte am Schluß der Herzogin beiliegendes Band (*). Auf der letzten Redoute erschien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Band (**) geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten auf. Die französischen Verse sind von ihm."

„Ich unterhalte Dich von Nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andern Leib- und Hofmedici wissen können. Doch ist meine Tenacität unüberwindlich, und da es mir gelingt, mich täglich mehr einzurichten und zu schicken; so werd' ich auch täglich zufriedener in mir selbst."

„Ich danke Gott, daß er mich, bei meiner Natur, in so eine engweite (***) Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte. Die Schardt ist

(*) G's. W. Bd. XIII, 204.

(**) Ebend. Bd. XIII, 203.

(***) Vergl.
„Dir selbst sey treu und treu den Andern,
Dann ist die Enge weit genug." [IV, 336.]

ein gutes treffliches Wesen. Sie hat neulich in meinem Stück das beste Wort das drinnen war, aus dem Munde eines schlechten Acteurs gleichwie aus der Luft geschossen, das den andern allen entgangen war" rc.

Goethe's Leistungen werden allerdings von allen Seiten anerkannt: der Herzog lobt sein Comödien-Ballet und seinen Mieding [Br. an Knebel Nr. 11 u. 12.]; Wieland rühmt von ihm, daß er der Gesellschaft bald ἄνω, bald κάτω etwas lebendigen Odem einblase [Br. an Merck Nr. 85, 2. Samml.]; und Fräulein von Göchhausen schreibt an Merck [Nr. 87, 2. Samml.]:

„Goethe hat sein Goldstück zu Andrer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louise Geburtstag eine artige Comödie-Ballet geliefert", dessen Inhalt sie kürzlich angiebt.

„Er ist sehr fleißig. Er hat neuerlich seinen Egmont geendigt (*), und arbeitet jetzt an einem neuen dramatischen Werke, Tasso genannt, woran Sie große Freude haben werden. Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber Nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald schicken kann und wahre Essenz für dero Magen seyn wird."

(*) Goethe schickte ihn unter dem 5. Mai an Möser's Tochter, Frau von Voigts, mit folgenden Worten: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit soviel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl seyn sollte. Legen Sie es wie es ist Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu seyn und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben sowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." — Egmont war schon in Frankfurt angefangen worden. Seitdem hatte G. nur in abgerissenen Stunden daran arbeiten können, und fendet ihn nun so weit und so gut als er ihn bis jetzt hatte bringen mögen. Die völlig abschließende Vollendung erhielt das Stück erst in Italien. [Bd. XXIX, S. 76—78.]

Es war, wie sich in der Folge ausweisen wird, „das Neueste von Plundersweilen." — „Ueberhaupt — fährt sie fort — scheint dieser Freund bei der Austheilung eine gute Portion Oel mehr als gewöhnlich in seine Lampe bekommen zu haben, da sie oft bei trübem Wetter so helle brennt, und es ihr zur Zeit der Noth noch nie mangelte. Gesegn' es ihm Gott!"

Die Bemerkung, daß gerade bei trübem Wetter seine Lampe so hell brenne, und zur Zeit der Noth es ihm nicht an Oel mangele, bestätigt nicht allein G's. oben gemachte Reflexion vom Druck der Geschäfte auf die Seele, sondern auch seine späteste:

„An bösen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen." [II, 235.] (*).

unter anderm bethätigt durch den Epilog zu Essex, gedichtet in den Tagen der Schlacht bei Leipzig [XXXII, 86.], und den Divan, „als Nord und West und Süd zersplitterten." [V, 3.; it. XXXII, 92.]

Denn gerade da, wo er genöthigt war, in sich selbst einzukehren, sammelte sich seine ganze Energie, und seine Seele zeigte sich dann in ihrer ursprünglichen Schönheit. Von ihm selbst gilt, wenn er singt:

„Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag,
Da birgst Du Deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
Komm, liebstes Seelchen, komm hervor,
Du bist so schön wie immer!" [III, 182.]

(*) Ingenium saepe mala movent; Ovidius.

Das Carneval war endlich zu seinem großen Vergnügen auch vorbei. „Ich habe viel ausgestanden, schreibt er an Knebel, da ich mich aus alten und neuen Ursachen dienstfertig erwies, und verschiedene Aufzüge erfand und besorgte. Soviel von der glänzenden Schale unseres Daseyns. Das Innere ist im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechsel sich das eine Capitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert."

Die Zeit, die ihm durch die Theater- und Balletproben, das Einrichten der Maskenzüge u. s. w. geraubt wurde, war nicht gering; das Erscheinen bei Hofe, zur Cour, Tafel, Soirée, und persönliche Theilnehmen an allen diesen Festlichkeiten, nebst den laufenden Geschäften, vermehrte noch den Verlust, und gleichwohl sieht ihn der März und April wiederum auf den gewohnten Amtswegen.

„Das alberne Geschäft der Auslesung junger Leute 26. Febr. zum Militär setzt mich in die Nothwendigkeit wenigstens vier Wochen im Lande herumzureiten. Ich denke mir (aber) die Reise angenehm und auf alle Weise so nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weisen, die Welt anzusehen und Vortheil von ihr zu ziehen. Mein Gedicht auf Miedings Tod sollst Du haben, sobald es fertig ist. Es hat in seiner unvollendeten Gestalt schon einen Beifall erhalten, der mich vergnügen muß."

Damit stimmt des Herzogs Zeugniß an Knebel: 23. März. „Goethe reist im Lande herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen" — indem er fortfährt: Mieding ist fertig und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade — fügt er scherzend hinzu — daß der Minnesold in neueren Zeiten so theuer ist; wäre er

es weniger, gewiß, sie könnte Göthen nicht anders als mit ihrer Person danken." —

Wohl dem Dichter, daß er seinem Fürsten, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan!

„Wohlwollen unsrer Zeitgenossen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück." [XLVII, 119.]

Denn unsere gegenwärtige, die nur panem et circenses fordert, befriedigt er nicht, die sich vielmehr verwundert, einen so obscuren Mann wie diesen Mieding, von G. besungen, und dieses Gedicht unter seine Werke aufgenommen zu sehen. Nun so mögen wenigstens die Literatoren, die Sammler zur Geschichte der deutschen Literatur, wiederholt erfahren, daß G. in der Schilderung dieses Mannes seine eigenen Parentalien anticipirt sah, und diese naive Confession zu einer glimpflichern Beurtheilung dessen, was G. in seinen Verhältnissen nach Umständen überhaupt geleistet habe und leisten können, sich gesagt seyn lassen. Er selbst war sich noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dieses Gedicht in seinem Kreise gemacht habe, und wünschte, daß es auch so bei Freund Knebel anschlagen möge.

Jene unruhigen Tage sind kaum vorüber, als wir schon
17. Apr. wieder von Ilmenau aus hören müssen:

„Die Erinnerung der guten Zeiten, die wir vermischt mit bösen Stunden zusammen hier (Ilmenau) genossen, treibt mich an, Dir zu schreiben, besonders da ich weiß, wenn ich nach Weimar komme, drängt sich gleich eine Menge Sachen auf mich zu. Seit Charfreitag (d. 29. März 1782) habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Creuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barch-

feld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und ich die Abwechselungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen seyn ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten, ich gehe weiter und sehe nun, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Bätty umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe. So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann (*)."

Doch begegnet ihm auch Erfreuliches und er fühlt sich glücklich:

— „Einige Tage habe ich mit den Gothaischen, einige mit den Meiningschen Herrschaften zugebracht, und fühle

(*) Vergl. des Herzogs oben S. 141. angeführte Bemerkung in dem Brief an Knebel Nr. 11.; it. Nr. 18.

mich recht glücklich, daß ich an jedem Ort ohne Vorurtheil leben, und in einem richtigen Verhältniß zu meinem und der Andern Vergnügen existiren kann."

„Auch ist er auf dieser Wanderung auf den Geschmack von Inschriften (Epigrammen im Sinne des griechischen Wortes) gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen." Es sind die im Weimarischen Park und in G's. Garten angebrachten, noch jetzt zur Lesbarkeit wieder aufgefrischten.

Wie es scheint, brachte eine Inschrift aus dem Alterthume, einem komischen Schauspieler auf sein Grab gesetzt, wovon G. zufällig eine Abschrift in seiner Brieftasche fand, ihn auf diesen Gedanken: denn er wurde oft sehr zufällig und beiläufig auf etwas geführt, woran er gar nicht gedacht hatte. Dergleichen Inschriften des Alterthums liebte er ungemein, und ich erinnere mich sehr genau, daß eine von F. A. Wolf ihm mitgetheilte überaus witzige, vielleicht einzige in ihrer Art, gleichfalls auf einen Schauspieler verfaßt (*), das größte Vergnügen gewährte. G's. Geschmack daran, mit seinem gelungenen Versuche, scheint auch die Herzogin Amalie auf den Gedanken gebracht zu haben, dergleichen ihren drei Genien, Wieland, Herder und Goethen unter die in Tiefurt aufgestellten Büsten setzen zu lassen und zwar von Villoison, der um diese Zeit am Weimarischen Hofe sich aufhielt. Der Herzog wenigstens schreibt
5. Aug. [an Merck Nr. 155.] in seiner launigen Art: „Inschriften

(*) Sie befindet sich in Guil. Fleetwood Inscriptionum antiquarum sylloge pag. 138.

werden geheckt;" denn Villoison hatte gleich ein halb Dutzend gefertigt (*).

Einen Monat später ist G. abermals auf Reisen, und wie besonders zu bemerken seyn möchte, für die, welche gegen seine reiterliche Schlußkraft (tenue) apriorische Zweifel erheben, abermals zu Pferde, und zwar in gebirgigten Gegenden, worin ohne gute Schlußfestigkeit nicht wohl fortzukommen gewesen seyn möchte.

„Du wirst Dich wundern — schreibt er aus Coburg an Knebel, der damals abwechselnd bei und in Nürnberg sich aufhielt — wie ich Dir auf einmal so nahe komme. Ich habe hier zu thun, und sehr ungern kehre ich zurück, ohne Dich und die Rafaels besucht zu haben." 13. Mai.

„Die schönen Tage des Mai haben mich neu belebt; ich bin zu Pferde über Gotha, Meiningen, Hildburghausen hiehergegangen und werde über Rudolstadt zurückgehen und also alle Thüringischen Höfe auf einmal besuchen. Ich werde durch die Aemter Sonneberg und Schalkau mich auf der Steinjagd erlustigen und auf unsre vorigen Pfade, wo wir vor'm Jahre vergnügt reisten, wieder treffen."

Dieser Ausflug war ihm zu gönnen: denn wir werden ihn bald wieder zu Hause in ganz neuen Verhältnissen und mit neuen Lasten überhäuft antreffen.

Die zunehmenden Geschäfte hatten bisher schon eine Veränderung seiner Wohnung, eine Vertauschung seines Gartenaufenthalts mit einem bequemen Quartier in der Stadt wünschenswerth, ja nöthig gemacht. Er zögerte so lange als möglich, indem er sich's ärger als den Tod dachte,

(*) S. Brief der H. Amalie an Knebel Nr. 6., den 23. Juni 1782.

sich von seinem Garten zu trennen. Endlich, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, entschloß er sich doch, bereits am Ende des vorigen Jahres, ein Haus in der Stadt zu miethen, und die Herzogin meldet es gleichzeitig, als einen von ihr über ihn errungenen Sieg, mit hoher Freude an seine Mutter, mit der Versicherung: sie habe ihm versprochen, „da er so fein artig sey," ihm auch einige Möbeln in die neue Wohnung machen zu lassen. Nunmehr aber, da bei verwickelten Verhältnissen eine unerträgliche Unbequemlichkeit, Versäumniß u. s. w. für Andere daraus entstand, war es ihm eine rechte Wohlthat, daß er sich ausbreiten und seine Sachen beisammen haben könne; und gewiß am Ende den Garten mit seinen Freuden noch besser genieße.

Da er genöthigt war eben zur schönsten Zeit (im Mai) ihn zu verlassen, so hatte er noch ein Gedicht, „Abschied von seinem Garten," im Sinne. Sollte es fertig wer-
13. Mai. den, so wollte er es Knebeln schicken.

Es ward aber dieser Umzug noch durch einen andern Umstand ihm aufgedrungen.

Eine ziemlich bedeutende Veränderung hatte sich zugetragen, deren Meldung der Herzog eher durch andre Federn,
1. Juni. als durch die seinige, Knebeln zugebracht zu sehen wünschte. [Br. Nr. 13.]

Der bisherige Kammerpräsident von Kalb hatte quittirt und war, honorificentissime zwar, mit 1000 Thaler Pension entlassen worden, hatte aber, wie bald verlauten
26. Juni. wird, saubre Arbeit gemacht. „Der Schlag — schreibt Wieland — [Nr. 153.] kam ihm so unerwartet als dem Publico, welches sich noch nicht davon erholen kann.

Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammerpräsidenten-Stelle nur versehen; man nenne es aber wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im geheimen Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren:" — quod felix faustumque sit, fügt Wieland mit seinem vielleicht bald wieder revocirten Scepticismus hinzu.

Wenn er aber fortfährt an G's. Qualificirung zu zweifeln und mit der Instanz kommt: „Homer wäre wohl auch a man of genius gewesen; habe auch in seiner Odyssee einen Pallast oder ein Boot so gut als der beste Architect oder Schiffszimmermeister gebaut: ob ihm aber die Amphictionen darum den Tempelbau zu Delphi oder das Commando einer Flotte werden übergeben haben, oder wenn doch, ob Er sich dazu verstanden hätte — welches er Mercken zu beantworten überlasse: so hat er erstlich nicht bedacht, daß man auf gleiche Weise hätte fragen können: ob auch Er, Wieland, zwar ein man of genius und Professor der Moral-Philosophie zu Erfurt, der wohl einen goldenen Spiegel aufgestellt und als Danischmende vortrefflich politisirt habe, dieserwegen sogleich als practischer Prinzenerzieher oder Prinzenlehrer hätte müssen berufen werden, und, obschon er sich nicht völlig dazu qualificirt gefühlt habe, wie er gleichwohl sich bewogen gefunden, diese Stelle anzunehmen?

Sodann vergißt er alles früher gespendete Lob, indem er an einer Fähigkeit seines Freundes zweifelt, die er ihm längst in vollem Maße eingeräumt hatte. Aber diese „Böttigeriaden vor Böttigern" muß man Wielanden schon zu Gute halten; denn „er bedenkt oft nicht, was er sagt", und schwätzelt, wie der alte zur Cicade gewordene

Tithonus, dergleichen Gedanken, die ihm in die Quere kommen, so vor sich hin, und weiß doch am Ende sie durch Bonhommie wieder gut zu machen, indem er fortfährt:

„Ich meines Orts, habe den Menschen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich Nichts von ihm zu befürchten haben kann; also ist mir Alles recht, wie es ist, und ich bin im eigentlichsten Verstande des Worts a Well-Wisher und ein bonus civis, der mit dem praesenti rei publicae statu zufrieden ist, weil, wenn er's auch nicht wäre, doch Alles gerade ebenso ginge, als ob er's wäre ꝛc."

Erregte nun G's. Standeserhöhung (*) schon bei seinem alten Freunde, der ihn doch von Grund aus kennen mußte, solches Kopfschütteln, was wird erst das übrige Publikum, das den Geheimenrath von 1779 noch nicht verwinden konnte, bei seinem vatinianischen Hasse, der je ungerechter, um so heftiger zu seyn pflegt, von dem inzwischen geadelten Dichter und Kammerpräsidenten gedacht und geurtheilt haben?

Wie benimmt sich denn aber G. dabei?

27. Juli. „Du wirst durch Andere wissen — schreibt er an Knebel — daß Kalb weg ist; und daß auch diese Last auf mich fällt, hast Du gehört. Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war." „Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt"; und wenn Du nimmst, daß ich diese drei wohl mit der Feder sondern kann, im Leben aber es nur ein und derselbe ist, so

(*) Er war auch inzwischen vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhoben worden.

denke Dir — doch Du kannst Dir's und brauchst Dir's nicht zu denken. Es ist vorüber!" —

Dieses: „es ist vorüber," hat man bei G. in allen Fällen wohl in Acht zu nehmen. „Das Andenken an Schläge und Püffe, womit uns das Schicksal, womit uns Liebchen, Freunde, Gegner geprüft haben, ist beim resoluten guten Menschen längst hinweggehaucht." [Z. Nr. 711, S. 395.; coll. XLIX, 82.] Nachtragen und Aufwärmen ist seine Sache nicht:

„Hat er mühselig
Also den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig,
Hätt' er darauf noch Acht 2c."
[XLVII, 82.; coll. III, 169. 284.]

Aber eine Lehre, einen Nutzen aus einer Erfahrung ziehen, aus Lieb' und Haß, aus Lob und Tadel, das ist seine Kunst, in der er sich bis ans Ende hin übte und vervollkommnete.

Nun versteht man auch, wenn man lies't, was G. bereits vor zwei Jahren am 2. April sich in sein Memorandum notirte: „Mit Kalb zwei Stunden lange Erörterung. Er ist sehr herunter. Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich, wie Polycrates, mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir Alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen sey nicht lässig!" —

Was G. sich damals im stillen Herzen zusprach, das wiederholt er jetzt laut und ausführlicher gegen Knebel: 27. Juli.

„Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich

mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts, noch links (*), und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben:

Hic est aut nusquam quod quaerimus (**)."

„Dabei bin ich vergnügter als jemals: denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben und es wirkt Nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche und also bitte ich Dich auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen und man muß thun, was man muß."

Möchte G's. Bescheidenheit auch damals über sich und seine Wirksamkeit das tiefste Schweigen beobachtet wünschen; aber jetzt, nachdem sein Thun und Lassen längst aufgehört hat, sogar die Erinnerung daran erloschen ist (***), hingegen

(*) Vrgl. Schiller's Corresp. Nr. 346, S. 186.; u. G's. Werke Bd. IV, 203.

(**) Auch nur ein moralisches: Hic Rhodus, hic salta! das überall hinpaßt. Vrgl. III, 280.

(***) „Und es kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph ꝛc." pflegte G. zu sagen, wenn eine jüngere Generation nicht

die Saat der Verläumder und Nachreder noch immer in voller Blüthe steht, jetzt ist es an uns die Reinheit seines Wollens, die Unermüdlichkeit seines Strebens ans Licht zu ziehen, ihn darnach zu beurtheilen und nicht nach dem Erfolg und Bestand seiner Bemühungen (*). Denn freilich der Esel der Zeit frißt das Seil des Oknos (**), ohne Verschonen, verschlingt wie der Behemoth den Strom und achtet sein nicht (***); oder, um es manierlicher mit des Dichters eigenen Worten auszudrücken:

„Saturnus eigne Kinder frißt
Hat irgend kein Gewissen,
Ohn' Senf und Salz und wie ihr wißt
Verschlingt er euch den Bissen rc." [III, 152.]

G. ließ sich also durch die verschiedenen Urtheile des Publikums nicht stören noch irre machen. Mit gutem Humor sogar äußert er sich über diese neue Obliegenheit. „Es gehe ihm wie dem Treufreund in seinen Vögeln, ihm werde ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal müsse es ihm freilich ernst seyn; denn sein Herr Vorgänger habe saubere Arbeit gemacht. Er danke Mercken [Nr. 154.] für seine Liebe und gute Meinung. 16. Juli. Das Leben gehe geschwind, und mit ihm nehme es einen frischen Gang. Manchmal werde es ihm sauer: denn

wußte, was bereits früher in Weimar geschehen und geleistet worden. Ein solcher König ist auch unsre Zeit.

(*) Il y a une gloire qui est indépendante du succès.

(**) S. G's. W. Bd. XLIV, S. 106.

(***) Buch Hiob Cap. 40, V. 18. Eine von G. sehr beliebte Anspielung.

er stehe redlich aus (*); dann aber denke er wieder: Hic est aut nusquam etc.

Und so ergriffen und fortgetrieben von dem Strome der Zeit und der Geschäfte kann er seinen entfernten am sichern Ufer stehenden Freunden nur im Vorbeifahren zuru-
14. Juni. fen: dem Einen (**): „Der Strom des Lebens reißt mich immer stärker, daß ich kaum Zeit habe mich umzusehen;"
29. Juli. dem Andern (***): „Von mir habe ich Dir Nichts zu sagen, als daß ich mich meinem **Beruf** aufopfere, indem ich Nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre (****);" und so ist er „ihr immer bewegter, im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener Goethe." —

„Da nun seine Zeit so sehr genommen ist, wird es ein großes Glück, daß die Herrschaften ein leichtes und leibliches Leben in und unter sich haben, daß man die wenigen Stunden des geselligen Lebens in Friede, wohl auch in Freude
27. Juli. zubringt." [Br. an Knebel.] Und eine solche Freude bereitete er auch gleich darauf Andern, die wiederum nachfolgenden zum Vorgang und Muster werden sollte.

Er schrieb in dieser bewegten Zeit „von Thorheit und Weisheit umgetrieben" das bekannte Singspiel die Fischerin, oder wie er es nennt Wald- und Wasserdrama, das in Tiefurt an einem schönen Sommerabend des Juli,

(*) Wahrlich, nicht nur im Leben, auch nach dem Tode! wo sie ihm Talent und Verdienst gleichmäßig verkümmern und auf Null reduciren.

(**) Christoph Kaysern.

(***) Lavatern.

(****) Wie er schon im Jahr 1777 schrieb: „Ich bin zu gewohnt von Dem um mich jetzo zu sagen: Das ist meine Mutter, und mein Geschwister."

im Freien aufgeführt, von Natur und Kunst gleichmäßig begünstigt und unterstützt, von einer bisher unerfahrnen Wirkung war, die freilich beim Lesen des bloßen Textes — den G. selber nur als ein Protokoll tractirt — weder geahndet werden kann, noch auch, ohne G's. glückliche Benutzung localer Accidents als Ingredienzien, womit er die Aufführung zu assaissoniren verstand, jemals an einem andern Orte so hätte ausfallen können. [S. Briefe an Merck Nr. 154.; it. Nr. 159.]

Genug, das Divertissement war neu, in seiner Art einzig und die erste günstige Folge seines als Wohnung verlassenen, und nur besuchsweise umsomehr, wie er auch hoffte, von ihm und seinen Freunden genossenen Gartens.

Das Haus, welches G. in der Stadt bezog (*) und worin er sich, nach Wieland's Bemerkung, allmählig immer mehr auf einen ministerialischen Fuß einrichten zu wollen schien, auch wirklich im Lauf dieses Sommers einrichtete, wird von der Herzogin Amalia in einem Briefe an seine Mutter zwar ein Palais genannt, und gesagt: es werde von innen und außen prächtig geschmückt und werde eins der schönsten in der Stadt werden. Indeß muß man diesen Ausdruck nur relativ, nach Maßgabe des Orts, der Zeit und der Lebensweise, verstehen und sich darunter kein Hotel wie in großen Residenzen, oder auch nur in reichen Kauf- und Handelsstädten vorstellen. Denn Weimar, wie Bethlehem in Juda (**), war

---

(*) Er schlief zum ersten Male darin den 2. Juni 1782.

(**) Als klein und groß, zuerst damit verglichen von Goethe in seinem
Mieding [Bd. XIII, 136.]; dann geradezu so genannt von Herder 1782.
[Brief an Knebel Nr. 1, S. 232.]; ferner als ein unselig Mittelding zwi- 1784.
schen Hofstadt und Dorf geschildert [Brief an Knebel Nr. 12, S. 250.]; 1785.
und zuletzt als ein unbedeutendes und langweiliges Nest, von Wieland 1785.

damals klein und unansehnlich, sodaß die Herzogin Amalie
1756. selber, nachdem sie von Braunschweig als junge Vermählte
nach Weimar kommend gleich in dem Lustschloß Belvedere
eingezogen war, erst nach diesem Weimar suchte und fragte.
Wie es also damals außer dem fürstlichen Schlosse, der sogenannten Wilhelmsburg, keine Ansichten von Pallästen hatte, so noch lange auch keine Aussichten auf dergleichen.

Wohnte doch die fürstliche Familie, nach dem Schloß-
1774. brande, nur höchst unbequem (*), ja lebensgefährlich in dem sogenannten Fürstenhause, worin bald Zimmerdecken einstürzten, bald Balkenköpfe verfaulten (**), sodaß, während zweijähriger Reparaturen, der Herzog öfter die Zimmer der Hofdamen als Schreib-Cabinet brauchen mußte (***).

Auch die Herzogin Amalie befand sich sowohl in der Stadt, als auf ihren Landsitzen, zumal in Tiefurt, nicht viel anders, als wie sonst ein Adeliger auf seinem Gute; und von dem Mobiliar ihrer Zimmer könnte gelten, was Sueton von des Kaisers Augustus Wohnung und Hausrath meldet (****). Der Geist ist immer mit Wenigem zufrieden, und so gleicht die sogenannte goldene Zeit Weimars auch darin dem goldenen Zeitalter eines Pericles und Augustus, daß die Schöpfer desselben, Amalie und Carl

---

[Br. an Merck Nr. 212, S. 435.]: Vergleichungen, in denen freilich das jetzige Weimar sich nicht wieder erkennt.

(*) S. G. zur Morphologie Bd. I, Heft 4. Seite 321.

(**) S. des Herzogs Brief an Merck Nr. 137.

(***) Desselben Br. an Merck Nr. 121.

(****) Habitavit — aedibus modicis — neque laxitate neque cultu conspicuis etc. etc., desgl. Instrumenti ejus et supellectilis parcimonia apparet etiam nunc, residuis lectis atque mensis, quorum pleraque vix privatae elegantiae sint; Sueton. Aug. c. 73.

August, in edler Einfachheit ein fast bürgerliches Leben führten, und den von ihrem Stande geforderten und erwarteten Aufwand mehr in geistig-ästhetischen Genüssen zu finden liebten. Dadurch führten sie ihr Volk zuerst zu einer ästhetisch-sittlichen Bildung heran, aus der alsdann auch das Verlangen nach einer stattlichern Existenz, zugleich mit dem Verdienen derselben, hervorgehen konnte.

So war denn G's. neue Wohnung, obschon die Herzogin selbst sie mit einigen Möbeln ausgestattet hatte, doch nur geräumig, was damals schon etwas heißen wollte, und für seine Verhältnisse schicklich eingerichtet. Genug, er gesteht, daß sein Quartier ihm viel helfe, und daß er seinen Garten erst jetzt genieße. [Br. an Merck Nr. 154.] So konnte er denn auch Gesellschaften bei sich geben, wie wir bald sehen werden, und sie zeitgemäß anständig bewirthen.

Zuvörderst half ihm der größere Raum bei seinen Naturstudien. Er konnte nunmehr seine mineralogischen und osteologischen Sammlungen um sich ausbreiten, und durch wiederholtes Betrachten und Vergleichen zu denjenigen Aperçus gelangen, die er durch sein ganzes ferneres Leben, oftmals in den wunderlichsten Lagen, unter den ungünstigsten Umständen, zu verfolgen, zu prüfen, ins Licht zu stellen und sie bald in aphoristischen Andeutungen bald in ausführlichen Abhandlungen der Welt darzulegen bemüht war.

Wie man allein durch Ueberblick einer geordneten Reihe von Natur- und Kunstgegenständen zur wahren lebendigen Einsicht in dieselben gelangen könne, wie Verständniß, Beurtheilung und Critik sich erst durch die Betrachtungen einer Stufenfolge ihrer Epochen formiren möge; hat sich besonders in der Kunstgeschichte gezeigt. Nachdem man in

Paris die Bildwerke der modernen Kunst zusammengebracht, und sie nach Zeiten und Schulen geordnet aufgestellt hatte, war es möglich, daß auch der bloße Liebhaber, der nur sinnbegabte Laie gar bald den Character und die Eigenthümlichkeit einer jeden Zeit, einer jeden Schule, wie des einzelnen Meisters gewahr werden und nach diesen Merkmalen, mit mehr oder weniger Gewißheit, die Authenticität eines fraglichen Gegenstandes bestimmen konnte.

Doch nicht blos die Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungsweisen war es, die ihn beschäftigte, auch die bildende Kunst, insofern durch Kupferstiche und Handzeichnungen auch ein Privatmann zu Kenntniß und Genuß derselben gelangen kann. Er sammelte daher nicht nur für seine Person, was von Werken der bildenden Kunst seinem besondern Sinn und Geschmack zusagte und für ihn, als Privatmann, um einen mäßigen Preis zu haben war; auch in dem Herzog selbst hatte er bereits seit einigen Jahren soviel Liebe und Neigung zu Kunstgegenständen angeregt und zu unterhalten gewußt, daß dieser ebenfalls fortfuhr seine Sammlungen zu vermehren.

Nächst dem beschäftigte ihn seine eigenste Muse, die Dichtkunst, wenn auch nur gelegentlich in abgerissenen freien Stunden und Augenblicken, deren ihm im Laufe des Jahres mehrere gegönnt waren, da der Herzog sich an Jagd- und Reiselust auswärts ergötzte, die Herzogin-Mutter aber eine neue Unterhaltung gewonnen hatte, indem sie seit Villoison's Ankunft sich mit dem Griechischen beschäftigte und bald solche Fortschritte darin machte, daß sie nach wenigen Wochen schon einige Oden des Anacreon lesen und verstehen konnte. Sie setzte diese Studien auch noch den Winter über fleißig fort, und wir werden sie, nach Villoi-

son's Weggange von Weimar, noch mit Wieland darin unermüdet finden.

Nachdem sie ihrem Sohne, dem Herzog, zu seinem Geburtstage (d. 3. Septbr.) noch eine kleine Fête in Ettersburg gegeben, die sich mit einer Farce von Einsiedel endigte, betitelt „das Urtheil des Paris," reist derselbe nach Dessau und Dresden ins Lustlager des Churfürsten, sie selbst aber bald darauf nach Dessau und Wörlitz. Beide kehrten im October zurück; der Herzog sehr zufrieden von seinem Dresdner Aufenthalt, wie alle Welt es auch von ihm war, und ganz glücklich durch den Besuch der Bilder-Gallerie, wo besonders der Rafael einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, den er auf eine ganz neue, eigenthümliche, zugleich soviel tiefes Gemüth, als erhabene Phantasie und technisches Urtheil bekundende Weise beschreibt (*), daß man darin Goethens zeitherige Einwirkung auf ihn, auch von dieser Seite wahrzunehmen nicht umhin kann. 3. Sept.

Die Herzogin-Mutter ihrerseits fühlte durch den Aufenthalt in Wörlitz ihre Imagination so angeregt, daß sie nicht ruhen und rasten konnte, bis sie ihr geliebtes Tiefurt in einen, wie sie sagen zu können wünschte, jenem beinahe ähnlichen Zustand gebracht hätte.

„Kaum war ich wieder zurück, — fährt sie in ihrem scherzhaften Tone fort — so stürmt' ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen. Und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen

(*) Br. an Knebel Nr. 15, u. Br. an Merck Nr. 170, S. 362. f.

sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu haben." —

Goethe war ihr dabei behülflich gewesen, und hatte ihr einen Plan für die Entrée im Garten machen lassen, die zeither etwas enge im Raum war (*).

Er erfreute sie aber auch durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften an Ihrem Geburtstage (den
24. Oct. 24. Oct.). „Sollte das Einem nicht schmeicheln, fragt sie Knebeln? Ich bin aber auch ganz stolz darüber." [Br. an diesen Nr. 8.]

Der alte Oeser hatte auch gewohnter Maßen seinen jährlichen Besuch abgestattet, und G. versichert, daß er ihn jetzt erst recht kennen lerne. „Ein Mann voll Geschmack und Geist und stiller Künstler von Weltmanns Klugheit."

So waren denn die Herrschaften jede nach ihrer Art beschäftigt und unterhalten, und Goethe, der eine weise Eintheilung seiner Zeit und schickliche Sonderung seiner Geschäfte getroffen, befand sich gegen Ende des Jahres in seiner neuen vollkommen ausgestatteten Wohnung ganz glücklich. Dies wird man umsolieber von ihm selber vernehmen wollen, zumal da schon lange kein Résumé seiner Thätigkeit von ihm selbst mitgetheilt worden.

21. Nov. „Seit einiger Zeit — schreibt er an Knebel — lebe ich sehr glücklich. Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung (**) haben. Sie werden abgeschrie-

(*) Vergl. G. Zur Naturw. u. Morph. Bd. 1, Heft 4, S. 322.
(**) Er meint den W. Meister.

ben. Meinen Werther habe ich durchgegangen(*), und lasse ihn wieder ins Manuscript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück, Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delicaten und gefährlichen Arbeit geschickt. Alle Briefe an mich seit 72, und viele Papiere jener Zeiten, lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir. Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in meinen Geschäften zu sprechen hat. Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilste(**). Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publico noch einen größern Begriff erlaube,

(*) So merkt er in seinem Tagebuch den 30. April 1780 an: „Las meinen Werther, seit er gedruckt ist, das erste Mal ganz und verwunderte mich.“ — Ebenso sieht er später in seine Iphigenia nur hinein, findet sie verteufelt human, und erwartet von ihrer Aufführung die unmittelbare Gegenwart eines für ihn mehr als vergangenen (plusquamperfecti) Zustandes. [S. Schiller's Corresp. Nr. 806. 807.] So früh schon hatte er gelernt sich historisch anzusehn! [XLIX, 109.]

(**) „Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey Dein künftig Zauberwort.“ [Bd. I, S. 199.]

entschuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter seh ich manchmal u. s. w. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich. Er nimmt einen willigen und leidlichen Theil daran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen seyn, pflanzt und reißt aus ꝛc. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh ich selten."

„Und so fange ich an, mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daseyn reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimerath sehr gut bestehen kann(*). Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll selbst getreu, und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat! Ich sage Dir viel von mir, weil Du mich liebst und es magst, und um Dich zum Gleichen einzuladen."

(*) Er war auch in anderer Hinsicht dazu genöthigt, „da in kleinen souverainen Staaten ein Mann in seiner Lage fast mit Niemand reden darf, der nicht etwas wollte oder möchte." [Tagebuch der ital. Reise.]

„Die Cosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oeconomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte, umgiebt mich wie Bakon's großes Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nikolai streiten."

Ueber seine naturwissenschaftlichen Studien läßt er sich gegen Merck [Nr. 92, 2. Samml.] also vernehmen: 27. Oct.

„Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Thier-Skelet die Theile, nach den Namen welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir großes Vergnügen, und Du wirst wohlthun mich manchmal damit zu unterhalten."

Und in ähnlicher Weise über die mineralogisch-geologischen [Nr. 175, 1. Samml.]: im Nov.

„Ich habe die Charpentier'sche mineralogische Charte erweitern lassen, sodaß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen. Ich habe große Lust, bald eine mineralogische Charte von ganz Europa zu veranstalten, was man mit weniger Arbeit schon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann, jemehr man erfährt und zusammenträgt, auf der Platte nachstechen lassen rc."

Mit diesem ersten Versuch, das Vorkommen der Gebirgsarten durch symbolische, aber immer noch zu abstracte

und willkührliche Zeichen auf geographischen Charten anzudeuten, vergleiche man die spätere, der Anschauung mehr zu Hülfe kommende Methode, durch Anwendung von Farben in einem bestimmten verabredeten Sinne, sogleich ganze Strecken und Lagerungen characteristisch zu bezeichnen: eine Methode, die von G. zuerst bei Keferstein's geognostisch-geologischer Darstellung Deutschlands in Vorschlag gebracht (*), nach der Zeit von andern anderweitig angewendet worden (**).

Wahrscheinlich um diese Zeit faßte G. wohl zuerst den Gedanken zu einem geologischen Modell, dessen er in seiner italiänischen Reise gedenkt [XXVII, 18.], mit den Worten: „Zu meiner Welterschaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich solange rede, woran ich anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumgeht und was ich nicht Jedem in der Natur vor Augen stellen kann." —

In den ersten Jahren meines Aufenthalts in G's. Hause sah ich ihn öfters daran arbeiten, gewöhnlich bei aufgehobenem Nachtisch. Es war ein Basrelief von Wachs und sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittstheile auseinander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte. —

(*) S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 231, oder Werke Bd. LI, 79. 80. it. XXXII, 209.

(**) Z. B. v. Wilbrand u. Ritgen in ihrer naturgeschichtlichen Charte. S. Bd. XXXII, 216.

„Diesen ersten Versuch — erzählt G. weiter [XXXII, 8.] — bewahrte ich lange und bemühte mich, ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich stieß ich dabei auf Probleme, die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforschers Dr. Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsche, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung hoffend, habe sie aber, da er wegen meteorologischer Mißlehren sich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergesehen." —

So erfuhr denn G. bei dieser Gelegenheit, was sein Schwager Schlosser ihm längst vorhergesagt hatte: „daß es thöricht sey sich einzubilden, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Interesse zeige; es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen; es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden." [XXX, 333.] „Denn den Deutschen ist Nichts daran gelegen zusammenzubleiben. Jeder, sey er auch welcher er wolle, hat so ein eignes für sich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen." [XLIX, 60. f.]

---

1 7 8 3.

Nicht nur Tags- und Jahreszeiten, das menschliche Leben überhaupt, so im Ganzen wie in seinen einzelnen Abschnitten und besondern Zuständen, gesunden wie kranken, haben einen Culminationspunkt, sie erreichen eine gewisse Höhe, einen Grad, eine Stufe, vonwoaus sie nur erst wieder durch Entfernung zu einem neuen Auftritt sich erheben und als ein lebendig Fortschreitendes beweisen können.

Auf diese Betrachtung führt uns zumeist das folgende Jahr 1783, welches als ein solcher Höhepunkt Weimarischer Zustände, jedenfalls als ein im Leben der fürstlichen Personen wie des gesammten Hofes Epoche machendes, einen Wendepunkt bezeichnendes anzusehen seyn möchte.

2. Febr. Die endlich erfolgte glückliche Geburt eines allersehnten, allerhofften Erbprinzen brachte nicht nur in das fürstliche Familienleben einen sehr merklichen Unterschied; auch im Leben der Einzelnen zeigte sich ein besonderer Einfluß, und so auch in Goethe's Staats- und Hausleben, der nach so vielen Rollen, nun auch die Rolle des Alhafi übernommen hatte [Br. an Merck Nr. 185, 1. S.]

Wie durch einen Zauberschlag trat mit einmal ein beschwichtigendes Moment in die bisherigen Schwingungen.

Ein heißer begründeter Wunsch, eine lang genährte Hoffnung war erfüllt und bei dem allgemeinen Interesse auch das eines Jeden in seiner besondern Art und Weise abgefunden.

Die Nachricht von der Erscheinung dieses Hoffnungssterns wurde im ganzen Lande, ja im theilnehmenden Auslande, [Br. an Merck Nr. 180.] mit frommem Enthusiasmus, mit freudigem Jubel aufgenommen. Alle Stände beeiferten sich ihrer Wonne, ihrem Entzücken durch Reden und Gedichte einen würdigen und erhöhten Ausdruck zu geben. Wieland und Herder dichteten Cantaten, jener für die fürstliche Capelle, dieser für die Kirche, und hielt außerdem eine Taufrede(*), von der Wieland sagt: er kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzerfassenderes und schöner Gedachtes und schöner Gesagtes weder in deutscher noch in einer andern Zunge [W. an Merck Nr. 178. 1. S.].

G. hatte sich diesmal nur mit einem kleinern Gedicht, einem Liede zu lösen vermocht [A. in Q. I, 1, 176.](**). Die nahbevorstehende Entbindung der Herzogin hatte auch ihren Geburtstag nur mit stiller und banger Erwartung feiern lassen. Ein großes zu demselben bestimmtes Drama von G. war nicht fertig geworden und konnte es auch bis

(*) S. Herder's sämmtl. Werke zur Rel. und Theol. Bd. X, S. 73. ff.

(**) Seine Mutter entschuldigt ihn gewissermaßen, indem sie an die Herzogin Amalie schreibt: „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn sich etwas mit den Musen brouillirt hätte; doch alte Liebe rostet nicht: sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand seyn.“ S. Album Weimars S. 117.

zur Kirchfahrt der Fürstin nicht mehr werden; wie sich denken läßt bei den sowohl durch die bevorstehende als abgehaltene Taufe herbeigeführten Zerstreuungen, ungeachtet man sich in keine großen kostspieligen Feierlichkeiten ausließ [G. an Merck Nr. 179, 1. S.]

Dennoch ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Caval-
13. März. cade in Maskenkleidern am 13. März veranstaltet [S. Album Weimars]; von dem jedoch seltsamer Weise weder in den Briefen jener Zeit, noch in G's. Tagebüchern irgend etwas verlautet: ein abermaliger Beweis, wiezuwenig man damals für dergleichen Impromptu's eingenommen war, um ihnen mehr als die Dauer des Augenblicks zu gönnen, wie noch weniger eine Ahnung davon hatte, daß sie dereinstiger Zukunft interessant seyn könnten oder würden. Das wahre eigentliche Leben besteht freilich nur im Genuß der Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft sind nur ein pis-aller für Alle die, welche einer anziehenden Gegenwart unfreiwillig entbehren.

Dagegen bemerkt Goethe in guter ganz realer Canzlei-
17. Febr. Prosa [an Merck Nr. 179.] den großen Unterschied, den dieses Ereigniß machte, und hofft mit allen Patrioten die guten Einflüsse dieses erwünschten Knaben täglich mehr zu spüren. Und so führt er schon nach wenigen Wochen diese
3. März. Bemerkung weiter, indem er an Knebel schreibt:
2. Febr. „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe durch die

Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts Anderes gegeben werden."

„Die Musen aller Art haben sich, wie Du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singstücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht. Du wirst sie mit Vergnügen lesen."

Einen ebenso günstigen Einfluß auf den fürstlichen Vater hatte die Betrachtung seiner neuen Freuden und Pflichten. In einem Dankbriefe auf eins der vielen eingelaufenen Glückwünschungsschreiben sagt er: „Sie haben Recht, wenn Sie sich mit mir freuen: denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich, Verhältnisse halber, bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore. Wünschen Sie mir Glück zu diesem Vorhaben ꝛc." [C. August an Merck Nr. 95, 2. S.] 17. Febr.

Nach dem Eintritt dieser Beruhigung geht, bei etwas gleichförmigerem Leben, ein Jedes seinem Geschäft und seiner Neigung ungestört und ungehindert nach. Goethe versieht seine Kammerpräsidentur; seine Finanzsachen gehen besser als er es vor einem Jahre dachte; er hat Glück und Gedeihen bei seiner Administration, hält aber auch auf das festeste über seine Pläne und Grundsätze. In den Mußestunden arbeitet er an seinem W. Meister, von dem er das erste

19. Mai. Buch unter dem 19. Mai an Knebel schickt, und ist erfreut, daß dieser es so gut aufgenommen und ihm seine Gedanken darüber sagen mochte. Was jener daran lobe, habe er wenigstens zu erreichen gesucht, sey aber leider weit hinter seiner Idee zurückgeblieben. Er selbst habe keinen Genuß davon. Diese Schrift sey weder in einer ruhigen Stimmung geschrieben, noch habe er nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen, und selten sey es, daß ein Leser sagen könne, was ihm wohlgethan habe.

Inzwischen sammelt er zu seinen Naturstudien von allen Orten und Enden sowohl Mineralien als Thierskelette und Knochen, wie für seinen bildenden Kunsttrieb Kupfer und Zeichnungen. Der Herzog selbst unterstützt ihn dabei durch angekaufte Handzeichnungen, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste und zu Aufheiterung seines Ernstes. „Ich sammle keine Handzeichnungen, — schreibt er
2. Juni. an Merck [Nr. 186, S. 390,], seinen Kunst-Commissionär — sondern was ich behalte, ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Cammerpräsidenten, dem man mit so Etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität etwas entrunzeln kann. Einem Vogel wie ihm darf man keinen gemeinen Hanf vorsetzen." — und späterhin
18. Aug. [Nr. 189, S. 397.] schreibt er: „Auch treib' ich ihn soviel ich kann auf Reisen, da seine Gesundheit besser ist als diesen Winter."

28. Aug. Nach seinem Geburtstag (den 28. Aug.), „an welchem seine Weimarischen Freunde und Guten gar artig und lieb waren und ihm viel Freundliches erzeigten," begiebt sich denn G. auch wirklich auf den Weg, zuförderst nach Ilmenau, woselbst er in wenig Tagen das herrliche Gedicht zum Geburtstag

des Herzogs (d. 3. Sept.) verfertigt; ist am 7. des Nachts 7. Sept. auf dem Gickelhahn des Ilmenauer Forstes, und schreibt an die Wand des einsamen Bretterhäuschens, worin er übernachtet, die nachstehenden berühmten Verse, die er das Glück hatte, nach achtundvierzig Jahren, an seinem zweiundachtzigsten Geburtstag den 28. August 1831 zu recognosciren. [Zelt. Nr. 813.]

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch!

Hierauf setzt er seine Reise nach Göttingen und Cassel fort, sieht „dort die Gelehrten und hier den gelehrten Hof;" besonders Sömmering, dem er bei Füllung einer aërostatischen Kugel behülflich ist (*); desgleichen G. Forster, dem er bei seiner im Frühjahr bevorstehenden Abreise nach Wilna, wenn er über Weimar gehe, Logis bei sich anbietet (**), und kehrt hierauf bereichert mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen und neuen Ansichten nach Weimar zurück.

Auf dieser Reise hatte er den Sohn seiner werthesten Freundin, der Frau von Stein, bei sich, ein gar

(*) S. Sömmering's Br. an Merck Nr. 204.
(**) S. Förster's Briefw. Nr. LXIV, S. 381.

gutes schönes Kind von zehn Jahren, der ihm viel gute Stunden machte und seine Stille und Ernst erheiterte.

Die Thätigkeit, welche G. in den nächsten drei Monaten bis zum Schluß des Jahres entwickelte, theils für sich allein, theils mit Andern zusammen, ist wiederum sehr man-
14. Nov. nigfaltig und divergirend. Außer den mineralogischen Entdeckungen, worauf ihn seine Passion für diese Wissenschaft bei seiner Reise über den Harz geführt hatte, und die vorerst nur ihn interessirten, war Welt- und Naturgeschichte das was jetzt in der Weimarischen Gesellschaft, nach seinem Aus-
8. Dec. druck ras'te. „Wir sind jetzt ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausge-
14. Nov. gossen," schreibt er an Knebel, mit der Bitte, ihm einen ausgesuchten Homannischen Atlas der zur Zeit neuesten Charten, desgleichen einen Globus mäßiger Größe aus Nürnberg zu senden. Nun waren in diesem Jahre auch die arabischen Gedichte Moallakât, mit Text und englischer Uebersetzung von dem berühmten Jones erschienen (*); und so nahmen Goethe, Herder und Seckendorf sich vor, sie in Gesellschaft zu übersetzen.

G. lebte damals viel mit Herder, der eben an einer Philosophie der Geschichte (Ideen zur Geschichte der Menschheit) von Grund aus neu schrieb, und las mit ihm zusammen die ersten Capitel, die er köstlich findet, wie er gegen
8. Dec. Knebel bemerkt.

(*) The Moallakát, or seven arabian Poems, which were suspended on the Temple at Mecca; with a Tranlation and Arguments. By William Jones, Esq. London: printed by J. Nichols, for P. Elmsly, in the Strand. MDCCLXXXIII. in gr. 4.

In seinem eigenen poetischen Interesse arbeitete G. an W. Meister, von dem er das vierte Buch an Knebeln noch vor Weihnachten sendet, und für die gute Aufnahme, die es fand, gleich darauf dankend versichert: „daß jede Bemerkung, besonders von seinem Freunde, ihm lieb sey;" und hinzusetzt: „Ich fahre nun fort und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer aneinanderrücken kann (*)."

Zu Ende des Jahres hatte sich noch viel physische und politische crude Materie um ihn versammelt, die nun durchgearbeitet war, und das neue Jahr bot ihm einen anmuthigern Anblick als noch keins.

Die zu jener Zeit in Frankreich aufgekommenen aërostatischen Versuche (**) hatten auch in Deutschland allgemeines Aufsehen und Theilnahme erregt, ja zur Nachahmung veranlaßt. [Z. Naturw. u. Morph. I, 4, 362.]

Schon Sömmering hatte dergleichen Versuche angestellt [Br. an Merck Nr. 204, 1. Samml., S. 426.]; in Weimar war es der Bergrath und Apotheker Dr. Buchholz, ein mehrseitig um Naturwissenschaften verdienter

(*) Obschon G. in Italien an den W. Meister gedacht, auch nach seiner Rückkehr ihn wieder vorgenommen hatte; so dauerte es wohl noch zwölf Jahre, bevor er wieder an die Um- und Ueberarbeitung desselben gehen konnte; wo er denn, auf Schiller's Erinnerung, bei einigen Stellen noch die Scheere wirken ließ, obgleich er das erste Manuscript fast um ein Drittel verkürzt hatte. „Dergleichen Reste der früheren Behandlung werde man nie ganz los:" eine Bemerkung, die auf mehrere seiner Werke anzuwenden ist. [Schill. Brfw. Nr. 77.]

(**) S. Joh. Georg Wille's Br. an Merck Nr. 195, 1. Samml.

Mann (*), der leicht und gern auf jede neue Entdeckung eingehend sich auch mit dieser befaßte, wiewohl anfangs nicht mit Gelingen [Wieland an Merck Nr. 101, 2. S.]. Goethe
27. Dec. schreibt daher an Kenebeln: „Buchholz peinige vergebens die Lüfte, seine Kugeln wollten nicht steigen. Eine habe sich einmal, gleichsam aus Bosheit, bis an die Decke erhoben und nun nicht wieder. Nun habe er in seinem Herzen beschlossen still anzugehen und hoffe auf die Montgolfierische Art eine ungeheure Kugel gewiß in die Luft zu jagen. Freilich seyen viele Accidents zu befürchten und selbst von den drei Versuchen Montgolfier's sey keiner vollkommen reussirt."

(*) S. Zur Naturw. und Morph. I. Bd. 1. Heft S. XXI.

1 7 8 4.

Das im vorigen Jahre umsichgreifende Interesse an wissenschaftlicher Unterhaltung belebt auch im neuen Jahre die höhere Weimarische Gesellschaft.

Die Herzogin Amalie setzte ihr Studium der griechischen Sprache fort und las zuweilen mit Wieland den Aristophanes, namentlich dessen Frösche, mit großem Vergnügen, indem sie leicht die Anwendung auf den Zustand der deutschen Musen zu machen wußte, und verzieh, als geistreiche freisinnige Dame, dem Dichter um seines beißenden Witzes und seiner Grazie willen die übrigen Ungezogenheiten. [Br. an Kn. Nr. 10.] Diese hatten ja auch Madame Dacier nicht abgeschreckt ihn zu lesen, ja was noch mehr ist, in die Sprache der Höfe und der feinen Welt zu übersetzen.

Da nun auch eine ziemlich gute Schauspieler-Truppe unter der Direction eines Wiener Entrepreneurs, Namens Bellomo, für die drei ersten Monate des Jahres engagirt worden war; so fehlte es auch nicht an theatralischem Vergnügen, ohne daß es die schönen Geister Weimars aus ihren Mitteln und auf ihr Risico zu bestreiten hatten. Hauptsächlich waren es Operetten, besonders italiänische, die sie

nach deutschen Uebersetzungen (zum Besten derer, die kein Welsch verstehen) sehr genießbar vortrugen (*).

So gewann denn auch G. von dieser Seite an Muße für seine Naturstudien, ohne daß seine Amtsgeschäfte dadurch wären beeinträchtigt worden, in deren **Bereich** sie vielmehr lagen.

3. Jan. Wenn demnach **Wieland** zu Anfange des Jahres an **Merck** schreibt: „**Goethe** schickt sich überaus gut in das was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzusichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat; und hinzusetzt: Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er soviel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöthen. Im Uebrigen geht's wie es kann" ꝛc. — so stimmt
im Decbr. 1783. damit G's. eigenes briefliches Geständniß an seine Mutter nur insoweit, als er von seiner Thätigkeit spricht; von seinem Leiden aber erwähnt er Nichts, tractirt es vielmehr als einen Klatsch von Weibern ausgegangen, sodaß der gute **Wieland** nur das Echo, wennnicht gar der Urheber davon gewesen zu seyn scheint. — „Frau **Betty** (**) hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl,

(*) S. des Herzogs Br. an **Knebel** Nr. 17; desgl. der Herzogin **Amalie** an denselben Nr. 10; it. **Wieland's** an **Merck** Nr. 101, 2. Samml.; it. G's. W. Bd. XXXI, 17.

(**) Wahrscheinlich Fr. **Jacobi's** Gattin, die auf einen Klatsch von der C. **Herder**, dergleichen G's. Mutter in den Kopf gesetzt haben mochte.

daß sie Ihnen mit einer solchen Klatscherei nur einen Augenblick verderben konnte, als die Nachricht von mir ist."

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen."

„Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht."

„Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie sich an meinem Daseyn jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde, und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost seyn, daß ich „nicht ganz sterbe."(*) Indessen leben Sie ruhig, vielleicht giebt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Das Ilmenauer Bergwerk, seit 1776 in Wiederaufnahme zu bringen versucht, hatte guten Fortgang. Der neue Johannisschacht ward zu Fastnacht eröffnet, und G'n. machte 24. Febr.

(*) Non omnis moriar.

es viel Vergnügen, daß nach Ueberwindung so mannigfaltiger Hindernisse auch dieses Unternehmen so weit gebracht war (*).

„Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut — schreibt
16. Febr. er an Knebel — und obgleich übrigens unsre Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind; so steht doch das **Oeconomicum** auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseyns, in den ich mich klüglich verschanzt habe."

Von seinem praktischen Talent bei allgemeiner Noth und Gefahr die zweckmäßigsten Anstalten zu treffen, wie wir es schon bei Feuersbrünsten gesehen haben, finden wir auch bei Wassersnoth ein hochbeglaubigtes Zeugniß in einem
6. März. Briefe des Herzogs an Merck. [Nr. 103.]

„Die große Wassersnoth, welche die arme Stadt (Jena) betroffen, nöthigte mich hierher zu gehen und Anstalten zu machen, damit das Unglück nicht noch größer würde. Ein gewaltiger Eissturz hat sich in die hiesige Vorstadt gedrungen, alle Häuser und Gassen derselben 2—3 Ellen hoch damit angefüllt, Gärten und Wohnungen ruinirt. Gestern ist endlich durch warme Witterung und unglaublich fleißige Arbeit das Eis gelüftet und gebrochen worden. Der Eis-

(*) S. seine Rede bei Eröffnung des neuen Bergbau's zu Ilmenau am 24. Februar 1784. Zuerst im Deutschen Museum von 1785, im 1. Bd.; jetzt in der letzten A. i. O. II, II, 634. „Leider machte nach 11 Jahren ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau den Garaus, und G. sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf soviel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben." [Bd. XXXI, S. 43.]

stoß, welcher auf ¾ Stunden Weges lang war, ging auf einmal los und die ganze Saale ist wieder in ihren Ufern. Während dieser Wassersnoth brannte ein Dorf ab, in welchem 6 Menschen das Leben einbüßten. Im Wasser ist bei uns Niemand umgekommen." — „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen. Hier im Schloßhof hat das Wasser 8 Ellen hoch gestanden, ich fürchtete immer mein großer Elephantenkopf(*) möchte bei dieser Gelegenheit flott werden" rc.

Im Anfange des Mai beschäftigten G'n. die Anstalten, das Verschwemmte wiederherzustellen, und den ganzen Juni hatte er dem Eisenacher Ausschußtag zu widmen.

Eine mineralogische Reise, die er ins Fichtelgebirge vorhatte, und wobei er sich mit Knebeln zu begegnen hoffte, konnte daher nicht zu Stande kommen; dagegen unternahm er später nochmals einen Ausflug auf den Harz und hatte dießmal den geschickten Künstler Kraus zum Begleiter, der ihm alle Felsarten, nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch zeichnete(**).

Diese Sammlung der schönsten Zeichnungen mit schwarzer Kreide, meist in Großfolioblättern, die G. zu vermehren und auf andere Vorkommenheiten zu erweitern vorhatte, befindet sich noch wohlerhalten und sehenswürdig in seinen nachgelassenen Portefeuillen. Das Verzeichniß derselben giebt G. in den Heften zur Naturw. u. Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 168.

(*) S. Zur Naturw. u. Morph. Bd. I, Heft 2, S. 222; oder Werke Bd. LV, 158.

(**) S. G. an Merck Nr. 110, 2. Samml.; desgl. Zur Naturw. und Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 166; u. Werke Bd. XXXI, 73.

Bei seiner Rückkehr im September erwartete ihn ein Besuch seines Freundes Fr. Jacobi, der für ihn, wie für Herder und Wieland gleich genußreich werden sollte. Die alte Freundschaft erneute und befestigte sich, und man schied
29. Sept. in gegenseitig bestem Vernehmen (*) Jacobi schickt ihm hierauf alle Werke des Hemsterhuis, die ihn sehr freuten. Nun las er auch die Ethik des Spinoza, fühlte sich ihm sehr nahe, obgleich dessen Geist viel tiefer und reiner sey als
11. Nov. der seinige. [Br. an Kn. den 11. Nov.]

Nachdem G. im letzten Viertel des Jahres sein osteologisches Specimen über das **os intermaxillare** (**) geendigt und durch Hofrath Loder eine Uebersetzung ins Lateinische
im Nov. hatte veranstalten lassen (***), theilt er den Aufsatz zuvörderst seinem Freunde Knebel mit und spricht gegen diesen sowohl Absicht als Resultat desselben noch besonders aus.

„Ich habe mich enthalten das Resultat, worauf bereits Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzt merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinstim-

---

(*) S. Herder's Br. an Knebel Nr. 1 und 2; Wieland an Merck Nr. 212, S. 436, 2. Samml.; Jacobi's Briefw. Nr. 137; Forster's Briefw. Nr. XLVI.

(**) S. Zur Naturw. und Morphol. II, 1, 226; oder Werke Bd. LV, S. 135 ff.

„Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben."

(***) G. unternahm sie nicht selbst, vermuthlich „weil er nicht die pedantische Prätension aushängen wollte, auf einem Instrumente Solo zu spielen, das er in zwölf Jahren nicht in die Hand genommen hatte", wie er an Lavater schreibt [Nr. 22, S. 80] mit Bezug auf seine lateinische Disputation in Straßburg. [XXVI, S. 42. 43.]

mung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch sogut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe, Mensch. Und so ist jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun; und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet haben, läßt sich auch Nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt" (*).

Auch Herdern liest er die Abhandlung vor, der sie sehr einfach und schön findet und zu G's. Lobe hinzusetzt: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege" [Br. an Knebel Nr. 3, S. 236. 237]; wie er ihm auch das schöne Zeugniß giebt: „Er trage seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und sey in jedem Schritte seines Lebens ein Mann!" [Br. an Knebel Nr. 6.].

G. lebte um diese Zeit viel mit Herder, und trieb sich, wie er sagt, mit ihm durch Disputiren in seinen Naturansichten immer weiter (**). Er und Frau von Stein waren ihm von dem größten Werthe und die Einzigen hie-

(*) Das Letztere geschah auch im Jahr 1825. Vergl. III, 296.

(**) S. Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd., 1. Heft, S. XIV.

sigen Capitale, von denen er Interesse ziehe. Letztere hatte nach und nach seine Mutter, Schwester und Geliebte geerbt, und es hatte sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind. [Br. an Lavater Nr. 27.]

Nun wurde auch eine calligraphische Abschrift an Merck zur Beförderung an Peter Camper (*) und vorhergehender
19. Dec. Mittheilung an Sömmering den 19. December 1784 abgesendet.

Sömmering's Urtheil darüber [Br. an Merck Nr. 214] war von der Art, wie man es von einem Fachgelehrten erwarten konnte, und wie es G. voraussah. [Br. an Merck Nr. 217.] Anfangs will er es G'n. ausreden [G. an Merck Nr. 215]; gegen Merck aber kommt er mit der ächtdeutschen Ausflucht, einem Früheren die Ehre einer Entdeckung zuzuschanzen, wenn man selbst keinen Anspruch darauf machen kann, daß er sagt: „Die Hauptidee habe schon Blumenbach rc. — im Uebrigen sehe die tabula terminorum ein wenig schulfüchsig aus, und habe G'n. Schwierigkeiten gekostet.“ [S. an Merck Nr. 214.] Goethe, der seine Deutschen kannte, zweifelt daher mit Recht, daß Sömmering sich ergeben werde: „Einem Gelehrten von Profession, fährt er fort, traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet (**). Es

(*) Camper selbst findet es ein Manuscrit très élégant, admirablement bien écrit, c'est-à-dire, d'une main admirable. [Br. an Merck Nr. 231.] Es war die schöne Handschrift des geheimen Kanzlei-Secretairs Vogel, dessen graphische Beihülfe G. jederzeit, seiner Gewohnheit nach, mit rühmendem Dank erwähnt. [XXVII, 25. XXX, 51.]

(**) Eine Wahrheit, die sich besonders in der Geschichte der Farbenlehre, an der Newtonischen Theorie und ihrer Tradition, nur allzusehr bestätigt. Von diesem Abläugnen des Sinnenzeugnisses giebt G. ein Beispiel in dem Gedicht: „Dem Weißmacher“ überschrieben. [A. in Q. I, S. 137.] Einen gleichen Fall habe auch ich erlebt.

ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das was man davon gesagt hat" (*). [G. an Merck Nr. 217.] Jedoch änderte Sömmering in der Folge seine Ansicht, und nannte, in seiner Knochenlehre, den Versuch G's. sinnreich und die öffentliche Bekanntmachung verdienend. [LV, 169; coll. L, 169.]

Wie Camper die Schrift mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, sich freundlich erwies, aber nach wie vor versicherte: der Mensch habe kein os intermaxillare, ersieht man aus dessen Briefen an Merck [Nr. 231, 232] und G's. Relation. [LV, 163 ff.]

Uebrigens hatte G. doch die Freude, daß auch Andere sich zu den Naturstudien wendeten, z. B. der alte Semmler. „Er hat angefangen — schreibt er an Knebel — 6. Dec. eine Nachlese zur Bonnet'schen Insectologie herauszugeben und ist derselbe, wie er sich in seinen ältern Schriften gezeigt hat. Bei der offenbaren Richtigkeit sovieler andern Dinge (**) und der Wahrheit und Wichtigkeit der sich ewiggleichen Natur nimmt mich's nicht Wunder. Ich hoffe noch auf mehr

(*) D. h. geschrieben hat: denn auf das Schreiben kommt es den Deutschen nur an: eine andere Würdigung des Menschen als die nach seiner Schreibfertigkeit scheinen sie nicht zu kennen. Daher ihre erste Frage: „ob einer was geschrieben habe?" Daher der Jammer, daß G. in 50 Bänden nicht eine Zeile für die Deutsche Freiheit geschrieben habe! Und ist erst Etwas geschrieben da, „so geht sie's nichts mehr an!" wie den König Ahasverus, wenn er etwas beschlossen hat. [Bd. XIII, S. 28.]

(**) Z. B. den metaphysischen und theologischen Leptologemen, die wirklich als eine geistige Remora, als ein moralischer Hemmschuh, den Fortgang einer allseitigen Cultur zu einer wahren Humanität retardiren, die selbst durch die sogenannten Humaniora nicht mehr befördert wird.

Proselyten": eine Hoffnung, die seit jener Zeit so über alle Maßen eingetroffen ist, daß bereits eine ganze, große, zahlreiche Ecclesia von Naturforschern, so Clerikern als Laien, sich über die Welt verbreitet und dieses Studium nicht wenig der zeitherigen Schriftgelehrsamkeit Abbruch thut, und zwar in allen Fächern des menschlichen Wissens. Man will nirgends mehr das abstracte Wort, sondern die sichtliche, concrete That; nicht die Meinung, sondern die Erscheinung; nicht das Räsonnement, sondern das Factum.

„Es freut mich — fährt G. fort — daß von fremden Orten her etwas Menschliches gekommen ist und wünsche Dir immer mehr Lust und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge."

„Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten, und sie aufs Geistige aufmerksam zu machen: so ist's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen und die Elasticität ihrer angefesselten Ballone ein Weniges zu vermindern."

Die letzte Bemerkung, so wahr an sich und so glücklich realisirt, wie das nunmehr ausgebreitetste Naturstudium bezeugt, ist auch in dem Betracht denkwürdig, als sie eine überfunfzigjährige Prolepse oder Anticipation einer Maxime ist, welche das junge Deutschland in Bezug auf die Emancipation des Fleisches, fast mit denselben Worten, aussprach; die man aber doch nicht, wenn wieder einmal von gleichlautenden Bemerkungen verschiedener Geister die Rede ist, und diese angeführt werden sollten, z. B. daß die Natur allein republicanischen Sinn habe [Bd. LIV, 255], für ein Plagium Goethe's, begangen an Laube oder Heine,

ausgeben und telegraphiren wird! Denn die beaux esprits se rencontrent! oder haben zum Wenigsten miteinander ein rencontre.

Was aber G'n. vor Allem und am meisten freuen mußte, umsomehr als er es noch nicht erwartete, war, daß auch der Herzog auf einmal an den Naturwissenschaften einen nicht nur gefühlten, sondern auch gedachten Antheil zu nehmen in einer langen Abwesenheit Anlaß gefunden hatte. Goethe begriff zwar nicht, wie der Fürst auf seiner Reise vom Geiste der Naturlehre überfallen worden, da ihm dessen Organe am wenigsten vorbereitet schienen, dieses Wehen zu vernehmen.

Unterdessen es war so; ein Brief des Herzogs an Knebel [Nr. 19.] erweist es auf das Klarste, und G. selber hatte es früher geweissagt, wenn er singt: 8. Dec.

„Gewiß, Ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft" rc. [II, 150.]

Da die erwachte Neigung für die Naturwissenschaften nicht nur in dem Leben des Fürsten Epoche macht, indem sie von Jahr zu Jahr zunahm, sich immer weiter ausbreitete, und zuletzt in so herrliche Anlagen und Anstalten zum allgemeinen Besten entfaltete (*); sondern auch überhaupt in der Culturgeschichte ein Phänomen ist, wodurch das allgemeiner gefühlte Bedürfniß nach einem anschaulichern, practischeren, solideren, die sämmtlichen Kräfte des Menschen mehr erweckenden und beschäftigenden Wissen, als das zeit-

(*) S. G's. „Schema zu einem Aufsatz, die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzustellen", in: Zur Morph. und Naturw. Bd. 1, Heft 4, S. 322.

herige traditionelle historische, unwiderlegbar beurkundet wird: so verdient die Ansicht dieses sowohl für seine Zeit wie für alle nachfolgenden als musterhaft dastehenden Regenten, der Nichts für sich allein besitzen, Nichts für sich allein genießen konnte, sondern durchaus auch Andre daran Theil nehmen ließ, zu seinem Ruhme als eines der ersten Gönner, Beförderer und Beschützer der Naturwissenschaften in Deutschland, der Welt allgemeiner bekannt zu werden.

Nachdem der Fürst von der traurigen Einförmigkeit des Lebens der meisten Menschen gesprochen, denen einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu seyn scheine; und wie das Schicksal selbst einen Ekel gegen diese Einförmigkeit möge bekommen haben, sodaß es deshalb Wissenschaften, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten, — er meine besonders die Naturkenntniß — gemeiner werden lasse und viele Leute inspirire diesem Studium zu folgen, welche sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten, setzt er aus wahrer und kräftiger Ueberzeugung hinzu:

„Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, sodaß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen

zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist."

„Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt."

1 7 8 5.

Nach des Herzogs vielersehnter im Anfang des Jahres endlich erfolgter Rückkehr von einer langen Abwesenheit an den rheinischen Höfen, [Br. an Merck Nr. 212.], ist in den Cameralischen Geschäften zuerst von Zerschlagung der Güter die Rede, einer Sache, die im Hessischen längst etwas Gemeines war und wozu der Herzog, wahrscheinlich durch seinen Aufenthalt in Darmstadt, nur eine neue Anregung bekam: denn bereits den 31. Januar 1780 hatte er sich bei Merck [Nr. 97.] nach den Vortheilen derselben erkundigt.
13.März. G. erholte sich deshalb Raths bei Merck [Nr. 215.] und wünschte sich einen Aufsatz von den Grundsätzen und der Art die Sachen zu behandeln, und was man nach mehrerer Erfahrung für das Beste halte? Man habe hier (in Weimar) ziemlich vorgearbeitet, nun möchte er noch von Erfahrenen etwas hören. Er erkundigt sich nach dem Cammerrath Martin, einem vorzüglich practischen Cameralisten, der sich durch mehrere landwirthschaftliche Verbesserungen verdient machte, und will ihn durch einen jungen Cameralisten, der ihn persönlich kennt, darum begrüßen lassen. Er schickte auch den Cammerconsulenten Schwabhäuser dahin ab, um das Zerschlagungswesen in der Nähe zu besehen,

und bat Mercken, ihm förderlich zu seyn, „damit er Acten und alles Nöthige zu Augen und Nasen kriege.“ Man wollte den Anfang mit einem sehr ansehnlichen Gute machen, und wünschte daher, daß der erste Versuch zum Besten ausfiele.

Bei diesen Amtsgeschäften hatte die Poesie indessen nicht ganz geruht, wie wir an der fertigen und angefangenen Operette gesehen haben. Aber auch an einem großen epischen Gedichte hatte G. gearbeitet und bis in den März dieses Jahres 48 Stanzen geschrieben, mußte aber, durch den Drang der Umstände genöthigt, aufhören. Diese Stanzen bilden das schöne Fragment, bekannt unter dem Namen: „die Geheimnisse,“ [Bd. XIII, 175. ff.], über deren Sinn und Absicht er sich [XLV, 327.] erklärt, wonach es, seiner eigenen Bemerkung zufolge, freilich noch sehr im Vorhofe verweilt. Es bleibt daher ewig zu bedauern, daß dieses in Stoff, Form und Technik gleich ausgezeichnete Gedicht damals nicht vollendet werden konnte. Es ward von der Zeit überholt und hätte nachher, auch bei vollkommener Muße, nicht in der ersten unschuldigen Ansicht ausgeführt werden mögen.

Was nun G's. wissenschaftliche Bestrebungen anbelangt, so ist bisher nur immer von geologischen, mineralogischen und osteologischen Studien die Rede gewesen, aber noch nicht von botanischen, obgleich er sie im Stillen seit längerer Zeit getrieben hatte (*). Nun aber kommen auch diese zum Vorschein.

(*) S. „Geschichte seines botanischen Studiums“ in: Zur Morph. und Naturw. 1. Bd. 1. Heft. S. XX.

„Er habe noch in andern Wissenschaften, z. B. in der Botanik, gar hübsche Entdeckungen und Combinationen gemacht, die Manches berichtigen und aufklären, wisse aber auch noch nicht recht, womit hin," schreibt er an Merck
8. Apr. [Nr. 217.] und gleichzeitig an Knebel: „Er möge am liebsten seine freien Augenblicke zu diesen Betrachtungen wenden. Die Consequenz der Natur tröste schön über die Inconsequenz der Menschen." Und so hatte er lange schon die Materie vom Samen durchdacht, soweit seine Erfahrungen reichten, und empfand jetzt nur das Verlangen, einige davon handelnde Werke ältere wie neuere darüber nachzulesen, als den Joseph. de Aromatariis, die Linneische Dissert. de seminibus muscorum und was Neueres über diese Materie in Büttner's Bibliothek vorhanden wäre. Er fühlte und gestand es auch, daß er bei diesen wissenschaftlichen Forschungen der Bücher bedürfe, nur erlaube seine Lage ihm nicht, ein folgerechtes Studium derselben vorzunehmen.

Unterdessen war das Frühjahr herangekommen, die um diese Zeit fallende jährliche Geschäftsreise führte G. nach Ilmenau, er lud auch Knebeln dazu ein und sie wollten nach Pfingsten (d. 15. Mai) diesmal den Saalgrund hinauf ihre mineralogischen Beobachtungen anstellen, da G. den Ilmgrund bereits so satt war, daß er nicht mehr daran denken mochte. An diese Reise schloß sich eine zweite und zwar die vor'm Jahre schon projectirte Reise ins Fichtelge-
23. Juni. birge. Sie ward den 23. Juni von Jena aus unternommen, und Knebel beschreibt sie in seinem liter. Nachlaß Bd. III, S. 374—384.

Auf dieser Reise war es, wo Goethe eine ihm fast verargte Empfindlichkeit gegen Tabaksrauch zeigte, die diesmal

sich in einem starken Fieberanfall äußerte, sodaß er mehrere Tage zu seiner Wiederherstellung brauchte.

Sie nahmen hierauf ihren Weg ins Fichtelgebirge, bestiegen die bedeutendsten Höhen desselben, tranken aus der Quelle des Mains, und setzten sodann ihre Reise nach 5. Juli.
Carlsbad fort, wo sie den 5. Juli ankamen. Hier fanden sie bereits die Herzogin Louise, Herders, Frau von Stein, Gräfin Bernsdorf und Bode nebst anderer Gesellschaft aus Weimar vor, das in diesem Augenblick ziemlich verwais't war, indem auch der Herzog sich wieder auf Reisen befand, und nur die Herzogin Amalie zurückgeblieben, mit ihren Getreuen: Fräulein v. Göchhausen, Wieland, v. Einsiedel und Oeser sich in Tiefurt zu unterhalten suchte; [Br. an Merck Nr. 222.; it. 227.].

Knebel verließ Carlsbad früher, um noch eine Excursion nach Baiern und Tyrol vorzunehmen, worüber er sehr interessante, Natur und Menschen betreffende Berichte, so an die fürstlichen Personen, den Herzog, die Herzogin Amalie, wie an Goethen gelangen ließ, die sämmtlich ihn höchlich darüber beloben (*).

G'n. waren besonders die mineralogischen Bemerkungen durch Tyrol von Werth, und er gab Knebeln das Zeugniß, daß er auf dem rechten Wege sey. „Du siehst wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe

(*) S. Brief des Herzogs an Knebel Nr. 22.; it. der Herzogin Amalie Nr. 12.

verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß."

G. war länger in Carlsbad geblieben und hatte die sämmtliche Gesellschaft noch überlebt; er besuchte noch Joachimsthal, Johann-Georgenstadt, Schneeberg u. a. O. und kam mit mineralogischer Beute, übrigens gesund und wohl, nach Weimar.

Obgleich wieder durch Amtsgeschäfte gebunden, fühlte er doch die heilsame Wirkung des Bades und sein Gemüth viel freier; er konnte mehr thun und las auch noch Viel neben seinen Arbeiten, z. B. Necker und seine Antagonisten.

Auch hatte er das Vergnügen, die Fürstin Gallitzin und ihre Begleiter von Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann, in Weimar zu begrüßen.

An Wilhelm Meister war er sachte fortgefahren und war mit dem 6. Buch im November zu Stande gekommen. Er las es Herders, der Frau von Stein und der Frau von Imhof vor und war glücklich viel Beifall zu erhalten. Wenn nicht Knebel gefehlt hätte, meinte er, wäre sein kleines Publikum vollkommen gewesen. In günstigen Musestunden hatte G. schon im vorigen Jahre (1784) noch eine Operette Scherz, List und Rache geschrieben und an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich gesendet, weil er aus dessen Briefen, die er ihm auf einer musikalischen Reise durch Italien schrieb, gemerkt hatte, daß er den Geist der komischen Oper wohl gefaßt habe. Nun fand dieser auch an der Goethischen Arbeit eine Art von italiänischer Gestalt und wollte sie componiren. Darüber knüpften sich lange briefliche Unterhandlungen an, deren Bekannt-

machung nicht allein G's. musikalische Einsichten (*) in Evidenz setzen, sondern auch zur Geschichte der deutschen Oper und deren unschuldigen Anfängen nicht unwichtige Notizen geben würde. Die Verhandlungen dauerten das ganze Jahr hindurch und am Schlusse desselben hatte G. bereits zwei Acte in Händen. Sie fanden bei den Proben den größten Beifall aller Musikverständigen, namentlich Herder's, auch Wieland's (**); das Ganze aber konnte nicht zu Stande kommen, aus Ursachen die sowohl in der dichterischen Anlage und Oeconomie des Stücks, wie in der musikalischen Behandlung des Tonsetzers lagen, und ohne eine völlige Umarbeitung nicht zu beseitigen waren.

Wie G. auf diese Composition gekommen, wie auch über die Ursachen ihres Mißlingens, erklärt er sich einige Jahre später in seiner italiänischen Reise [XXIX, 148.], und noch zuletzt in seinen Tag- und Jahresheften [XXXI, 8. u. f.]. Damals aber hatte G. noch einigen Glauben an die Möglichkeit, und wünschte die Operette irgendwo unterzubringen, um dem jungen Künstler „ein Stück Geld zu verschaffen und ihn der deutschen Welt bekannt zu machen." Er wendete sich deshalb an Knebel, der sich damals in

(*) Die man unlängst mit etwas „grobem Selbstempfinden" ihm absprach, ohnerachtet er sie schon in der Art, wie er den Vortrag seiner Lieder dem Schauspieler und Sänger Ehlers einstudirte, bewiesen hatte. [Bd. XXXI, 91. f.]

(**) „Ueber Ihren zweiten Act ist nur Eine Stimme; man wünscht nichts Anderes und nichts Besseres. Möchten Sie hören, was Herder darüber sagt, der mir unter allen nahen Musikfreunden der wertheste und zuverlässigste ist. Auch verschaffe ich Ihnen seine Gedanken schriftlich, wenn er erst das Ganze gehört hat. Er kann Ihnen mehr sagen als ich, er ist eine musikalischere Natur als ich."

Baiern aufhielt, und bat ihn um genauere Nachricht von München, seinem Theater, dessen Entrepreneur, der dortigen Operette, dem Geschmack des Publikums u. s. w. Der Brief ist zu sprechend für G's. thätig-freundschaftliche Gesinnungen, als daß er nicht, schon um manches Vorurtheil dagegen niederzuschlagen, bekannt gemacht werden sollte.

„Meine Sache ist diese, die ich Dir ans Herz lege, überdenke sie und schreibe mir Deine Gedanken."

„Kayser in Zürich hat mich von Jugend auf interessirt. Sein stilles zurückhaltendes Wesen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen, das, wie ich nunmehr sehe, sehr glücklich war. Ich merkte aus seinen Briefen, die er auf seiner italiänischen Reise schrieb, daß er den Geist der komischen Oper wohl gefaßt hatte. Ich machte das bekannte Stück und er ist nun darüber. Zwei Acte habe ich und es wird gewiß alles Beifalls werth. Nun ist leider das deutsche lyrische Theater überall erbärmlich. Wer singen und spielen kann, zieht sich zum italiänischen, und das mit Recht. Du glaubst selbst, es sey in München für unser Stück Nichts zu thun; das schadet aber im Grunde Nichts, man kann ein anderes machen (*).

Was sagst Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern, nur in Conzerten, einzelne Arien ohne Prätension produciren; da er selbst ein trefflicher

---

(*) G. hatte auch bereits ein anderes angefangen, wiewohl er nachher auch glaubte, daß dieses Singspiel nicht für München seyn würde.

„Er dachte sich dergleichen, besonders wenn er zu Pferde Tagereisen zu machen und nichts Klügeres zu denken hatte, unterwegs aus."

Clavierspieler ist, sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen; solle sich empfehlen, den Geschmack des Publikums studiren, mir seine Gedanken schreiben und ich könnte ihm alsdann, wenn ich besonders durch Deine Bemerkungen, was Dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effect macht, genugsam unterrichtet wäre, ein Stück machen das gewiß wirken sollte. Ueberdenke es und laß es mit Endzweck Deines dortigen Bleibens seyn. Ich communicire Dir meinen Plan, lese Dir das Stück und Du mußt in die Seele des Münchner Publikums votiren. Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor; er kann und wird sich poussiren. Du thust mir einen wesentlichen Dienst, wenn Du ihm Freunde vorbereitest und Dich um die Verhältnisse des Virtuosenwesens erkundigst, damit er in ein bekannt Land komme. — Dies ist's, was mir jetzo sehr am Herzen liegt, hilf mir es ausführen!" (*)

(*) Man erinnere sich des obigen ähnlichen Bittwunsches an Lavater wegen Ausführung eines Monuments zum Andenken der Schweizerreise für den Herzog. Nun wird man doch glauben, daß G. ein aufmerksamer und thätiger Freund seiner Freunde gewesen, wenn auch nicht alle Blütenträume reiften!

1786.

„Was es mit ihm in diesem Jahre werden würde", wußte G. am Schluß des vorigen seinem Freunde Knebel noch nicht zu sagen. „Großen und weiten Aussichten mochte er den Blick nicht zuwenden; doch ins Carlsbad gehe er auf jeden Fall: er sey dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig. Uebrigens sey er fleißig, seine Geschäfte gingen ihren Gang, sie bildeten ihn, indem er sie bilde." — Ganz wie es ihm mit der Entwicklung natürlicher Phänomene und mit Gedichten erging, „daß Er nicht sie, sondern sie ihn machten." [XXX, 32.]

So ahndete denn G. nicht, daß dieses Jahr für ihn das wichtigste, das einflußreichste auf sein ganzes übrige Leben werden sollte [XXVII, 241.], daß eine neue Epoche damit für ihn beginnen, daß er es einst das Jahr seiner Wiedergeburt nennen würde — durch die Reise nach Italien.

Die Nothwendigkeit derselben, die Zeitangemessenheit, die günstige Wirkung auf seinen Gemüthszustand, wie auf die Ausbildung aller seiner Anlagen, erhellt zwar hinreichend aus seiner umständlichen Beschreibung, indeß dürften einige Vorbemerkungen als einleitende nicht überflüssig seyn.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht bereits genugsam hervor, daß G's. anfängliches Leben in Weimar ein höchst mannigfach beschäftigtes und bewegtes war, daß nicht nur seine Geisteskräfte in mehrseitigen Anspruch genommen wurden, sondern auch seine Gemüthskräfte; daß, den Einfluß von Clima und Lebensweise nicht gerechnet, schon der Conflict der häuslichen und geselligen Existenz, der öffentlichen und privaten, einen Wechsel von Steigen und Fallen unterhielt, der auf Stimmung und Humor, auf Heiterkeit und Unmuth barometrisch einwirkte.

Da zu jedem Geschäft, ja zu jedem nur mehr als mechanischen Thun ein Wissen gehört, dieses aber in einer Zeit, wo es noch nicht wie jetzt, durch Tinte und Druckerschwärze zu Papier und Buch gebracht, aus allen Officinen und Bibliotheken hervorbringt — dergestalt, daß nunmehr der Geist von der literarischen Fluth eher ertränkt als gehoben, eher verwirrt als aufgeklärt werden könnte — von einem Jeden allererst erzeugt, das heißt durch eigene Handanlegung an Sachen und Gegenstände gewonnen werden mußte, und man, um etwas zu wissen — selbst zu wissen, nicht auf Autorität hin — es so zu sagen auch selbst zu machen hatte: so bedurfte es nicht wenig Zeit, Mühe, Versuch und Gegenversuch, um das zu erforschen, was jetzt als allgemein bekannt, zugegeben, gelehrt und verbreitet, schon wiederum Stufe zu neuen Fortschritten geworden ist. Dieß war zu jener Zeit der Fall mit allen Naturwissenschaften und den darauf fußenden Gewerben der Oekonomie, Industrie und Technik. Sie mußten zum Theil erst geboren werden, oder lagen noch in der Wiege.

Aus Büchern war demnach wenig zu lernen: Beobachtungen mußten zuvor angestellt, Versuche gemacht, Erfahrungen gesammelt werden, um sie in Schrift-Magazinen zu eigener und Fremder Benutzung niederzulegen. Daher war damals der Betrieb einer solchen Wissenschaft — ein thätiges Leben, ein wirklicher Genuß; es vertrug sich mit Bewegung in freier Luft, mit Sonnenschein und Regen; und bedurfte keines weitläuftigen und künstlichen Apparats, dessen Resultate erst wieder die Controle der Vernunft und der bloßen Sinne nöthig haben, um für richtig und ausgemacht zu gelten. Und so mußten damals geistreiche Geschäftsmänner sich's wohl angelegen seyn lassen unmittelbar an die Natur zu gehen, sie zu beobachten, zu befragen, ihr etwas abzumerken, abzulauschen, um hinter ihre Geheimnisse zu kommen, und sie zum Besten, zum Vortheil ein jeder seines Bereichs anzuwenden. Studien der Mineralogie und Geologie, der Botanik und Forstwissenschaft, der Physik und Naturgeschichte sind für einen Cameralisten so ineinandergreifende Bestrebungen, daß man heutzutage gar nicht fragen darf, ob sie für einen Cammerpräsidenten wie G. so unerläßlich gewesen. Und er wurde noch dazu auf die individuellste Weise in diese Beschäftigungen hineingezogen durch das damalige Garten-, Park-, Wald-, Jagd- und Reiseleben des Weimarischen Hofes, das er in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie so anmuthig schildert. [Bd. I. Heft I. S. XX.]

Sein practischer auf Realität, auf Wahrheit und Wirklichkeit wie die Natur selbst gegründeter Sinn (*) begnügte

(*) „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird zum Großen überzugehen, das nur der

sich daher nicht mit der ästhetischen Wirkung, welche die sichtbare Welt auf den Dichter, auf den Künstler ausübt und die er durch Wort und Bild wiederzugeben strebt: denn obschon er ihr durch die darstellende Kunst, als Zeichner und Mahler, den äußern schönen Schein, als Dichter die sinnlich-sittliche Wirkung abzugewinnen sich bemühte; so wünschte er doch als Denker, als Forscher, auch ihrem innern Wesen näher zu kommen, und zu Beidem hatte er die gemeinsame Anlage, jenes Anschauungsvermögen, welches den Dichter, welches den Philosophen ausmacht.

Es ist daher eine mit wunderlich, seltsam u. dgl. vielzu schwach und gelind charakterisirte Behauptung, daß die Naturwissenschaften ihm als Dichter geschadet, und seinen poetischen Leistungen Eintrag gethan. Im Gegentheil hat seine Naturkenntniß seiner Dichtungsart einen eigenen ausgezeichneten Charakter verliehen, der, sui generis, ihn zu seinem Vortheil, zu seinem, wennauch erst später noch aufgehenden, besonderen Ruhme, von andern Kunstgenossen unterscheidet: denn nicht das Materielle der Natur ist der Gegenstand seiner Dichtungen, sondern der Geist der Natur.(*)

Ist es doch viel was andres, nur den bunten Duft und Schmelz der Naturerscheinungen wie einen Farbenschaum abschöpfen und damit Phantasie-Landschaften und

---

höchste, reinste Punct des Wahren ist." — schreibt er, bald nach seinem Eintritt in Italien, an seine Freundin.

(*) „Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst [XLIX., 66.] dieser Vermittlerin des Unaussprechlichen."[Z. Nr. 648, S. 207.]

Ideal=Porträte dilettantisch für Dilettanten zusammenpinseln, als tiefer in Fleisch und Kern eindringen, ihre Structur und Organisation und deren Harmonie und Gesetzmäßigkeit erkennen, und sie einer höhern ernstern Anschauungsweise zu sinniger und erbaulicher Betrachtung hingeben. Und was soll es überhaupt heißen, Jemandem in das, was seines Geistes und Herzens Bedürfniß ist, wozu er sich geeigenschaftet und getrieben fühlt, dreinreden, es ihm verargen, wenn er sowohl den Forderungen seines amtlichen Berufs als den Ansprüchen der Welt auf mehrseitige Bildung folgend, sich einer mannigfaltigen Thätigkeit hingiebt, und so die Zeit welche man Andern auszuruhn vergönnt, mit mannigfaltigen Bestrebungen auszufüllen weiß. „Niemand hat das Recht einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Centrum seine Radien nach der Peripherie, stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen, [II, 256.] und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge." [XXXII, 22.] „Auch ist jedes eminente Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt." [z. Naturw. u. Morph. I, I, S. 67. u. II, II, 654.]

Muß doch jeder Mensch selber am besten wissen, was zu seinem Frieden dient, indem er erklärt, „das Rechte sey was ihm gemäß ist;" [XXVI, 27.] und ist denn einer nur da, um für die Andern den Poeten zu machen, wie man ihn gerade verlangt, wenn er es nicht zugleich für sich selbst seyn will und kann? (*)

(*) „Sage mir keiner
Hier soll' ich hausen! —

Doch von diesen und ähnlichen seltsamen Prätensionen, die von einer unbeneidenswerthen Eigenthümlichkeit des Deutschen herrühren, und um so sonderbarer sind, als sie mit seinem Freiheitstrieb, der überall Gewerbfreiheit verlangt, in geradem Widerspruch stehen, wird noch ferner die Rede seyn können und müssen, weil sie sich immerfort wiederhohlen.

Bedenkt man nun daß G. in diesen practischen Geschäfts- und Wirkungskreis ganz unvorbereitet eintrat, daß er darin — was er vom Leben bemerkt — wie in einen Roman immermehr verflochten wurde; wobei er zwar seinem Wunsche und Streben sich vielseitig auszubilden und alle seine Anlagen gleichmäßig zu cultiviren schicklichste Gelegenheit und möglichste Gewährung verschaffte, dagegen aber sein eigentliches ursprüngliches Talent nicht mit gebührendem Eifer, in anhaltender Folge, sondern nur subseciv und sprungweise beschäftigen konnte: so wird man es natürlich finden, daß ihn allmählig das Gefühl überschlich, seine eigentliche wahre natürliche Bestimmung werde in dieser Lage, unter

---

Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner." [III, 283.]

Hier, d. h. in seinem Fache, in der Dichtkunst, worauf ihn Publicum und Gelehrte gleichmäßig verwiesen, [z. Naturw. u. Morph. I, I, 66—71.] stehe er mehr allein, d. h. ohne Rath und Regel, [L, 68.] — denn er „mußt' alles selber thun, konnte Niemand fragen" [IV, 368; XXX, 193.] — als in den Naturwissenschaften, in welchen er, auf die individuellste Weise hingelenkt, anfangs zwar auch weder Meister noch Gesellen fand, aber doch später durch theilnehmende Gehülfen und belehrende Freunde sich gefördert sah, ja endlich zur Anerkennung von den Heroen des Naturreichs gelangte; worüber dankbar erfreut er noch im hohen Alter die Neigung segnet, die ihn in früher Jugend dahinzog.

solchen Verhältnissen wohl niemals erreicht und sein Beruf nicht vollständig erfüllt werden.

Da er nun bereits den Geheimerath und den Dichter zu trennen gewußt hatte, indem er fühlte, daß jener ohne diesen recht gut bestehen könne; so war es ja wohl nicht unmöglich, jenen mit der Zeit ganz außer Activität zu stellen, um nur den Dichter zu sich kommen zu lassen. War er doch nicht auf Lebenszeit gebunden, [S. oben Seite 26] war doch alles was er that sein guter freier Wille, indem „sein Verhältniß zu den Geschäften nur aus seinem persönlichen Verhältniß zum Herzog entstanden war" — wie wir später lesen werden — war es daher nicht billig, und eine Liebe der andern werth, nach so langer freiwilliger treuer Arbeit, ihm eine Erholung zu gönnen, um auch einmal seinem Genius ganz zu leben, und besonders den Trieb nach Erkenntniß der Kunst zu befriedigen? (*)

Bemerklich macht sich daher schon in den letzten Jahren eine gewisse wonicht Abspannung und Erschöpfung, doch Insichgekehrtheit und Untheilnahme nach Außen, deren körperliche Anzeichen Wieland freilich übertrieben angiebt, deren Vorhandenseyn jedoch selbst durch G's. Abläugnung gegen seine Mutter immer noch hindurchblickt und selbst in der Bemerkung des Herzogs über „die Taciturnität seines Herrn Cammerpräsidenten" eine Gewährschaft erhält.

Der Gedanke an Italien, an das Land seiner frühesten Sehnsucht, dem er schon einmal so nahe gewesen und nur,

(*) „Auf dieser Reise, hoffe ich, will ich mein Gemüth über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu stillem Genuß bewahren." [Mscpt. des Reisetagebuchs.]

ergriffen von einer andern heftigen Leidenschaft, den Rücken zugekehrt hatte, mußte jedoch, nachdem ihn diese allmählig verlassen und andern Betrachtungen Raum gegeben hatte, mit neuer Stärke erwachen und ihn mit unaussprechlichem unwiderstehlichem Drange erfüllen.

Schon lange hatte er von Italien nicht können reden hören, keinen römischen Autor mehr ansehn dürfen, [XXVII, 153. 201.] ohne von einem brennenden Durst nach dem Lande ergriffen zu werden, das ihm von früher Kindheit an, in Bildern und Erzählungen deutlich vorschwebte. Er sah alle die Gegenstände jenes Kunstlandes im Geiste vor sich; es fehlte nur das leibliche Anschaun; sie standen nur eine Handbreit von ihm ab, aber geschieden, wie durch eine undurchdringliche Mauer. [XXVII, 154.] Es war doch nur eine papierne Wand und wäre leicht mit dem Ellbogen einzustoßen gewesen: es brauchte nur einen kühnen raschen Entschluß; aber es war ja in ihm, wie er gesteht, ein gewisses Hocken, ein Kleben an einem Orte, wie er sich dessen noch in spätern Jahren Schuld giebt, und wer hat sich in ähnlichen Verhältnissen nicht ebenso schwerfällig und unbeholfen gezeigt? Doch vielleicht schien die Zeit noch nicht gekommen, und nur der schicklichste Moment mußte dazu ergriffen werden.

Erst nachdem er sein gegebenes Wort erfüllt, in den Geschäften seines Bereichs einen festen Gang, in den Finanzen Ordnung und Sparsamkeit eingeführt und hergestellt hatte; erst nachdem er durch vorläufige Beschäftigung mit Natur- und Kunstgegenständen auf ein genaueres tieferes Studium derselben an dazu geeignetsten Orten genugsam vorbereitet war; nachdem er für seine in der Geologie,

Osteologie, Botanik bereits gewonnenen Aperçus Bestätigung zu weiterer Ausführung und Darstellung zu gewinnen den Drang fühlte; nachdem das bisher dunkel empfundene Bedürfniß eines wahren und völligen Begriffs sowohl in der bildenden Kunst, als in seiner eigenen, die er bis jetzt nur instinctartig, ohne Theorie und Regel, ohne Methode, ohne Rechenschaft von seinem Verfahren geben zu können, ausgeübt hatte, zu befriedigen mit der unwiderstehlichen Macht einer wahren Leidenschaft sich getrieben sah — erst nach allen diesen Präliminarien schritt er, mit zwar angeborner innerer Ungeduld, aber zugleich mit angeübter äußerer Verschwiegenheit, zur Ausführung des längst angelegten Reiseplans [XXIX, 135 f.], indem er sogar seinen nächsten Freunden zwar nicht den Vorsatz einer Reise überhaupt, aber doch Richtung und Ziel derselben verheimlichte. Dazu bewogen ihn die triftigsten Ursachen.

Da ihm die ganze Reise nur etwas nutzen konnte, wenn er sie ganz für sich allein unternahm, indem nach seiner Art zu sehen, zu beobachten, zu lernen und zu verarbeiten Einsamkeit ihm unerläßlich blieb; so wäre Begleitung mehrerer, ja nur eines Gesellschafters, selbst eines Freundes, ihm hinderlich geworden, und sein eigentlicher Zweck, Natur, Kunst und Menschen zu studiren, nicht aber nur, nach Art gewöhnlicher Reisenden, zu genießen und sich zu vergnügen, gänzlich vereitelt worden. Und daß es ihm nicht an Mitreisenden gefehlt, vielmehr Alles sich herzugedrängt haben würde, läßt sich voraussetzen; ja die Folge bewies es. Denn kaum war er in Italien warm geworden, und hatte seinen Freunden die Herrlichkeiten des Landes geschildert; so erwachte gleich in ihnen die Lust ihm nach-

zufolgen, und er hatte Mühe, durch vernünftige, detaillirte Vorstellungen sie zu einem kleinen Aufschub ihrer Vorsätze zu bewegen, um nur selbst erst in Ruhe seine löblichen Zwecke einigermaßen zu erreichen. [XXIX, 135—138.]

Ohne also von seinem Vorhaben einer weitern Reise sich etwas merken zu lassen, auch nicht gegen seine nächsten Freunde Herder und Knebel, hatte er sich, um seiner Gesundheit aufzuhelfen, oder sie zu befestigen, nach Carlsbad begeben und seine Curzeit ausgehalten. Er wollte schon vor seinem Geburtstage sich entfernen, mußte aber, um nicht Verdacht zu erregen, diesen noch abwarten und die Feier desselben von seinen Freunden begangen sehen.

Wenige Tage darauf aber, am 3. September, stahl 3. Sept. er sich, wie er sagt, von Carlsbad weg, ohne daß seine Freunde wußten oder vermutheten, daß er weiter als auf eine kleine Excursion ausgegangen sey, und es erst erfuhren, als er bereits in Italien war.

III. Goethe's Reise nach Italien.

Die Reise war ganz geeignet, seinem Körper die volle Gesundheit und frühere Beweglichkeit wiederzugeben, sein Gemüth zu heiterer Stimmung und williger Theilnahme an Allem aufzurichten, den Blick seines Geistes zu erweitern und ihm neue Ansichten zu eröffnen.

Bewegung in freier Luft, von jeher seinem Denken und Dichten förderlich, unter einem Clima von zunehmender Milde und Freundlichkeit, in Vergleich mit dem verlassenen, „unter dem er so lange geduldet", nebst der Veränderung seiner bisherigen Lebensweise, in der er gewohnt war von Andern bedient zu werden, nun aber selbst sich zu besorgen hatte, kam seinem Körper zu Statten, und vermehrte die Elasticität seines Geistes, sodaß er hoffte, von zwei seiner bisherigen Fehler, „dem Stocken und Schleichen" loszukommen. Abwechselung der Gegenstände in der Natur, die immer mannigfaltiger, anmuthiger, großartiger seinen Blicken sich entfaltete, die aus Steinen und Pflanzen, Gewässern und Wolken in wohlverständlicher Sprache zu ihm redete — „da die Gegenwart der Dinge zu ihm spricht und er den ganzen Tag im Gespräch mit den Dingen ist" — und außer dem Alten und Bekannten immer etwas Neues

und Unerwartetes zu offenbaren hatte, beschäftigten sein Aufmerken und Nachdenken und lieferten seiner Anschauungsgabe reichen Stoff zu wissenschaftlicher und künstlerischer Behandlung und Ausbildung.

Die fremden unterschiedlichen Bewohner aller der Gegenden, durch die sein Weg ihn führte, erregten durch Gestalt, Tracht, Sitten und Lebensweise wiederum seine frühere, menschliche Theilnahme. „Keine Existenz ist ihm mehr ein Räthsel." Er fühlt seit langer Zeit sich wieder ein Mensch unter Menschen, und mit der ganzen Welt Freund, begrüßt er wer ihm begegnet, wie aus alter Bekanntschaft, Ansprache und Erwiederung bietend, so den Bettler wie den Wanderer. Incognito, wie er reist, allein in einer Postchaise, mit Dachsranzen und Köfferchen, ohne dienende Begleitung, die nunmehr entbehren zu können ihn besonders freut, da er weniger bequem, selbstthätiger zu seyn genöthigt ist, vermeidet er die Gelegenheit durch Stand, Name, Ruf und herrschende Vorurtheile eingeschränkt und gehindert zu werden. Selbst das Halb-Incognito in der Folge kam ihm noch zu Gute, da es ihn vor dem leidigen Quästioniren schützte. Er gilt überall was er gilt allein durch seine natürliche Persönlichkeit, durch die unbefangene und doch höfliche Art, mit der er sich unter das Volk mischt, auf Straßen und Plätzen, dem er bald selbst in Tracht und Benehmen sich gleichzustellen lernt. Nun weiß er auch, wie es allen Ständen zu Muthe ist, „da Niemand seinen Stand verbergen kann."

Herder habe wohl recht zu sagen, er sey ewig ein großes Kind, und bleibe es: denn er freue sich wie ein Kind in dieser Verkleidung und Anähnlichung ungestört und unberedet seinem unschuldigen Hange zu Beobachtungen nach-

zugehn, auf seine Weise zu bemerken, zu erfahren, was sonst unter andern Umständen wohl nicht zu seiner Kenntniß gelangt seyn würde, sodaß man ihn zu sehen glaubt, „wie er die Stadt sich als Wanderer betrachtet, die Großen belauert, die Kleinen beachtet ꝛc.", oder wie er bereits vierzehn Jahr früher in poetischer Voraussicht seinen „Wanderer" auf dem Wege nach Cumä schildert.

Die Reise ging anfangs so schnell vor sich, daß er mit Uebergehung manches Merkwürdigen in Baiern und Tyrol, dem er zu anderer Zeit, in anderer Absicht reisend, mehr Aufmerksamkeit gewidmet hätte, nur eilte, mit Vorsatz eilte, um von der alten hockenden und schleichenden Manier ganz abzukommen, sobald als möglich in das Land zu gelangen, welchem sein frühester Wunsch zustrebte, „der nun fast zu alt in seiner Brust geworden." Nur einmal noch, auf der
8. Sept. Spitze des Gränzgebirges, auf dem Brenner schaute er mit Augen des Leibes noch mehr der Seele nach dem verlassenen Lande zurück, dem er durch zehnjährige mannichfache Thätigkeit gedient, genutzt, in dem er sich Freunde und Lieben erworben, die nun bald eine rauhe traurige Jahreszeit in ihre Wohnungen bannen, sie in Nebel hüllen, mit Schnee bedecken und in cimmerische Nächte begraben würde, während er selbst den sonnigen Gefilden, dem Schauplatz eines leichtern sorglosern Lebens entgegeneilte, seinen Geist zu erheitern, sein Herz zu erwärmen und „die Falten, die sich in sein Gemüth geschlagen, wieder auszuglätten", um dereinst beladen mit den Schätzen der Kunst und der Wissenschaft zurückgekehrt, seinen Freunden als ein lebendiger, wiedergeborner, in neuer verklärter Gestalt willkommner zu erscheinen.

Mit jedem Schritte weiter hinein in das Land, dessen Name schon mit zauberischem Klange, gemahnend an die Göttin der Liebe und Schönheit Idalia, den Deutschen von jeher anlockte, das er als die Heimath seiner Cultur, seiner religiösen, wissenschaftlichen und artistischen Bildung zu lieben, zu verehren, zu feiern gewohnt ist, steigerte sich das Entzücken seiner Sinne, die Bewunderung seines Geistes. Anschauen und Betrachten, Denken und Dichten, unter mildem Himmel leichter und freier Aufathmen und des reinen Daseyns froh werden, webten sich gleichzeitig durcheinander zu Einem Element des Genusses. —

„Wenn das alles Jemand läse, der im Mittag wohnte, vom Mittag käme, würde mich sehr kindisch halten. Ach, was ich da schreibe habe ich lange gewußt, seit ich mit Dir unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir Alle als eine ewige Naturwohlthat immer genießen sollten." Ihn begleiteten die Kinder seiner Muse, zu deren Erziehung und Ausbildung er die schönsten Stunden verwendete. Iphigenie, dieses Schmerzenskind, aber darum das geliebteste, war das erste dem er die treueste Pflege und genaueste Sorgfalt widmete. Dabei gedachte er nur seiner zurückgelassenen entfernten Freunde, und gewiß war es am Gardasee, — er gesteht es ja selbst 12. Sept.
[XXVII, 251.] — wo er einsam am Ufer sitzend, seine Empfindungen Iphigenien in den Mund legend, sie in die Worte ausbrechen läßt:

„Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen **mit der Seele** suchend; (*)

(*) Oculis animoque requirens; Ovid Metam. IV, v. 129.

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg."

Wieviel er nun auch des Neuen, Sehens- und Betrachtenswürdigen antrifft, in den Vorhallen Italiens, in Verona, Vicenza, Padua; wie sehr er sich's in Sinn und Gedächtniß eindrückt, — beruhigt fühlt er sich doch
28. Sept. nicht eher als mit der Einfahrt in den Hafen Venedigs, dieser Feenstadt, „die, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Meere aufgestiegen", deren Name, Bild und Geschichte ihn von Jugend auf umklungen und umschwebt hatte. Hier macht er zuerst Halt und rastet, nachlassend von der Hast, womit er geeilt hatte, sich nur erst in Besitz des so lange gewünschten und ersehnten Glücks zu setzen, das er kaum für möglich, ja noch immer als entreißbar ansah.

Mit einer gewissen ihm eigenen Feierlichkeit, da er sich in erlaubtem, und bei ihm obenein frommem, Selbstgefühl für einen von Gott, Natur und Schicksal Begünstigten halten durfte, aber auch, wie Er sich seines Werthes freute, der Welt Werth verleihen mochte [II, 243.] läßt er daher an seine Freunde folgendermaßen sich vernehmen:

---

a) Goethe in Venedig.

„So stand es denn im Buche des Schicksals auf mei-
28. Sept. nem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den 28. September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum ersten

Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte! So ist denn auch, Gott sey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat!" —

Doch von hier aus muß man ihn selbst in seinen Reiseberichten nachlesen: denn es gilt seine Empfindungen. Es ist keine bloße Reisebeschreibung oder Reiseerzählung was er giebt; es ist das Detail einer Lebensepoche und nur Er kann am besten sagen, wie ihm in diesem neuen und erneuten Daseyn zu Muthe ist, wie er sich fühlt, was er empfindet, denkt, urtheilt: denn das Interesse liegt in seiner Person, in seiner Individualität, nicht in den bekannten tausendmal beschriebenen Gegenständen. Wer also an Ihm Antheil nimmt, an seinem ganzen Wesen, an seiner eigenthümlichen Art zu sehen und zu genießen Wohlgefallen findet; wer sich in die Gemüthsstimmung versetzen kann, die G. haben mußte, nachdem er aus der engen Weimarischen Vorschule entlassen, die heitere Academie aller freien Künste bezog, der wird jene Briefe und Berichte mit ganz andern Augen ansehen, als solche Leser, (*) die Nichts darin zu finden wissen als einen übertriebenen Enthusiasmus für Land und Clima, als eine parteiische Vorliebe für Kunst und Künstler, weil Er für Naturgenuß nicht so vornehm blasirt, für Kunstbetrachtung nicht so pedantisch einseitig und rechthaberisch, wie sie sich kund giebt. Sie überhören Bemerkungen wie diese: „daß man Kunstwerke verschiedener Meister

(*) S. oben im 1. Bande S. 317—321.

öfter gegen einander sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil vergleichen müsse; denn anfangs sey doch alle Theilnahme nur einseitig"; oder: „Daß die Seele erst zur vollkommnen Freiheit gelangen müsse, um den höchsten Begriff dessen, was die Menschen geleistet haben, in sich aufzunehmen."

Zwar ist bei der in spätern Jahren unternommenen Redaction dieser Briefe und Blätter, um sie zu veröffentlichen, manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen gesprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geständniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menschen, über Kunstwerk und Künstler unterdrückt und weggeblieben; treten doch sogar die Freunde, an die sie gerichtet sind, in einen dämmernden Hintergrund, daß nur hier und da eine Gestalt hervorschimmert, doch nicht deutlich sich und den Bezug erkennen läßt, in dem sie zu dem Erzähler steht: allein man muß einmal bedenken, daß ein Autor oft selbst nicht weiß, was von seinem Detail Andern, zumal dem größern Publicum, interessant seyn könnte, und daß es überhaupt nicht in G's. Art lag, seine tiefern Empfindungen in seiner eigenen Person öffentlich zur Schau zu stellen, und daß er sie nur allenfalls überrascht verrieth.

Man könnte sodann aber auch die merkwürdigen Worte, die er seinen Freunden über sich in den Mund legt, hier anwendbar finden: „was G. lebe sey besser als was er spreche, dieses besser als was er schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte." [A. in Q. II, II, S. 653.]

Freilich mag das was Einer lebt, leicht besser seyn als was er spricht, sprechen kann: denn erstlich ist es Mehr, ist zusammenhängend, wahrhaft, natürlich, unmittelbar aus

der Quelle, aus dem ganzen Menschen strömend. Sprechen läßt sich nicht Alles. Entweder kann man es nicht in Worte fassen, aus eigner Unfähigkeit, aus Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Sache; oder darf es nicht, aus Rücksicht auf sich wie auf Andre. Gefaßt sogar ist es etwas Anderes, Mehr oder Weniger als das Gelebte, schon dadurch alterirt, daß es durch die Reflexion hindurchgegangen, eine Art von Appretur bekömmt, die der unmittelbaren That und Wirklichkeit abgeht. Es ist eine Uebersetzung in ein ganz anderes Idiom.

Auch sonst noch ist es schwer, ja wohl unmöglich, was man lebt, d. h. doch was man ist, fühlt, denkt, thut, mit einem Worte **sich**, sein Individuum, vollkommen auszusprechen, weil man sich nicht überall selbst gewahr und bewußt wird; es bleibt immer noch das Eigenthümlichste zurück, der (mystische) Grund, aus dem Wollen und Begehren, Gedanken und That aufsteigen und äußerlich werden.

Sodann kann die Sprache, die ein Allgemeines ist und darstellt, das Besondere, Concrete, Individuelle nicht ganz in sich aufnehmen und wiedergeben; sie hat — wie Schiller es ausdrückt — eine der Individualität entgegengesetzte Tendenz. [Schill. Br. Nr. 432. S. 125.] Auch ist nicht Jeder und nicht immer so sprachgewandt, um mit der mindesten Einbuße des ihm Eigenthümlichen sich selbst treu und doch Andern verständlich auszudrücken.

Steht aber auch Sprache und Schrift hinter Leben und That zurück, so haftet doch immer noch etwas Lebendiges, Unmittelbares, Individuelles dem Geschriebenen an, wohnt ihm ein, das sogar in secundärer Handschrift einen lebendigen menschlichen Ursprung andeutet und verräth, während

das Gedruckte, abgetrennt von aller Persönlichkeit, leblos, starr, steif sich auch nicht in flüchtigen Zügen mehr vor dem Blicke bewegt, sondern mechanisch abgemessen dasteht, ohne merken zu lassen wie und woher es entstanden.

Das Lesen ist daher ein trauriges Surrogat des Schauens und Hörens. Es ist als wenn man ein Gemälde, statt es zu sehen, nur beschreiben hörte, ein Tonstück, statt es zu hören, nur in der Partitur zu sehen bekäme.

Schon hieraus läßt sich abnehmen, wie ein Dichter jetziger Zeit überhaupt, zumal aber in Deutschland, dran seyn müsse, dessen Poesien, doch auf Gehör und mündlichen Vortrag eingerichtet, nur von den Augen still zusammengelesen oder vielmehr gestoppelt werden.

Was für Eindruck er machen, welche Wirkungen er hervorbringen werde, ist leicht einzusehen! gewiß nicht die, welche er sich vorsetzte, und die doch sowohl belehrend als ergötzend seyn sollen.

Ohne Zweifel wäre der Verfasser des Werther nicht misverstanden worden, sein Buch hätte nicht traurige Folgen haben können: wenn er persönlich und mündlich seine Geschichte vortrug. Seine Gegenwart war schon das beste Schutzmittel, die eindringlichste Moral und Nutzanwendung.

Des unsichtbaren unbekannten Autors Wort, so geisterhaft wie ein Orakel aus einem Adyton und nicht einmal ertönend, sondern gleich dem mene tekel an einer Wand erscheinend, nimmt unleibhaft, unpersönlich, wie es ist, auch nicht die ganze Persönlichkeit des Lesers in Anspruch, sondern nur seine dunkelsten Affecten: Begier und Hoffnung, Apprehension und Furcht, Haß und Widerwillen. Und so bleibt die Behauptung wahr, daß die Welt zu allen Zeiten

durch Vocabeln regiert werde; (*) als da sind Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte, Volkssouveränität rc. Daher hat schon Aristophanes das Wort als „revolutionär" erkannt, und ich dächte die neueste Zeit bewies es zur Genüge oder zum Ueberdruß.

Und so kann man es G'n. nicht verdenken, wenn er, durch die Bemerkungen seiner Freunde eingeschüchtert, sich immer mehr „der öffentlichen Mittheilung enthielt und der Gewohnheit hingab, das was gesprochen und geschrieben ward, zu vernachlässigen, und Manches, was der Aufbewahrung wohl werth gewesen wäre, gleichgültig dahinfahren zu lassen." [A. in D. II, II, S. 653.]

Wäre G. der eitle Mann gewesen, wofür man ihn öfters ausgeben hört, er würde sein Inneres nicht so züchtig verhüllt, (**) nicht so sorglich verschwiegen haben; er hätte vielmehr, wie Jean Paul, es bejammert, daß er nicht alle sein Gedachtes und Empfundenes zu Papier zu bringen im Stande sey. Statt dessen tröstet er sich mit der Hoffnung: Andere würden schon auch noch mit Zeit und Gelegenheit auf diese und jene seiner Gedanken kommen [Z. Nr. 791, S. 195. f.]; wie es denn auch zu seiner Freude geschehen sey [Z. Nr. 515.]. Habe er doch physisch-sittlich-ästhetische Räthsel mit freigebigen Händen in seinen Werken ausgestreut, welche man vorerst sich anzueignen und dadurch in den eigenen Lebensräthseln aufzuklären suchen möge [Z. Nr. 577, S. 453.]

(*) Falso libertatis vocabulum ostendi ab iis qui privatim degeneres, in publicum exitiosi nihil spei nisi per discordias habeant; Tacit. Annal. XI, c. 17. eine Charakteristik, worin man die Revolutionaire aller Zeiten erkennt.

(**) Vergl. oben S. 96.

Er nennt dieß „seinen realistischen Tic, durch den er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde.“ Das Betragen der meisten Menschen rechtfertigte wenigstens a posteriori jene Prolepse des Poeten a priori, der zufolge er die Welt vorausnimmt, welche die Erfahrung ihm nachbringen könnte [XXXI, 5. 6.]

Deutschlands Lüfte sind freilich zu rauh und schneidend als daß die Blume des Gemüths sich völlig öffnen und ihren ganzen Duft arglos ausströmen könnte oder möchte, und so bleibt leider das Schönste und Beste in ihrer Brust verschlossen, um mit ihr zu welken.

Aber wie auch die abgeblühte Rose noch immer etwas von ihrem Duft bewahrt, welches ahnden läßt in welcher Süße, Wärme und Fülle er sie lebend beseelte: so enthalten auch jene verjährten Blätter noch immer heimlichen Wohlgeruches genug, um errathen zu lassen, was sie in ihrer ursprünglichen Frische gewesen.

Nach drei wohlzugebrachten Wochen, in möglichster Benutzung eines jeden Tages: der Frühmorgen, mit Beschäftigung an Iphigenien; des Mittags, mit Betrachtung des Sehenswürdigen in Natur und Kunst, mit Beobachtung der Menschen, ihres Verkehrs, ihrer Sitten und Vergnügungen; des Abends, mit Besuch des Theaters, und selbst der Nacht, mit Aufzeichnung des Gesehenen, Gedachten, Empfundenen, zu eigener Erinnerung und zu brieflicher Mittheilung an die entfernten Freunde — nach einer solchen fleißigen Zeitbenutzung zu Vorübung seines Auffassungsvermögens, und Gewöhnung seiner Sinne an die vielseitigen Gegenstände seiner Studien, fühlt er sich wiederum ergriffen

von dem Verlangen weiter zu kommen, nur schleunigst Rom zu erreichen, und wie getrieben von Furcht, es könne ihm noch entrückt werden, eilt er diesem eigentlichen Ziel und Mittelpunct seiner lange gehegten Wünsche, seiner einzigen Sehnsucht rastlos entgegen.

„Ich habe Nichts gewollt — schreibt er — als das Land sehen, auf welche Kosten es sey, und wenn sie mich auf Irions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.“ — Wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen? Ich wüßte Nichts, als daß ich mit meinem Fasanenkahn (*) glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.“

So sehen wir ihn denn vorerst glücklich und wohlbehalten in Rom angelangt, und erfahren mit jedem Tage die heilsamen Wirkungen, welche der Aufenthalt in dieser Weltstadt auf ihn ausübt.

Von nun an aber lassen wir ihn auszugsweise mit seinen Worten reden. Wozu das falsche und verwegene Streben, mit

---

(*) Bezieht sich auf einen ahndungsvollen Traum, den er gerade um diese Zeit vor einem Jahre hatte, worin es ihm däuchtete: er lande mit einem großen Kahn an einer fruchtbaren Insel, reich an den schönsten Fasanen. Er handelte sogleich mit den Einwohnern darum; man brachte sie ihm schockweis in sein Fahrzeug und häufte sie zierlich, die Köpfe nach innen, die Schweife nach außen, zu einem glänzenden Schober, der für Steuermann und Ruderer nur geringen Raum ließ. So durchschiffte er ruhig die Fläche, und machte in Gedanken schon die Austheilung an seine Freunde. Zuletzt aber, in einem großen Hafen landend, verlor er sich zwischen ungeheuern Schiffen, und stieg von Verdeck auf Verdeck, um für seinen kleinen Kahn eine sichere Landungsstelle ausfindig zu machen. Hiermit endete der Traum und die Folge wird ausweisen, was und wieviel von dessen Symbolik eingetroffen.

andern Ausdrücken dasselbe unzulänglich und schlecht zu sagen, was doch nur durch Ihn erst weiß und wissen kann, wer immer auch es erzählen möchte! Seine allseitigen Beobachtungen, besondern Erfahrungen, eigensten Empfindungen, Gefühle und Gedanken lassen sich in wenigen Bogen zusammengestellt leichter und geschwinder auffassen und übersehen, als wenn man sie aus drei Bändchen sich erst heraussuchen soll. Denn nicht auf die Beschreibung der bekannten Gegenstände kommt es hier an, sondern auf das was Er that und dachte, erfuhr und lernte, was seinen Charakter, seine Sinnesart und Handelnsweise besonders ausdrückt. Es ist daher alles, was sich als ein geistiges Resultat in ihm bildet, auch durch die Schrift ausgezeichnet, und man darf nur diese Stellen, wie die Posten einer Rechnung addiren, um die Summe seines Reisegewinnstes in benannten Zahlen zu haben.

---

b) Goethe in Rom.

1786.

1. Nov. 1786. „Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen! Verziehen sey mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hieher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.“

„Und laßt mich nun auch sagen daß ich tausendmal, ja beständig Euer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmu-

thungen nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog."

„Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durfte ich kein lateinisches Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb(*) und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich soviele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen."(**)

„Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne,(***) vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist 1. Nov.

(*) „Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe Viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden," schreibt er nochmals von Neapel aus, d. 7. März 1787.

(**) „Goethe bereichert sich erstaunlich. Er legt auch wahrscheinlich Viel zurück, denn jetzt giebt er gewaltig Wenig an seine ärmern Freunde aus. Er ist zu gutherzig, als daß er unmittheilend Alles für sich behalten sollte. Er wird gewiß bei seiner Rückkehr uns manche artige Gastmäler geben." Br. d. Herzogs an Merck Nr. 254. d. 30. März 1787.

(***) „Von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer."

es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward. Nun hat sich das alles indessen schöner gebildet als ich hätte ahnen können; Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe,(*) neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können?"

„Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut; Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt."

„Nun bin ich hier und ruhig, und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wo man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt."

„Alle Träume meiner Jugend seh ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte den Prospect von Rom in einem Vorsaale aufgehängt,(**)) seh ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in

(*) S. Briefe an Merck Nr. 119, 1 Samml.; Nr. 89, 2 Samml.; Nr. 90, 2 Samml. Nr. 119, 2 Samml.

(**) Dieselben Prospecte hatte auch G. in seinen Zimmern aufgehängt: denn er mußte immer eine Kunst- oder Naturanschauung um sich haben.

einer neuen Welt; es ist Alles wie ich mir's dachte und Alles neu."

„Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen: Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden; aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhangend geworden, daß sie für neu gelten können. Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, und ihr soviel Wahrheit und Daseyn gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein!"

„Wie moralisch heilsam ist es mir dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das soviel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurtheilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt: sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig."

„Nun bin ich sieben Tage hier und nach und nach 7. Nov. tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude; besuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt; ich thue nur die Augen auf und sehe und komme wieder: denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten. Gewiß, man muß sich einen eignen Sinn machen Rom zu sehen, Alles ist nur Trümmer; und doch, wer diese Trümmer nicht gesehen hat, kann sich von ihrer Größe keinen Begriff machen."

„So sind Museen und Gallerien auch nur Schädelstätten, Gebeinhäuser und Rumpfkammern; aber was für Schädel! u. s. w. Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verstümmlung. Alle neue Paläste sind auch nur geraubte und geplünderte Theilchen der Welt. — Ich mag meinen Worten keine weitere Ausdehnung geben! Genug, man kann Alles hier suchen, nur keine Einheit, keine Uebereinstimmung, und das ist es, was viele Fremde so irre macht. Ich bin nun drei Wochen da und ich sage selbst: wenn es einem Ernst ist, kann man ein halbes Jahr bleiben, um nur erst gewahr zu werden wo man ist."

„Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen **herauszuklauben**, und zuletzt eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit, die weit über unsre Begriffe gehen! Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet."

10. Nov. „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätension, kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht."

„Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit; so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen

hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig wird. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

„Und so laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde."

„Von dem Privatleben der Alten sind, wie bekannt, 17. Nov. wenig Spuren mehr übrig, desto größer sind die Reste, die uns die Sorge fürs Volk, fürs Allgemeine, und ihre wahre weltherrliche Größe zeigen. Schon hab' ich das Merkwürdigste gesehen und wieder gesehen: Wasserleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläste der Kaiser, die Gräber der Großen. — Mit diesen Bildern hab' ich meinen Geist genährt und gestärkt."

„Ich lese den Vitruv, daß der Geist der Zeit mich anweht, wo das Alles erst aus der Erde stieg; ich habe den Palladio, der zu seiner Zeit noch Vieles ganzer sah, maß und mit seinem Verstand die Zeichnungen herstellte; und so steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe. Doch ist's Anstrengung statt Genusses und Trauer statt Freude."

18. Nov. „Ich sah in der Farnesina die Geschichte der Psyche, deren farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern; dann zu Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht. Das Mitleben ist doch ganz was andres; jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß spricht sich sogleich aus."

23. Nov. „Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich Jedermann verpflichtet zu ignoriren wer ich sey, und also auch Niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen Nichts übrig als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen die ihnen interessant sind; dadurch erfahr ich denn umständlich, womit sich ein Jeder beschäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entsteht und hervorgeht."

„Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergeht, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend."

„Den Fürsten von Lichtenstein, den Bruder der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einige Male bei ihm gespeist, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch."

„Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich

ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen. Endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fürsten, und das Stück ward vorgelesen. Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier (*) gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entschieden wieder untergetaucht."

„Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte: daß der Mensch, der das Gute will, sich ebenso thätig und rührig gegen Andre verhalten müsse, als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. Einsehen läßt sich's gut, es ist aber schwer in diesem Sinne handeln." (**)

„Das schöne warme ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böse im Zimmer, überall findet sich etwas zum freuen, lernen und thun." 2. Dec.

„Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufschließen, wo man den

(*) Der Vergleich ist nicht ohne Anklang an Murren und Murmeln gewählt, da G., zumal in jüngeren Jahren, nicht nur mürrisch manchmal sich zeigte, sondern auch wohl in spätern etwas für sich — wie man zu sagen pflegt — in den Bart hinein murmelte, wenn ihm etwas nicht recht war. Mit einem Huronen vergleicht er sich ebenfalls [XXX, 197.] und hat überhaupt seiner früheren Unarten kein Hehl.

(**) „Ueber Vieles kann
der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit."
Tasso [Bd. IX, S. 221 f.]

Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg, deshalb auch die Schwindligen zurückbleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt.(*) Und ich bin in dem Augenblick so für den Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen noch hier erobern kann, bringe ich mit."

„Wir gingen von da auf die Logen Raphael's und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte; und die alten biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren: denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig."

„Ehstens werd' ich den botanischen Garten besuchen, und hoffe da Manches zu erfahren. Ueberhaupt ist mit dem neuen Leben das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, Nichts zu vergleichen.

(*) S. Tischbein's detaillirte Schilderung an Merck Nr. 118, 1 Samml., wo es unter andern heißt: „Die Figuren alle über Lebensgröße — sind ausgeführt wie Miniatur u. s. w."

Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein' ich bis aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn."

„Immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. (*) Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeitlang gleichgültig ja ungerecht gegen andre wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige colossale Köpfe, und namentlich die Sixtinische Capelle, so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe." 3. Dec.

„Wie will man sich aber, klein wie man ist, und ans Kleine gewohnt, diesem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritte und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was Andre zu unsern Gunsten gearbeitet haben."

„Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst Nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier: denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre **Wiedergeburt** von dem Tage da ich Rom betrat."

(*) Vergl. oben S. 226: „Das Mitleben ist doch ganz was anderes" rc.; u. weiter unten S. 232.

5. Dec. „In den wenigen Wochen da ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher soviele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sey Dank, daß mir von diesen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom spricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, (*) denn ich hab's doch auch gesehen, und weiß schon einigermaßen woran ich bin."

13. Dec. „Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verschwinden so gänz wie ich wünschte genommen habt. Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anstoß genommen haben. Ich habe Niemanden kränken wollen, und kann nun auch Nichts sagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe!"

„Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und studire mehr als daß ich genieße. Rom ist eine Welt und man braucht Jahre um sich nur erst drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reisenden die sehen und gehen!"

„Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich sie zu lesen angefangen! Vor einunddreißig Jahren in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich hieher; ihm war es auch so deutsch Ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst.

(*) Diese waren es wohl auch, denen gegenüber „er nicht für krank und bornirt gehalten werden wollte," wie er weiter unten d. 25. December 1787 schreibt.

Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber das Andenken dieses Manns auf diesem Platz! — Eine Stelle freute mich besonders: „„Man muß alle Sachen „„in Rom mit einem gewissen Pflegma suchen, sonst wird „„man für einen Franzosen gehalten. In Rom, glaub' ich, „„ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin ge„„läutert und geprüft.““

„Das Gesagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehen, und gewiß: man hat außer Rom keinen Begriff wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe, wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu Etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.“

„Dieser Brief kommt Euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange! vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude seyn. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut.“

„Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort. Ich dachte wohl hier was rechts 20. Dec. zu lernen; daß ich aber soweit in die Schule zurückgehen, daß ich soviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und jemehr ich mich verläugnen muß, desto mehr freut es mich.“

„Ich bin wie ein Baumeister der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte(*). Er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab,

(*) Vergl. oben S. 121.

was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredlen, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen seyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinne der sittliche, welcher große Erneuerung leidet."

25.Dec. „Ich fange nun schon an die besten Sachen zum zweiten Male zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst."

„Um den höchsten Begriff dessen, was die Menschen geleistet haben in sich aufzunehmen, muß die Seele erst zur vollkommenen Freiheit gelangen." —

So bemerkte G. schon früher: „Ich lebe sehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen. Im letztern Falle ist man dem Irrthum weit weniger ausgesetzt, als im ersten." — Desgleichen: „Es ist ein sonderbares Ding um den ersten Eindruck: er ist immer ein Gemisch von Wahrheit und Lüge in hohem Grade." —

Wie sehr eine erhöhte (d. h. von Leidenschaft, Lieb' und Haß, Furcht und Trauer rc. bewegte) Seele die Gegenstände anders sieht, als eine im ruhigen Zustande, davon erzählt G. eine merkwürdige Selbsterfahrung, wo ihm, in sentimentaler Liebesstimmung, eine Landschaft in einem ganz andern Ton erschien, als sie noch kurz zuvor hatte [XXIX, 130 ff]. Das Gegenstück hierzu liefert die Beobachtung, die er bei Gelegenheit der Canonade von Valmy machte,

wo die Welt ihm einen braunröthlichen Ton zu haben schien [XXX, 75]. (*) —

„Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht, und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will: denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches." 29. Dec.

„Ja, es ist hier wie allenthalben: „was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen Alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?"

„Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu seyn, und mir und andern alle Lust in die liebe weite Welt zu benehmen." (**)

(*) Daß dieses physiologische Phänomen den Alten nicht unbekannt war, lehrt eine Stelle des Euripides in seinen Bacchantinnen, wo Cadmus die vom Wahnsinn ergriffene Agaue den Himmel anschauen läßt und als sie ihn glänzender findet denn sonst, zu ihr sagt: „So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir." S. G's. Werke Bd. XXVI, 61.

(**) Also konnte und mochte G. weder Haupt einer Schule noch einer Partei werden, was die bedenken sollten die ihm dergleichen zumuthen! — „Leidenschaftlichkeit, sagt er, macht zu Mitschuldigen der Lumpe."

29. Dec. „Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders liest sich Geschichte von hier aus ganz anders als an je einem Ort der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der Römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weser, und bis an den Euphrat begleiten, oder, wenn ich ein Maulaffe seyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit."

1787.

„Mag man zu Gunsten einer schriftlichen und münd- 2. Jan.
lichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend: denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gern lesen und hören(*): denn das schließt sich an den lebendigen Eindruck an; nun kann man denken und beurtheilen."

„Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine(**), Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den

(*) „Ein Buch wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird." [G. an Schiller Nr. 305.] So erging es ihm mit Leonardo da Vinci's Buch über die Malerei, das er erst in Rom las und nun begriff, „warum er nie etwas darin habe begreifen können." [XXIX, 279.]

(**) So erwies sich Herder gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch und meinte: G. solle, anstatt taubes Gestein zu klopfen, seine Werkzeuge an die Bearbeitung seiner Werke besonders der Iphigenie wenden [S. Bd. XXVII, 27.]; ließ sich aber die naturwissenschaftlichen Resultate G's. gern gefallen und benutzte sie. [S. Zur Naturw. und Morph. Bd. I, Heft I, S. XIX; it. Werke B. XXVIII, 242.]

Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen."

6. Jan. „Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter(*), als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite."

„Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des colossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom und nun besitz ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homer's."

„Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer so guten Gesellschaft wohl verdient: denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia nun endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tische liegt, wovon das eine nächstens zu Euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf (**): denn freilich steht nicht auf dem Papier was ich gesollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe." (***)

(*) Großpönitentiarius nannte er sich im Scherz. S. oben 1. Band, S. 46.

(**) Was eben nicht der Fall war: „denn Niemand dankte ihm für die unendlichen Bemühungen." S. Bd. XXVIII, 55.

(***) Vergl. oben S. 172.

„Was im Anfange einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt sich hernach beschwerlich auf, wenn man sieht, daß ohne gründliche Kenntniß auch der wahre Genuß ermangelt." 20. Jan.

„Auf Anatomie bin ich so ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menschlichen Körpers bis auf einen gewissen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weise hingewiesen. Bei unserer medicinisch-chirurgischen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel; in Rom aber wollen diese Theile Nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle schöne Form darbieten."

„In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu lieb einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten. So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält."

„Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspective studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun als wirklich geschieht."

„Seit der Aufführung des Aristodem, zu dessen Gunsten wir (d. h. Goethe und die deutschen Künstler(*)) 25. Jan.

(*) Diese Erklärung ist nicht überflüssig. S. oben S. 48.

uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sey, man wollte seine Partei verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen, daß mit mir Nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehen, und ich wandle meinen sichern Weg fort. Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seyd auch guten Muths, Ihr werdet mich oben halten und mich zu Euch zurückziehen."

„Nun wird es mir immer schwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben: denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht (*), so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt. Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieser Hauptstadt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelassen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich festgesetzt; hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Nein! Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet, ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Pallästen der Herren

(*) „Es geht mit der Kunst wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie." [XXVII, 166.]

der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkühr des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte. So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber, gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excursionen, so will ich die unglückliche Lage schildern."

„Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen." 28. Jan.

„Zuerst wird man bei dem ungeheuren und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt, bei jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daseyn gegeben. Durch Winckelmann sind wir dringend aufgeregt die Epochen zu sondern, den verschiedenen Styl zu erkennen, dessen sich die Völker bedienten, den sie in Folge der Zeit nach und nach ausgebildet, und zuletzt wieder verbildet. Hiervon überzeugt sich jeder wahre Kunstfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht dieser Forderung; aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen? Vorgearbeitet recht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt; aber das Einzelne in ungewissem Dunkel!"

„Eine vieljährige entschiedene Uebung des Auges ist nöthig, und man muß erst lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punct ist nun einmal rege, und jeder dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem

Felde kein Urtheil möglich ist, als wenn man es historisch entwickeln kann."

„Die zweite Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen: wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist und worin kein Hauptcharacter so wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen."

„Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach ebenden Gesetzen verfuhren, nach welchem die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas Anderes dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte."

2. Febr. „Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und des Schattens verschlungen und nur die größten allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen."

13. Febr. „Von vielen andern Sachen sammelt es sich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend. Am liebsten ist mir denn aber doch, was ich in der Seele

mitnehme, und was immer wachsend, sich immer vermehren kann."

„Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehen such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet und nun ordnet sich's einigermaßen: denn, indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Aechtesten mit **gelassener** Theilnahme sich entgegen heben." 16. Febr.

„Dabei findet man wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weise jenen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der bloß Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen."

„Das Wetter ist unglaublich und unsaglich schön. Nun sucht man das Freie, und wenn man sich bisher nur mit Göttern und Helden abgeben mochte; so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen die der herrlichste Tag belebt." 17. Febr.

„Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler im Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern etwas abzugewinnen sucht, wie man sich an Bach und Busch und zerbröckeltem Gestein herumdrückt, um eine malerische Wirkung zu erhaschen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, umsomehr als jene Dinge nach so langer Gewohnheit

einem noch immer ankleben. Nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen Muth gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine, auffallende, wahrhaft südliche und römische Gegenstände entworfen, und suche nun mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben."

„Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann was gut und besser ist; will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, sondern nach dem was wir zu fassen gewohnt sind."

„Die Künstler belehren mich gerne, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet: etwas schnell zu begreifen ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes; aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen; denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet. Mit dem Künstler muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren: denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Geringste wird nicht, auch durch das Daseyn des Trefflichsten, an seinem Daseyn gehindert: „ein kleiner Mann ist auch ein Mann!"(*) und dabei wollen wir's denn bewenden lassen."

(*) „Jeder ist doch auch ein Mensch!" rc. [II, 302.]

„Ich habe zweimal das Meer gesehen, erst das adriatische, dann das mittelländische, und gleichsam zum Besuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal(*) in mir herauf; warum nicht früher?(**) warum nicht wohlfeiler?“ (***)

„Meine botanischen Grillen bekräftigen sich und ich bin auf dem Wege neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur solch ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt.“ 19. Febr.

„Der Vesuv wirft Asche und Steine aus und bei Nachtzeit sieht man den Gipfel in Feuer. Nur ein Lavastrom und ich habe nichts weiter zu wünschen!“

„Wegen Sicilien lasse ich das Schicksal walten. Vorbereitet bin ich; wenn das Glück mich lockt, geh' ich.“ —

„Endlich ist meine Abreise nach Neapel gegen Ende dieser Woche festgesetzt. Das Wetter ist köstlich; ich nehme Tischbein mit und genieße in seiner Gesellschaft alles doppelt und dreifach. Dort erwartet mich eine neue Welt, die ich, wie die zerstörte hier, mit offenen und gesunden Augen anzusehen hoffe.“

(*) Wie bei der botanischen Prolepse „ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden.“ S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. 1, Heft 2, S. 137. — G. glich daher dem Cercis Siliquastrum, dessen Blüthen gleich unmittelbar auf dem Stamme sitzen.

(**) S. oben S. 221, unter d. 1. November.

(***) „Was andern Menschen gemein und leicht ist, wird mir sauer gemacht.“ [Mscpt. des Reisetagbuchs]. it. „Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ [G. an Schiller Nr. 466, S. 209.] — Mußte er nicht um diese Reise mehr Jahre dienen als Jacob um Rahel?

„Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird am Tasso gearbeitet, der geendigt werden soll. Neue Ideen bieten sich mir zu hunderten dar, die ich vors erste ablehnen muß. Wenn mir das gute Geschick frohen Muth erhält, so kann ich Viel und Vielerlei thun."

21. Febr. „Morgen gehen wir(*) nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unaussprechlich schön seyn soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen, hier im ernsten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen."

„Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslös'te was mir so lieb und werth war."

„Ja es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren; welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zuviel gesagt ist."

„Ich wollte von Rom abscheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das was mir besonders vorgekommen und aufgefallen einen Quartband schreiben."

„Meine Lage war sehr glücklich und erwünscht hier; ich habe die drei Monate recht radical nutzen können, und wenn ich Manches habe müssen bei Seite liegen lassen; so hab' ich dagegen andere Theile gesehen und kennen lernen wie wenig Fremde in einer so kurzen Zeit. Die Gegenden um Rom hab' ich fast gar nicht gesehen. In Tivoli war ich nicht, nicht in Albano. Das wird auf die Rückkunft aufbewahret.

(*) d. h. Goethe und Tischbein, damit man ihn nicht über das wir schikanire! S. oben S. 48.

Rechnest Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenien hier gethan habe; so wirst Du sagen, daß ich nicht müßig war."

„Uebrigens ist Rom eine Welt und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um sagen zu können: ich kenne sie nur einigermaßen. Meine größte Sorge war keinen falschen Begriff mitzunehmen."

„Diese letzte Zeit in Rom geht es ein wenig bunt über einander in meinem Kopfe, umsomehr als der Zeichengeist in mich gefahren und ich seit vierzehn Tagen beständig gekritzelt und gesudelt habe. Ich schicke zehn Stückchen mannigfaltiger Gegenden, die vielleicht nicht 3000 Schritte auseinanderliegen. Ich hatte ihrer noch Viel gezeichnet um die Abänderung der Gegenstände recht fühlbar zu machen, sie wurden aber nicht fertig."

„Sehr wohl habe ich mit meinem Incognito gethan, doppelt und dreifach. Ich habe Zeit und Geld gespart, und habe doch lustig und bequem gelebt und Freunde mitgenießen lassen."

„Bei der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftig letzte unwillkührlich in den Sinn, und mir drängt sich, diesmal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranstalten machen um zu leben.(*) Denn so kehren auch wir,

(*) Es möchte auch Manchem scheinen, als habe G. vielzuviel Vorbereitungen gemacht um — zu dichten. Aber es war ihm zugleich um gründliche Erkenntniß zu thun, und wie er nur aus der Wahrheit Hand der Dichtung Schleier in seiner Jugend empfing, so war sie es auch die ihn im Alter noch grüßte, [III, 181.] wenn auch Andere meinen: es sey dieses ein Irrthum von seiner Seite, da es nur ein Irrthum von ihrer ist.

Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten eignen Museum den Rücken. Da stehn nun drei **Junonen** zur Vergleichung neben einander, und wir verlassen sie, als wenn's keine wären!" —

c) Göthe in Neapel.

1787.

25. Febr. „Endlich auch hier (in Neapel) glücklich und mit guter Vorbedeutung angekommen!"

„Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite; gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand **endlich auch mit Augen** sah."

„Neapel selbst kündigt sich froh frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durcheinander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und so kann's nicht besser gehen."

27. Febr. „Heute ward geschwelgt und die Zeit mit Anschauung der herrlichsten Gegenstände zugebracht. Man sage, erzähle, mahle was man will, hier ist mehr als Alles. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lusträume! — Wir sind auch

---

Was wär' es auch gewesen, wenn er mehr und Anderes gedichtet hätte?(*) ihnen hätte er's doch nicht recht gemacht, wie wir bald lesen werden. — Uebrigens ist es nur ein allgemeiner Characterzug der Deutschen, vor lauter **Gründlichkeit** und **Begründung** nicht zur Ausführung zu kommen, vor lauter Verfassungen zu keiner Fassung.

(*) „Wenn das Publicum ein gutes Stück zwanzigmal sehen wollte, so brauchte ein Autor nicht zwanzig neue Stücke zu schreiben um sich in allen zwanzigen — zu wiederholen" sagte G. einmal zu mir bei einer gewissen noch zu erwähnenden Gelegenheit. —

noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien." (*)

„Ich verzeih es allen die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck, besonders von denen Gegenständen, die ich heut zum ersten Male sah, erhalten hatte. Und wie man sagt daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte."

„Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." (**)

„Den 2. März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel." 2. März.

„Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe; ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist, Zweidrittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulcani-

(*) Dieses merkwürdige, zweimal des Jahres wiederkehrende Phänomen, daß die Sonne, kurz vor ihrem Untergange, die Grotte des Pausilipp in ihrer ganzen Länge erleuchtet, ereignet sich vom 9—10 Februar, und 30—31 Octbr., etwa zehn Minuten vor ihrem Untergange. S. der Allgem. Zeitung von 1833 d. 4. März Außerordentliche Beilage Nr. 84 S. 334. a)

(**) Große Augen zu machen, bei Bewunderung oder Wohlgefallen, war in seiner Art, und wird auch von der Herzogin Amalie bemerkt. „G. machte große Augen, es mißfiel ihm gewiß nicht." [Br. an Merck Nr. 139 S. 304.]

schen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr 50 Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorhalten half Nichts, der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher; ich fand für gut umzukehren, und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Athem holt." —

Einen zweiten gelungenen Versuch den Vesuv zu besteigen beschreibt er Band XXVIII, S. 29 — 33, und einen dritten, der gefährlich hätte werden können, ebend. S. 61—68.

„Von der Lage der Stadt und ihrer Herrlichkeit, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort! Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier: „Sieh Neapel und stirb!"

3. März. „Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Vesuve in der Nachbarschaft stünden."

„Man mag sich hier an Rom gar nicht zurückerinnern. Gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplacirtes Kloster vor."

„Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände. Die Corvette nach Palermo ging mit reiner, starker Tramontane ab. Mit welcher Sehnsucht sah ich den

vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verschwand! Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben!"

„Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt. Da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren! Die Natur ist doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" 9. März.

„Dagegen giebt mir das Theater keine Freude mehr. Sie spielen hier in den Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar Nichts unterscheiden, als daß keine Ballete zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebucadnezar. Mir ist es ein großer Guckkasten. Es scheint ich bin für solche Dinge verdorben." —

So war es ihm auch in Rom. Gewisse geistliche Ceremonien glitten an seinem protestantischen Wachstuchmantel wie Regen ab. —

„Heute schlich ich beobachtend, meiner Weise nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinstiger Schilderung derselben, davon ich leider gegenwärtig Nichts mittheilen kann." 12. März.

„Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht, und deshalb sorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehende Leiden, hei-

teres Dulden! — Ich finde in diesem Volke die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben!"

13. März. „Wir aßen zu Torre dell Anunziata, zunächst des Meeres tafelnd.(*) Der Tag war höchst schön, die Aussicht nach Castell a Mare und Sorrent nah' und köstlich. Die Gesellschaft — gute muntere Neapolitaner — fühlte sich so recht an ihrem Wohnplatz. Einige meinten, es müsse ohne den Anblick eines Meeres doch gar nicht zu leben seyn."

„Mir ist schon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich in das Bergland zurückkehren."

16. März. „Neapel ist ein Paradies, Jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt."

„Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung nur mit genießenden Menschen umzugehen."

17. März. „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzustellen."

(*) Schon die Alten kannten und liebten dieses Vergnügen, am Ufer des Meeres, in ihren Villen oder im Freien, zu schmausen, und hatten dafür den Ausdruck in actis esse gleichbedeutend mit convivari, auf Griechisch ἀκτάζειν; wie denn die amoena littora und amoena littorum im Leben der Schwelger als Lustpartieen vorkommen.

„Ich habe Viel gesehen und noch mehr gedacht. Die Welt eröffnet sich mehr und mehr, auch Alles was ich schon lange weiß, wird mir erst eigen. Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!“(*)

„Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.“

„Was ich mir immer sagte ist eingetroffen: daß ich so manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne.“

„Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben **mit wenigen Freunden.**“

„Ueber meine Sicilianische Reise halten die Götter noch die Wage in Händen, das Zünglein schlägt herüber und hinüber. Die Corvette von Palermo ist wieder zurück. Heut über acht Tage geht sie abermals von hier ab. Ob ich noch mitsegle, zur Charwoche nach Rom zurücksegle, weiß ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.“(**)

„Mit den Menschen geht es mir schon besser; man muß 17. März.
sie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Gold-

(*) Der wahre homunculus im Faust, der aprioristische theoretische Mensch, wie er auf unsern Academien formirt wird, der erst „im weiten Meere anbeginnen muß und Zeit hat bis zum Menschen.“ [Bd. XLI, 168 u. f.]

(**) Ein solcher Augenblick war's der in Carlsbad die Reise nach Italien entschied. Eine Kleinigkeit die ihn in spätern Jahren zu diesem und jenem entscheidend bestimmte. Vergl. oben Bd. I, S. 369. f.

wage wiegen,(*) wie es leider, sogar oft Freunde unter einander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.(**) Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin und herlaufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft oder helfen möchte."

„Zwischen einer so unzählbaren und rastlos bewegten Menschenmenge durchzugehen ist gar merkwürdig und heilsam. Wie alles durcheinanderströmt und doch Jeder Einzelne Weg und Ziel findet! In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; jemehr die Straßen toben, desto ruhiger werd' ich."

„Manchmal gedenk' ich Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers, und doch wird mir begreiflich wie eine so schöne Organisation verschoben werden konnte."

„Fühlt' ich nicht solchen Antheil an den natürlichen Dingen, und säh' ich nicht daß in der scheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen sich vergleichen und ordnen lassen,

(*) „Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage;
Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen." [II, 248.]

(**) Wer denkt hier nicht an Knebel, Herder, Wieland! die auch immer einer am andern und zumal an Goethe etwas zu desideriren hatten. Gegen diese erscheint er doch überall wie ein Gott „denn der läßt jeden wie er ist." [V, 120.]

wie der Feldmesser mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Messungen probirt, ich hielte mich oft selbst für toll."

„Triebe mich nicht die deutsche Sinnesart und das 22. März. Verlangen mehr zu lernen und zu thun, als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen."

„Es ist hier gar vergnüglich seyn, wenn man sich nur ein kleinwenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klima's kann nie genug gerühmt werden; aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen."

„Freilich, wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer die er sich in Englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jesuitengebäude, weiterhin die Küste von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa schwerlich zum zweiten Male geben, wenigstens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt. Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers gelangt."(*)

(*) Goethe dagegen, der gleiche Wanderer, sah in seinem hohen Alter, nur aus einem kleinen Studier-Zimmer in seinen beschneiten Klostergarten und auf einen gegenüberstehenden Scheunengiebel, und war doch — zufrieden. — Nach seiner Maxime:

22. März. „Und nun nach allem diesen und hundertfältigen Genuß locken mich die Sirenen jenseits des Meeres, und wenn der Wind gut ist, geh' ich mit diesem Briefe zugleich ab, er nordwärts ich südwärts."

„Des Menschen Sinn ist unbändig, ich besonders bedarf der Weite gar sehr. Nicht sowohl das Beharren als ein schnelles Auffassen muß jetzt mein Augenmerk seyn. Hab' ich einem Gegenstand nur die Spitze des Fingers abgewonnen, so kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen."

„Seltsamerweise erinnert mich ein Freund in diesen Tagen an Wilhelm Meister und verlangt dessen Fortsetzung. Unter diesem Himmel möchte sie wohl nicht möglich seyn. Vielleicht läßt sich von dieser Himmelsluft den letztern Büchern etwas mittheilen. Möge meine Existenz sich dazu genugsam entwickeln, der Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und schöner hervorbrechen! Gewiß, es wäre besser ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht **wiedergeboren** zurückkommen kann."

„Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze(*) zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Cotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können."

26. März. „Morgen geht dieser Brief von hier (Neapel) zu Euch. Donnerstag den 29. März geh' ich mit der Corvette

---

„Sey lustig — geht es nicht — so sey — vergnügt." [III, 256.]

(*) Unter Urpflanze versteht G. einen Typus des Vegetativen, wie er einen Thiertypus fand, d. h. Begriff, Idee der Pflanze, oder des Thiers. S. zur Naturw. u. Morph. Bd. I, Heft 1, S. XIII und XIX.

endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthalts unruhig; nun da ich entschlossen bin, geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit."

„Neapel habe ich nach seiner eigenen Art behandelt, ich war nichts weniger als fleißig. Doch hab' ich viel gesehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll Manches nachgeholt werden; freilich nur Manches: denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom seyn. Hab' ich die heilige Woche versäumt, so will ich wenigstens den St. Peterstag feiern. Meine Sicilianische Reise darf mich nicht allzuweit von meiner ersten Absicht ablenken."

„Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern."

„Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreise und habe Trinakrien hinter mir. So ist der Mensch! immer springt er in Gedanken vor- und rückwärts! Ich war noch nicht dort, und bin schon wieder bei Euch! Doch an der Verworrenheit dieses Briefs bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werde ich unterbrochen, und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende schreiben."

„So eben besuchte mich ein Marchese Berio, ein junger 26. März.
Mann, der viel zu wissen scheint. Er wollte den Verfasser

des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt ist hier großer Drang und Lust nach Bildung und Wissen. Sie sind nur zu **glücklich**(*) um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, so wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Diese vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl!"

„Reisen lern' ich wohl auf dieser Reise, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menschen die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Wesen zu sehr von mir verschieden als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können."

28. März. „Der Fürst von Waldeck beunruhigt mich noch beim Abschied: denn er sprach von nichts Wenigerem als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten sollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen."

„Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten daß man nicht **entrückt** oder wohl gar **verrückt** wird."

29. März. „Heute Nacht träumte ich wieder in meinen Geschäften. Es ist denn doch als wenn ich mein Fasanenschiff(**) nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erst recht stattlich geladen seyn."

(*) Vergl. die Bemerkung oben S. 170, unter dem 13. März.
(**) Vergl. die Note oben S. 219.

d) Goethe in Sicilien.

„Wir fuhren Donnerstag den 29. März mit Sonnen- 3. April.
untergang von Neapel und landeten erst nach vier Tagen um 3 Uhr im Hafen von Palermo."

„Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beständigen Gegenwind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die ersten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit stark angriff."

„Abgeschlossen von der äußern Welt ließ ich die innere walten, und da eine langsame Fahrt vorauszusehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf. Die zwei ersten Acte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese beiden Acte, in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren(*) geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war, so ist es diese Reise."

„Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große simple Linie ganz neue Gedanken gegeben."

(*) Siehe oben Seite 116, u. 143.

„Mein Künstler den ich bei mir habe, ist ein munterer, treuer, guter Mensch, der mit der größten Accuratesse zeichnet. Er hat alle Inseln und Küsten wie sie sich zeigten, umrissen; es wird Euch große Freude machen wenn ich Alles mitbringe."

3. April. „Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Wasserfarben-Malerei (Aquarell) die man in Italien jetzt so hoch getrieben hat, aufgeschrieben, versteht sich den Gebrauch gewisser Farben, um gewisse Töne hervorzubringen, in denen man sich, ohne das Geheimniß zu wissen, zu Tode mischen würde. Die Künstler haben es in einem Lande ausstudirt wie Italien, wie dieses (Sicilien) ist."

„Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehn hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrain's und habe Hoffnung auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnungen hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche so rein daraus weggewaschen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen! Wir wollen sehen was diese Königin der Insel thun kann. Wie sie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit frischgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem Oleander, Citronenhecken &c. In einem öffentlichen Garten stehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirg herauf und schien ins

Meer, und diesen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt!"

„Verzeiht wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel, aus der mein Gefährte die Umrisse nachzieht, dieses hinkritzle. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sag ich nicht; wenn Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen."

„In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, 7. April. brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns dennoch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse; Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raume erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen, und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemoosten Röhren verbergen, bald wieder schaarweis, durch einen Bissen Brod gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft der sich über Alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die

Gegenstände auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, sodaß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr überbläut sie dem Auge sich darstellten."

7. April. „Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren auseinandergestuft hätte"

„Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben. Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigne Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniß. Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung(*) zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein,(**) von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen."

(*) „Es war als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe daß es mir aufhörte ein Gedicht zu seyn, es schien die Natur selbst, das auch bei jenen Alten um so nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden." G. an Schiller Nr. 424.

(**) Nach der biblischen Maxime „jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth," pflegte G. einem Jeden, der sich für ihn in einem Geschäft anhaltend bemühte, inzwischen diese oder eine ähnliche Erquickung mit treuherzigem Zuspruch selbst zu reichen, oder reichen zu lassen. Es gehörte dieß zu

„Da wir uns nun selbst mit einer nahen Abreise aus diesem Paradiese bedrohen müssen, so hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommnes Labsal zu finden, mein Pensum in der Odyssee zu lesen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Rosalienbergs, den Plan der Nausikaa weiter zu durchdenken, und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sey. Dieß alles ist, wonicht mit großem Glücke, doch mit vielem Behagen geschehen.(*) Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlassen, einige Stellen die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen." 16. April.

„Es ist ein wahres Unglück wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird!" 17. April.

„Heute früh ging ich mit dem festen ruhigen Vorsatz meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein, eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein andres Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen."

„Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter

---

seinen liebenswürdigsten Eigenheiten, sowie das anmuthige Röthigen zu einer Speise die er selbst gern genoß.

(*) Produciren sey doch der beste Zustand, in den die Götter den Menschen versetzen mögen, sagt G. irgendwo; und dieses Behagen kennen und theilen, mit einiger Selbstironie, auch die Dichter des Alterthums: so Catull, wenn er von einem Poeten sagt: nunquam aeque est beatus ac poema cum scribit; und Horaz: gaudent scribentes et se venerantur etc. — „Es ist eine alte schriftstellerische Wahrheit: uns gefällt was wir schreiben, wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben." [Z. Morph. Bd. 1, Heft 1, S. 65.]. Diese Selbstfreude an ihren Schriften gestehen nicht nur Heiden, wie Cicero; auch fromme Christen, wie der Abt Willram in der Vorrede zu seiner Paraphrase des Hohenliedes.

freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher."

„Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sey, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?(*)"

„Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seyen, und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden; und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf."

„Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan."

„Warum sind wir Neuern doch so zerstreut? warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können?"

7. Mai. „Kniepen,(**) mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt."

(*) S. oben Seite 254. Note (*).

(**) Christoph Heinrich Kniep, ein Landschaftsmaler, den G. schon in Rom kennen gelernt, und dann auf seine Reise nach Sicilien mitgenommen hatte. S. Bd. XXVIII, 63.

„Er ist hinaufgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleistifte manchmal spitzen, und ich sehe nicht, wie er fertig werden will.(*)"

„Da hätte ich nun auch Alles wiedersehen können! Erst wollt' ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben; die Enge sucht' ich, wie der Vogel der sein Nest bauen möchte.(**)"

„In einem schlechten verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäste worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Aesten werden."

„Und so saß ich, den Plan zur Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopöe recht ins Auge fassen.(***)"

(*) G. erzählte mir öfter von dieser Gewohnheit des Künstlers, worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen sey und die Zeit verthan habe. Sie hat große Aehnlichkeit mit dem Instrumentstimmen der Musiker, zumal der Dilettanten, doch auch wohl der Meister, wie G. ein Beispiel von Kaysern anführt. [Bd. XXIX, 146.]

(**) „Du gehst mit dem Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du den Ort findest ꝛc. schreibt Zelter [Nr. 356, S. 155] einmal an G. in derselben glücklichen Metapher: τὸ γὰρ εὖ μεταφέρειν τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἐστι bemerkt Aristoteles, und daher eine Sache wozu Geist und Witz gehört — oder Leidenschaft, die oftmals das Genie ersetzt. Haß und Zorn sind sehr erfinderisch in Metaphern und figürlichen Ausdrücken.

(***) Geschah nach der Zeit, in Schiller's Briefwechsel Nr. 395, in dem Aufsatz: „über epische und dramatische Dichtung."

7. Mai. „War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geschickten Künstlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und schwächere Bemühungen, gewiß, daß mir von den interessantesten Gegenden und ihren Theilen feste wohlgewählte Bilder im Umriß, und nach Belieben auch **ausgeführt**, bleiben würden; so gab ich umsomehr einem nachundnach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen durch poetische würdige Gestalten zu beleben und mir auf und aus diesem Local eine Composition zu bilden, in einem Sinne und in einem Tone, wie ich sie noch nicht hervorgebracht."

„Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in Ein Element aufgelöst wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorsätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwischen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmste."

7. Mai. „Ich hatte mir, überzeugt daß es für mich keinen bessern Commentar zu Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft, und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff wie gesagt, den Gedanken, den Gegenstand der **Nausikaa** als Tragödie zu behandeln."

Es ist mir selbst nicht möglich abzusehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig."

Uebrigens beschäftigte ihn der Plan dieses Trauerspiels und das Durchdenken desselben so sehr, daß er darüber seinen Aufenthalt in Palermo, ja den größten Theil seiner übrigen sicilianischen Reise verträumte. Er empfand deshalb auch wenig von allen Unbequemlichkeiten der Reise, da er sich auf dem überclassischen Boden in einer poetischen Stimmung fühlte, in welcher er das was er erfuhr, sah, bemerkte, was ihm entgegenkam alles auffassen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte. Nach seiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit schrieb er Wenig oder Nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiste durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, und er bei der in spätern Jahren unternommenen Redaction seiner Reiseblätter nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufen konnte, die er Bd. XXVIII 203—206 mittheilt.

Was das Stück geworden seyn würde, wenn G. es in Sicilien, ja überhaupt nur in Italien hätte ausarbeiten können, das ahndet man aus dem was er von der Odyssee sagt „die ihm nun erst ein lebendiges Wort sey." [Bd. XXVIII, 243]. Auch betrübte es ihn noch in der spätesten Zeit, „daß er nicht gleich damals die Arbeit verfolgt, indem so rührende herzergreifende Motive in dem Stoffe liegen, die, wenn er sie, wie er in Iphigenien, besonders aber im Tasso gethan, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hätte, ge-

wiß wirksam geblieben wären, wie er sich gegen einen theilnehmenden Freund äußerte.

---

e) Goethe wiederum in Neapel.

17. Mai. „Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben, wenn ich wiederkomme sollt Ihr beurtheilen, wie ich gesehen habe."

„Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, Alles gleichsam vom Blatte wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich den großen schönen unvergleichlichen Gedanken von Sicilien so klar ganz und lauter in der Seele zu haben. Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild."

„Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Paestum zurückgekommen bin."

„Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück."

„Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen. Auch ist hier in Neapel kein Besinnens. Diesen Ort werde ich Euch nun besser schildern als es meine ersten Briefe thaten. Ich muß Euch sobald als möglich wiedersehen, es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten."

19. Mai. „Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand sich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des südlichen Lebens versäumt worden war; dahin gehört auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an dessen übrig

gebliebenen Säulen sich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforscher längst bemerklich machte, nämlich von Pholaden eingefressene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden."

„Am 19. Mai verfügten wir(*) uns dahin; ich betrachtete mir alle Umstände genau und setzte gar bald bei mir fest, wie die Erscheinung zu erklären sey." 19. Mai.

Was G. schon damals in sein Tagebuch schrieb und aufzeichnete, hielt er bei Herausgabe seiner ital. Reise zurück, weil ihm eine solche Ausführung nicht zu passen schien, und gab sie erst nach 36 Jahren (1823) in den Heften zur Naturw. und Morphol. II. Bd. 1 Heft, S. 79.

G. erklärt die Sache ganz natürlich; andre Forscher dagegen — wie man zu sagen pflegt — tragen die Kirche ums Dorf, indem sie das ganze mittelländische Meer dreißig Fuß über seinen wagerechten Stand sich erheben lassen, um den Tempel unter Wasser zu setzen und dadurch die Pholaden, die nur im salzigen Wasser existiren sollen, herbei zu schaffen. Diese Erklärung hat jedoch nichts Befremdliches für die, welche die höchsten Gebirge auf einmal aus der Erde sich erheben lassen, wie aus einer Theaterversenkung.

Doch statt jeder hier ungehörigen Controvers gegen die gar nicht neue, sondern nur immer mehr gesteigerte, Erhebungstheorie möge eine andre, in die Geognosie eingreifende, Wenigen bekannte Bemerkung G's. nicht unschicklichen Platz finden.

(*) D. i. Goethe und seine Begleiter. Siehe oben Seite 48 zu Ende.

„Wie wir Menschen in allem Practischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von daaus gerechnet- wo wir stehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es räthlich ist, sich zeitig davon loszusagen."

„Eben dies gilt von der Geognosie. Das mittlere Wirken der Weltgenese sehen wir leidlich klar, und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jenen in den Granit, dieses in den Basalt gesetzt, werden uns ewig problematisch bleiben." [Zur Naturw. und Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 368]." —

Und so versetzt uns auch Natur und Schicksal, gleich dem Dichter, immer in medias res; wir kommen in eine schon begonnene Welt, in laufende Begebenheiten. Anfang und Ende werden nur errathen oder erschlossen, und so ist es nur eine Mitte, die wie ein Tag zwischen zwei Dämmerungen uns Ephemeren sich aufthut, vor ihnen und hinter ihnen ist Nacht.

---

f) Goethe abermals in Rom.

8. Juni. „Vorgestern bin ich glücklich wieder hier (in Rom) angelangt, und gestern hat der feierliche Fronleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein, nicht sowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die vom Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zunahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten,

deren Art und Weise, von der man soviel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrung hätte mitaufnehmen sollen."

„Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturscene schon wieder ins Gleiche gebracht, nicht sowohl das fromme Festgewirre — sondern die Anschauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtung zurückgeführt."

„Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr 16. Juni.
in mich zurück, und lerne unterscheiden was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus."

„In Tivoli war ich mit Hackert, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen Viel von ihm gelernt. Er hat mich gelobt und getadelt und mir weitergeholfen. Er that mir halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben, und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe nun wohl, was und wie man studiren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht."

„Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an mir lieb zu werden; bisher habe ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich's nie so innig seyn als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens."

20. Juni. „Nun hab' ich schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch braucht' ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und Ihr wißt, ich kann Nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich scheide, werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug."

27. Juni. „Ich war mit Hackert in der Gallerie Colonna, wo Poussin's, Claude's, Salvator Rosa's Arbeiten zusammenhängen. Er sagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über diese Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament studirr. Es freute mich daß ich im Allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Gallerie ebendieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles was er mir sagte hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt."

„Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehen und wiederfinden und lesen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war dieses mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter(*) kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen

(*) Schon 1780 spricht er von seinem Alter [Br. an Lavater Nr. 21. 27. 30.] wo er doch nur erst 31 Jahre zählte. Aber freilich sein Geist war „alt geboren" [II, 292] und hatte die Welt durch poetische Anticipation schon vorweg genommen. Er mußte sie sich zum zweiten Male zueignen — durch die Kunst. [Bd. XXXI, S. 5. 6.]

und das Thunliche thun, da ich so lange verdient und unverdient das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe."

„Mit den Menschen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage."

„Gestern haben wir die Erleuchtung der Kuppel (der Peterskirche) und das Feuerwerk vom Castell gesehen. Die Erleuchtung ist ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen, man traut seinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe was nicht daist,(*) so müssen mir sogroße Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll. Ich habe auf meiner Reise etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieses darf allerdings unter den ersten stehen."

„Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als Ende Juni. daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von Neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen sollte, wie mir auch wieder Alles auf einem Teller ist präsentirt worden, was ich nur gewünscht habe."

(*) „Wer in dem immerfort dauernden Streben begriffen ist die **Sachen** in sich, und nicht — wie unsere lieben Landsleute — **sich** nur in den Sachen zu sehen, der muß immer vorwärts kommen, indem er seine Kenntnißfähigkeit vermehrt und mehrere und bessere Dinge in sich aufnehmen kann." G. an Meyer d. 3. März 1796.

„Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel und ich beziehe sein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn Ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft schreiben und so sind und bleiben wir zusammen.(*)"

„Auch neue Gedanken und Einfälle habe ich genug; ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin; und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben."

„Es ist nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser, und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann!"

5. Juli. „Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraum völlig ähnlich; wir wollen sehen ob ich bestimmt bin, ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieses wie sovieles Andere, nur eitel ist.(**)"

„Ich bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Im Zeichnen fahre

(*) „Schreibe mir oft, daß man sich lebendig bleibt," ermahnt er Lavatern, Br. Nr. 24, S. 91 u. A. m.

(**) Wenn man dem langen Gerede einer gewissen critischen Clique und ihrem Präsidenten, welche ihm die ganze Reise sammt dem Studium der Kunst verübeln, glauben soll, so wäre dieses Alles und sein Leben dazu nur eitel gewesen.

ich fort Geschmack und Hand zu bilden. Ich habe Architectur angefangen ernstlicher zu treiben, es wird mir Alles erstaunend leicht, d. h. der Begriff: denn die Ausführung erfordert ein Leben. Was das Beste war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension, ich hatte Nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich darauf, daß mir Nichts Name, Nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen. Ohne Nachahmung ist dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen; die rechte Methode wird mir von Künstlern angedeutet."

„Ich habe über allerlei Kunst soviel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch Etwas machen will, darf ich mich nicht säumen."

„Wie Du Dir leicht denken kannst, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, (*) und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an. Das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen!"

„Ich möchte nun recht Viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke, was will man sagen? (**) Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken, darum gönnt mir

(*) Vergl. Briefe an Merck Nr. 102, S. 228. 1 Samml.

(**) „Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!" [III, 153.]

meine Zeit, die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe, gönnt mir sie durch den Beifall Eurer Liebe!"

16. Juli. „Tagtäglich kommt etwas Neues zum Vorschein, was zu dem Alten und Bleibenden gesellt ein großes Vergnügen gewährt. — Mein Auge bildet sich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden."

„Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehen, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände anzutreffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtniß füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände."

20. Juli. „Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Capitalfehler die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können: Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit soviel natürlicher Anlage, sowenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, (*) gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten; oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam, und konnte nicht fertig werden." (**)

(*) „Da ihm das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ." [XXIX, 282.] Ging es ihm doch nicht allein so, daß er ingenio potius et vi naturae quam institutione et litteris seinen ersten Dichterruf erlangte; er hatte Vorfahrer im Alterthum [S. Taciti dialog. de oratoribus c. 2.] und auch an Nachfahrern fehlte es ihm nicht und wird ihm nicht fehlen: „denn die Poesie ist keine Kunst, keine Wissenschaft, sondern Eingebung, Genius." [XLIX, 122.] „Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen." [XLVI, 27.]

(**) „Ganz anders arbeitet man aus Grundsätzen als aus Instinct." [Br. an Schiller Nr. 397 b.]

„Der andre nah verwandte Fehler ist: daß ich nie soviel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft verwenden mochte, als dazu erforbert wird. Da ich der Glückseligkeit genieße, sehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung nojos und unerträglich. (*) Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, sich zu corrigiren. Ich bin im Lande der Künste. Lasset uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruhe und Freude haben und an etwas Anderes gehen können." (**)

„Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten (***) und zu vereinfachen, durch die vielen schönen und mannigfaltigen Gegenstände zu bereichern." 24. Juli.

„Und wieviel andre unzählige schöne einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an! Aber wie-

(*) Zu dieser schrittweisen Ausführung hat er es auch selten bringen können; daher blieb so manches Angefangene liegen; (†) und nur Gegenstände die nicht de longue haleine waren, brachte er zu Stande, sodaß er selbst wünschte immer nur dergleichen vorgenommen zu haben und auch mir und Andern dasselbe zu thun anrieth.

(†) Vergl. was er selbst darüber bemerkt in Bd. XXVI, 237; XXIX, 25. 282; XXXI, 5. 6.

(**) So war es ihm auch bei Herausgabe der Metamorphose der Pflanzen nur darum zu thun, „sobald als möglich durch diese Regionen, von Wissenden unterrichtet und aufgeklärt, durchzuschreiten." S. Zur Naturw. u. Morphol. I, I, 77. — Also schon damals immer vorwärts! Sein Geist war vielzu lebhaft, vielzu vordringend, mehr Bahn brechend, als sie planirend; daher Andre ihm hätten folgen und sich anschließen sollen, wie er immer wünschte.

(***) wie bei Betrachtung des Meerhorizonts. S. oben Seite 257.

viel dazu gehört sich nur einen geringen Theil von allen diesem zuzueignen! Es gehört ein Menschenleben dazu, ja das Leben vieler Menschen, die immer stufenweis von einander lernen."

27. Juli. „Uebrigens helfen mir alle Künstler, alt und jung, um mein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspectiv und Baukunst bin ich vorgerückt, auch in der Composition der Landschaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da ist ein Abgrund; doch wäre mit Ernst und Application weiter zu kommen."

„Jetzt habe ich etwas vor, daran ich Viel lerne. Ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler Dies, in meiner Gegenwart colorirt. Dadurch gewöhnt sich Aug' und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur wie immer zuviel.(*) Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sicheren Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl(**) für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nur Alles an."

August. Zu Anfang des August reifte bei Goethe der Vorsatz noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Ein=

(*) Eine alte Klage, S. oben Seite 126, ein eben besprochener Fehler! — „Aber der Mensch wird seine Eigenheiten nicht los und wenn er sie wegwürfe; und doch geht Mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten zu Grunde." [XLIX, 52. 107.] — „Niemand kann sich umprägen und seinem Schicksale entgehen." [XXIX, 67.] — „Spät lernen wir einsehen, daß, indem wir unsre Tugenden ausbilden, wir unsre Fehler zugleich mitanbauen." [XXVI, 213. f.]

(**) S. oben Seite 112.

sicht daß er aus diesem Zustande noch völlig unreif sich entfernen, auch daß er nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Abschluß seiner Werke finden würde, bestimmten ihn endlich; und nun, als er solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

„Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach, und so habt Ihr den Begriff von mir als eines abwesend Lebenden, da Ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt." 11. Aug.

„Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt: so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu."

„Diese Woche ist still und fleißig hingegangen, besonders hab' ich in der Perspectiv Manches gelernt. Verschaffelt, ein Sohn des Manheimer Directors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunststücke mit."

„Ich habe der Herzogin (Amalie) einen langen Brief 11. Aug. geschrieben und ihr gerathen die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im October, so kommt sie gerade zur Zeit in dieß schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in

diesem und anderem, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise."

„Es ist sowohl für mich als für Andre gesorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und Niemand seinem Schicksal entgehen. Aus ebendiesem Briefe wirst Du meinen Plan sehen. Ich wiederhole hier Nichts. Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter Euch seyn. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein andrer Mensch als vorm Jahre. Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles dessen was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun auseinander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden.(*) Davon sollt Ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden."

18. Aug. „Ich werde mit den Künsten und der Natur immer verwandter, und mit der Nation immer fremder. Ich bin ohnedieß schon ein isolirtes Wesen(**) und mit diesem Volke habe ich gar Nichts gemein; doch getraute ich mich als

(*) „Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur." [Bd. XXXVIII, 153.] S. auch unten S. 284 u. Vergl. oben Bd. 1, S. 224.

(**) Als Dichter schon. „Die Poesie isolirt den Menschen wider seinen Willen." G. an Schiller Nr. 346, S. 187. f.

Künstler hier zu leben, wenn ich nur einige meiner Freunde hieher versetzen könnte: denn eigentlich ist doch der Grund und das A und O aller Kunst hier noch aufbewahrt."

„Wenn man als Künstler gern in Rom ist und bleibt, so wünscht man als Liebhaber der Natur nun weiter südlich zu gehen."

„Nach dem was ich bei Neapel und in Sicilien von Pflanzen und Fischen gesehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahr jünger wäre, sehr versucht seyn, eine Reise nach Indien zu machen; nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern nur das Entdeckte nach meiner Art anzusehen."

„Wie ich es oft voraussagte, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeschlossener und entwickelter ist. Manches was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroscop suchte, sehe ich hier mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit. Ich hoffe Du wirst auch dereinst an meiner **Harmonia Plantarum**, wodurch das Linnésche System aufs schönste erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöst, ja sogar alle Monstra erklärt finden."

„Hier ist bei dem Nelkenflor etwas Gewöhnliches, 18. Aug.
daß aus einer gewissen Sorte gefüllter Nelken eine andre gefüllte völlige Blume herauswächst. Ich habe eine solche gefunden, da aus der Hauptblume vier andre herausgewachsen waren." (NB. vollkommen, mit Stielen und Allem, daß man jede besonders abbrechen hätte können und aus dieser wieder andre gewachsen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt).

„Ich habe sie sorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinsten Theile." (*)

„Es ist ein höchst merkwürdiges Phänomen und meine Hypothese wird dadurch zur Gewißheit. Das Phänomen ist ganz anders als es Hill beschreibt, der von solchen Pflanzen ein Tractätchen herausgegeben hat."

23. Aug. „Ihr wollt von mir wissen! Wie Vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe noch Etwas zu thun."

„Ueber Landschaft und Architectur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch Einiges versucht, und sehe nun wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre."

„Nun hat mich zuletzt das **A** und **O** aller uns bekannten Dinge, die **menschliche Figur** angefaßt, und ich sage: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" und sollt' ich mich lahm ringen."

„Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe mich zum Modelliren entschlossen und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden

(*) Diese sehr sauber ausgeführten und colorirten Zeichnungen befinden sich noch in seinen zur Metamorphose der Pflanzen gehörigen Portefeuillen.

Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu sehen, (*) was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und Andern nicht mittheilen können. Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich, aus Pic auf den Propheten, (**) in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen gut zu Passe. Ein Herkuleskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weitergehen."

„So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; (***) ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des † † † (****), meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen." (†)

„Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen 28. Aug.
in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das Pensum, das mir zu absolviren bleibt, und wenn es absolvirt ist, ist noch Nichts gethan. Vielleicht giebt's Anderen Anlaß,

---

(*) „Das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von Innen heraus war für mich in Kants Kritik der Urtheilskraft deutlich ausgesprochen." it. „Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe mit einander verwandt seyen, indem sich derselben Urtheilskraft beide unterwerfen." Zur Naturw. u. Morph. I, 1, 107.

(**) Lavater. (***) 1 Corinth. C. 7. v. 31. (****) Spinoza.

(†) Vergl. Bd. II, 191: „und dieses enge Daseyn mir
Zur Ewigkeit erweitern."

dasjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt."

„Was ich thun kann, thu' ich, und häufe soviel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reelste mit."

„Ich habe es heut, nach Empfang Deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf (noch bis Ostern zu bleiben) beharren; mein Kunststudium, mein Autorwesen, Alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es soweit bringen, daß Alles anschauende Kenntniß werde, Nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in diesem halben Jahre, auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn sie kommen mir sehr im Diminutiv vor,(*) muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden. Dann zieht mich Alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich soviel nachzuholen und zu vereinigen daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe."

1. Sept. „Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Princip paßt überall und schließt mir Alles auf. Alles was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt wieviel ich nicht weiß, und der Weg ist offen Alles zu wissen und zu begreifen."

3. Sept. „Heute ist es jährig, daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag! doppelt und dreifach merkwürdig

(*) Vergl. W. Bd. II, S. 295 wo er sie Siebensachen nennt.

um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürsten, welcher eine treue Neigung mit so mannigfaltigem Guten zu erwiedern wußte, und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückschauen, was ein so bedeutend durchlebter, völlig fremder Zustand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken blieb. Ich hoffe es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit Euch Alles werde summiren können."

„Jetzt gehn hier erst meine Studien an und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben."

„Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegen- 6. Sept. stände um mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichsam auf Einen Punct zusammen; ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinauswill. So alt muß man werden um nur einen leiblichen Begriff von seinem Zustande zu haben! Es sind also die Schwaben nicht allein die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden."

„Mir geht es immer an Leib und Seele gut, ja fast kann ich hoffen, radicaliter curirt zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen." (*)

(*) So z. B. als er am Egmont schrieb. „Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe." [XXIX, S. 41.]

„Mein Princip, die Kunstwerke zu erklären und das auf einmal aufzuschließen woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersuchen und zerstudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Columbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Capitalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künstlern durch, und sehe wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widerstößt. — Die Thür hab' ich offen und stehe auf der Schwelle und werde mich leider von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden."

„Soviel ist gewiß, die alten Künstler haben ebenso große Kenntniß der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man Nichts zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren."

„Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkührliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott."

„Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße. Mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes!"

„Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!“

„Es bleibt wohl dabei, daß ich ein Mensch bin, der von 12. Sept.
der Mühe lebt. (*) Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende und Ihr sollt ein Blatt haben.“

„Freut Euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts. 15. Sept.
Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast Nichts mehr drin was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nachundnach zu sich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen. Auch darum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunkt ist, nach dem sich soviles hinzieht.“

„Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu sehen, ob mein Principium sich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erstaunlich das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch Nichts. Ich sehe nun wohl wie weit sich's mit Application bringen ließe. Montag geht es wieder nach Frascati, dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott daß sie sich einmal auflöse!“

(*) Gewöhnlich war es ihm daher zu sagen: Er habe wieder einmal „gemühet;“ oder auch: „solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben;“ desgl. „das Leben sey ein Mühen. Wohl dem der nicht müde werde!“ Es geschah aber mit gutem Humor und Selbstironie.

22. Sept. „Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten antiken Gemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind. Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen(*) zurückkehre; doch vor allen ein fröhliches Herz, fähiger das Glück was mir Lieb' und Freundschaft zudenkt zu genießen! Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und Nichts fruchte."(**)

22. Sept. „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen,(***) die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe darin der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke Euch für alles was Ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche Euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuem Herzen. Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit

(*) Er meint den Fasanenkahn. S. oben Seite 219.

(**) „Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt," schreibt er unten, den 25. December 1787.

(***) seiner Werke in der bei Göschen durch Herder besorgten Ausgabe.

und lang ist die Kunst und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag!"(*)

„Dienstag den 25. geh ich nach Frascati und werde auch dort mühen(**) und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!"

„Mir ist aufgefallen daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreise, auch der Aermste, der Geringste sich empfindet,(***) und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste,(†) sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann."

„Ich bin hier (Frascati) sehr glücklich und es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemahlt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rath Reifenstein, mein Wirth, leistet mir Gesellschaft und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoffe ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht!" 28. Sept.

„Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück. Auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man 28. Sept.

(*) „Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten." [I., 48.]

(**) Siehe oben Seite 285.

(***) Vergl. oben S. 231: „der gemeinste Mensch wird hier zu Etwas." u. S. 242. „Der Geringste wird nicht durch das Daseyn des Trefflichsten gehindert; ein kleiner Mann ist auch ein Mann." [XXVII, 281.]

(†) S. oben Bd. I, S. 51.

sich was zu Gute thun. Auch brenne ich recht vor Leidenschaft mir Alles zuzueignen, und ich fühle daß sich mein Geschmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt des Redens einmal was Gutes schicken könnte!"

„Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Kaysern in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift bei Euch zu seyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken."

„Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzensystem zu erklären, und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art konnt' ich allein Etwas von meinen Gedanken aufs Papier bringen. Er hat eine große Freude daran und rückt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters ist. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten."

2. Oct. „Es wird immerfort gezeichnet und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohlgeht und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt."

„Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zusammennehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun ist, und so diesen Winter durcharbeiten."

„Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dieß sey unter uns gesagt -- nicht so einschlug wie ich hoffte. Er ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Character kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht Unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man so macht? „Das Leben eines Menschen ist sein Character."(*)

„Nun hab' ich Hoffnung Kaysern zu besitzen, dieses wird mir zu großer Freude seyn. Gebe der Himmel daß sich Nichts dazwischenstelle!"

„Meine erste Angelegenheit ist und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch so lange stillsteht, wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich Nichts auszudrücken habe, wenn mich Nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so dringt sich Alles auf, man wird voller und voller und gezwungen Etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kennt- 2. Oct.

(*) Auch Ph. Hackert pflegte von ihm zu sagen: „wie er einmal gezwirnt sey, so müsse er vernäht werden."

niß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte."

„Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe, und seht wie ich's thue. Wenn wir wieder zusammenkommen, so sollt Ihr gar Manches hören."

„Ich habe Gelegenheit gehabt über mich selbst und Andre, über Welt und Geschichte Viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm (Meister) gefaßt und geschlossen."

2. Oct. „Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden; eine Sorge die mich immer zurückhält ganz offen zu seyn."

„Auch im Allgemeinen mit mehrern Menschen zu leben geht mir ganz gut. Ich sehe eines Jeden Gemüthsart und Handelsweise. Der Eine spielt sein Spiel, der Andre nicht; dieser wird vorwärts kommen, jener schwerlich. Einer sammelt, Einer zerstreut; Einem genügt Alles, dem Andern Nichts; Der hat Talent und übt's nicht, Jener hat keins und ist fleißig rc. Das Alles sehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, Nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn Jeder nach seiner Weise handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, seyn und bleiben solle, dann bleibt einem Nichts übrig als zu scheiden oder toll zu werden!"

„Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung 5. Oct.
machen, es sieht gar zu lustig aus."

„Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einladt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch Alles machen? Das sehe ich wohl, unser Einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen."

„Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß Ihr beisammen seyd, und was Ihr einander seyd, (*) indeß ich durch eigenen Willen exiliirt, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinauswill." (**)

„Wir leben hier (Castell Gandolfo) wie man in Bädern 8. Oct.
lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft seyn, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen, ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal."

„Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und 27. Oct.
befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich."

(*) Vergl. was er an Knebel schreibt oben Seite 102.

(**) Vergl. Egmont's Worte Bd. VIII, S. 214, 216. Desgl. Bd. XXX, S. 190, wo er sagt: „wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tage zum Tage führen ließ." Vergl. Bd. XXVI, 296.

„Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß." (*)

„Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr blos von mir selbst abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte."

3. Nov. „Kayser ist angekommen. Er ist erst am Clavierstimmen und nach und nach wird die Oper (Scherz List und Rache) vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anschließende Epoche, und ich sehe: man soll seinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste."

10. Nov. „Es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist."

„Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen; sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn Etwas daraus werden soll."

„Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen

---

(*) Also wieder Denken und Thun! — Vergl. „die theoretischen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen rc." G. an Schiller Nr. 397, b. S. 399; coll. Nr. 464, S. 203. Siehe auch unten Seite 298, Note (**).

desto klarer fasse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu **pfuschen**; wie es Andre treiben seh' ich auch, finde Manchen auf gutem Pfade, Keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren." (*)

„Ich bin über die wichtigsten Puncte mehr als gewiß, 1. Dec.
und obgleich die Erkenntniß sich ins Unendliche erweitern könnte, so habe ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff."

„Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme: Denn da sind herrliche Sachen und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat."

„Diese Woche ist mit Zeichnen zugebracht worden, da 7. Dec.
es mit der Dichtung nicht fortwollte; man muß sehen und suchen alle Epochen zu benutzen."

„Unsre Hausakademie geht immer fort und wir sind bemüht den alten Anganthyr(**) aus dem Schlafe zu wecken. Die Perspective beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Theile des menschlichen Körpers besser und sicherer zeichnen zu lernen."

„Es ist nur alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Application in der Ausübung!"

(*) Vergl. oben S. 77. „Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man es nicht erreichen kann."

(**) S. Herder's Volkslieder Bd. 1, S. 188.

8. Dec. „Es ist weit mehr Positives, d. h. Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. (*) Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist Vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaub' ich daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom." (**)

21. Dec. „Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern: denn schreiben muß man nur Wenig, zeichnen Viel."

„Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe. So subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Consequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an, wie neuerzogen zu seyn. Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche."

25. Dec. „Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß." (***)

„Wieviel ich hierin einem stillen einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über

(*) Aehnliche Vortheile, um gewisse Toneffecte zu erreichen, kennt auch der Musiker. S. Zelter Nr. 31, S. 75; Nr. 239, S. 227. 228.

(**) „In Rom, glaub' ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft;" schreibt Winckelmann. S. oben S. 231.

(***) Siehe oben Seite 228 f.; 232; 240 f.; 285.

die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden."

„Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Erfahrung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles was ich in Deutschland(*) lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

„Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal 25. Dec. eine Gallerie besehe; sie kommen mir wie Wespen(**) in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die hellen Scheiben für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen."

(*) S. Bd. XLVIII, 171 f.
(**) Vergl. Br. an Zelter Nr. 838, S. 356.

„In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals.“ (*)

„Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst ohne Jemandem zu nützen zu Grunde geht. Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die Alle gut sind, Alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, jemehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert.“

„Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir Zeitlebens danken. Da, auf dem Puncte der **Wirkung** meines Wesens fühl' ich die **Gesundheit** meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe Nichts wenn man mich vor eine Mauer stellt.“ (**)

(*) Vergl. oben den 5. December 1786, Seite 230.

(**) Vergl. oben den 22. September 1787, Seite 286, Note (**).

1788.

Schon zu Ende des vorigen Jahres ward G. mit einem Antrage bestürmt, den er als Folge jenes unseligen Concerts ansah, durch welches er und seine Freunde sein Incognito leichtsinniger Weise enthüllt hatten. [XXIX, S. 39, u. 50 f.] Es konnte jedoch andre Anlässe haben, daß man von mehreren Seiten her ihn zu bestimmen suchte, sich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand er, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Besonderes zu setzen schienen, endlich nachgeben.

Entstehung und Verfassung dieses Instituts, sowie die feierliche Function seiner Aufnahme beschreibt er [Bd. XXIX, S. 220—227.] ausführlich, wie er denn auch das Diplom in der Originalsprache mittheilt. Er führt darin die Namen Megalio Melpomenio. —

„Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen. 5. Jan.
Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten — ich darf wohl sagen Offenbarungen."

„Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir

einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne und zwar von Andern lerne. (*) Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden." (**)

„Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles Andre verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. (***) Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren."

„Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nur erfreuen." (†)

„Es spitzt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird, weiß ich nicht."

10. Jan. „Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perspectivstunde."

(*) Auch noch im hohen Alter; daher er Solon's Wort auf sich anwenden konnte: „ich lerne immer fort, nur daran merke ich, daß ich älter werde. γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. [Z. Nr. 818, S. 300 = Sept. 1831.]

(**) Denken und Thun, Thun und Denken, war die beständige Diastole und Systole in der sein geistiges Leben pulsirte, wie Aus- und Einathmen. [S. XXII, 181; XXIX, 122, 137; LII, 29, 299; LIII, 139; K. u. A. VI, 3, 623; Schill. Nr. 397 b.; coll. Nr. 464, S. 203; Nr. 561, S. 19; Z. Nr. 478, S. 106.]

(***) Wie es ihm sonst damit erging, schildern die Briefe aus der Schweiz [Bd. XVI, 209—218], woran eine von Natur, Kunst und Wahrheit gleich entfernte heuchlerische Prüderie Aergerniß nimmt und dergleichen Scenen ins Palais royal verweist, das sie demnach wohl aus Selbsterfahrung kennen muß.

(†) „Die Gestalt dieser Welt vergeht — sagt er oben S. 281. — und ich möchte mich nur mit dem Bleibenden beschäftigen."

„Ich bereite mich zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingebe, wenn die Himmlischen (*) sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe was gut ist.“

„Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.“

„Meine titanischen Ideen (**) waren nur Luftgestalten, die einer ernsten Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studiren kann und am Ende 10. Jan.

(*) Doch scheinen es weniger die himmlischen Dämonen als die irdischen gewesen zu seyn, die G'n. in der Mitte seiner Laufbahn hemmten. Selten daß einem Menschen auch ganz gewährt wird, wessen er ganz bedurfte. Es wird von der Gabe wenigstens Etwas abgeknupft, obgleich man sich für das Volle zu bedanken hat. Bewundernswürdig ist übrigens die Resignation womit G. sich darein findet; aber darin hatte er von jeher Etwas gethan in seinem Leben! Das sollte man ihm doch zu Gute rechnen.

(**) Anspielung auf seinen Prometheus:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde rc.“ [II, 81.]

doch noch ausrufen möchte: Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst!" (*)

1. Febr. „Soviel als möglich war, hab' ich meine Studien fortgesetzt."

6. Febr. „Ich bin recht still und rein, und wie ich Euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bischen mehr oder weniger **pfusche** ist eins."

„Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. (**) Zu dem allen gebt mir Euern Segen. Ich habe nichts Näheres um als meine drei letzten Theile zu endigen; dann soll's an Wilhelm u. s. w."

9. Febr. „Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zuviel von mir, und lege mir zuviel auf." (***)

22. Febr. „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, (†) und daß ich die

(*) Wie er auch Faust am Ende sagen läßt:
„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!"
[LXI, 321.] Vergl. Z. Nr. 727; 743. Werke Bd. IV, 389; u. XLIX, 87.

(**) „Wenigen Menschen ist das Glück beschieden, alles erfüllt zu sehen was sie wünschen, oder zu glauben nur das gewollt zu haben was sie erreichen;" Frh. von Hügel: Kaschmir Bd. I, S. 117.

(***) Oft wiederholte Klage. S. oben Seite 126.

(†) Merkwürdig! Ein poetisches Genie wie G. fühlt erst im 39 Jahre, daß es eigentlich zum Dichter geboren sey. Heutzutag ist man früher klug. Jeder dem etwa ein Lied, ein Sonett gelingt, hält sich gleich für einen Dichter, und unter die Poeten zu gehen, wie sonst unter die Soldaten, ist das erste was einer thut, der sonst nicht weiß was er anfangen soll.

nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ."

„Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

„Angelika macht mir das Compliment: daß sie Wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehen. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen." 22. Febr.

„Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nur der Himmel Stimmung und Glück es zu machen!" 1. März.

„Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht ꝛc. Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung, und die vermischten Gedichte zum letzten Band meist ins Reine geschrieben. Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil das der Theil ist, von dem ich bisher am wenigsten begriffen. Ich sehe daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diese schönen Genüsse der Weltoberfläche mir werde zueignen können."

14. März. „Die nächste Woche ist hier Nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werd' ich noch Einiges sehen was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, mein Bündel packen und mit Kaysern davonziehen. Wenn Alles geht wie ich wünsche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe, und nun wenigstens einen äußersten Punct kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann."

„Ich habe diese Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre nun (um) ein gutes Theil klüger, versteht sich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach diesen Theilen zu sehen, Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe mich am meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, mit diesem Elemente ein

Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben."

„Bei der allgemeinen Uebersicht der Kunst die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es ist angenehm auch im Unendlichen vorwärts zu kommen." 14. März.

„Ich fahre fort überall herumzugehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum ersten Male in Raphael's Villa, wo er, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog rc."

„Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst.(*) Sie werden nie wiederfinden, was sie an mir gehabt haben, ich verlasse sie mit Schmerzen."

„In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden, und als einen solchen haben mich diese drei in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen."

„Hätte ich nicht in der Dazwischenzeit auf jene Veranlassung wieder stille gehalten, und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnte ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten." 22. März.

„Ich habe diese Zeit wieder viel studirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und gerundet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden

(*) Siehe oben Seite 296.

und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." (*)

„Soviel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können um auf den Punct zu gelangen."

10. April. „Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war abzugehen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich wäre lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayser's willen und um Bury's willen 2c."

„Die Tage vergehn, und ich kann Nichts mehr thun. Kaum mag ich noch Etwas sehen; mein ehrlicher Meyer steht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs, hätte ich Kaysern nicht bei mir, so hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, so wären wir weit genug gekommen. Besonders hätte er bald über alle Skrupel im Kopfzeichnen hinausgeholfen. Ich war diesen Morgen mit ihm in der französischen Academie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Alterthums beisammen stehen. Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier,

---

(*) Wohl hat G. Recht zu sagen, man solle diesen Keim nicht ausbrüten: denn sonst möchte man hier mit dem Schicksal zürnen, daß es das Beste nur halb oder gar nicht reif werden lasse. Doch das Tragische ist ja nach ihm eigentlich das injustum et praematurum.

wie zum Abschied, empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr als man ist; man fühlt, das Würdigste womit man sich beschäftigen sollte, sey die **menschliche Gestalt**, (*) die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird."

„Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht allzubald wie unzulänglich er sey; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet! Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zusehr auf, daß die **Form** zuletzt Alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Character und Schönheit." (**)

„Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! In- 14. April.
dem ich nicht abließ an jenem Fuß fortzumodelliren, ging mir auf daß ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommner Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchen Augenblicken erst, was man alles um sich versammelt."

„Auf eine besonders feierliche Weise (***) sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden. Drei Nächte vorher stand der volle Mond (†) am klarsten Himmel,

---

(*) Das non plus ultra alles menschlichen Wissens, nannte er sie oben; anderswo „den Gipfel der Kunst, der nur auf der Blütenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde zu finden sey." [XXXI, 141.] Was wird die Prüderie dazu sagen? S. oben S. 298 Note (***).

(**) Wie wenig Begriff von Form die Deutschen haben, ersicht man aus ihren Urtheilen über G's. Eugenie.

(***) Vergl. oben S. 212.

(†) Vollmond war Sonntag den 20. April; also fällt die Abreise etwa auf den 22ten. Vergl. auch unten Seite 311, Note (*).

und ein Zauber der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward uns aufs eindrücklichste fühlbar &c."

„Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erweckte eine Stimmung die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte."

„Und wie sollte mir gerade in solchem Augenblick Ovid's Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte? Seine Rückerinnerung, weit hinten am schwarzen Meere, in trauer- und jammervollem Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn &c."

„Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl das sich durch Worte nicht überliefern läßt.(*) Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden."

„Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovid's(**) Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

(*) „weil das Zarte sich nicht in Worten ausspricht" bemerkt er gegen Zelter Nr. 818, S. 300. Vergl. oben S. 96 u. 217.

(**) Tristium Lib. III, El. I.

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
„Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
„Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren soviel mir zurückblieb,
„Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. — —
„Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
„Luna sie lenkt' in der Höh' nächtliches Roßgespann,
„Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel
„Welchen umsonst so nah' unsere Laren gegränzt." —

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinahe Nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sey, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen."

„Dem Zustand dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen."

„Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise, trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze, bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo soviele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten."

IV. Goethe nach seiner Rückkunft.

1788 und 1789.

Haben wir nun G's. unermüdliche Thätigkeit in dem Studium der Natur und Kunst auf deren eigenstem classischen Boden mit Bewunderung gesehen; seine Wiedergewöhnung an geselligen Verkehr mit Menschen jeder Art und jedes Standes, seine gemüthvolle Theilnahme an dem fröhlichen Volksleben unter einem freundlichern Himmel mit Vergnügen wahrgenommen: so ist nunmehr der Wunsch natürlich, auch die Folgen und Nachwirkungen dieser Lehrjahre nach seinem Scheiden aus jenem gelobten Lande kennen zu lernen, zu erfahren was ihm aller dieser Aufwand von Zeit und Kosten, von Fleiß und Anstrengung, diese ernsten Bemühungen seine sämmtlichen Anlagen auszubilden für Vortheile gebracht, welche Früchte sie ihm getragen, ob er seinen Landsleuten dadurch theurer und verehrungswerther, seinen Freunden liebenswürdiger und willkommner erschienen, — und auf alle diese Fragen die genügendste Antwort auch hier wiederum von ihm selbst unmittelbar zu vernehmen. Denn nur Er kann am besten wissen und sagen: wie er im Ganzen sich fühlte, wie im Besondern ihm zu Muthe war, was für Vorsätze und Hoffnungen er hegte, ob und wiefern es ihm

glückte sie ausgeführt und erfüllt zu sehen, ob seine Zeitgenossen ihm entgegenkamen, ihn verstanden und förderten; oder ob von dem Allen oder dem Meisten das Gegentheil eintrat, und mithin seine Zwecke vereitelt worden und seine Mühe verloren gewesen: ob er, um es auf seine Weise zu sagen — mit seinem Fasanenkahn [S. oben Seite 219] nicht nur wohlbehalten zu landen, sondern auch dessen Inhalt anzuwenden das Glück gehabt habe.

Es ist um so nöthiger über alles dieses Auskunft von ihm selber und zwar mit seinen eigensten Worten zu erhalten, als seine Confessionen darüber nur Wenigen zu Gesicht und Gehör gekommen, indem sie nur erst jetzt, und auch nur zum Theil, in der neuen großen Ausgabe seiner Werke in unangemerkter und kaum wahrzunehmender Einschaltung anzutreffen, mithin für den größten Theil des Publicums so gut als gar nicht vorhanden sind.

Auch bemerkt er selbst: „es sey äußerst schwer, fremde Meinungen zu referiren. Sey der Referent umständlich, so errege er Ungeduld und lange Weile; wolle er sich zusammenfassen, so komme er in Gefahr, seine Ansicht für die fremde zu geben. — Auch seyen die Gesinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfassers nicht so leicht auszusprechen, nicht so leicht gefaßt, nicht so geschwind epitomisirt und systematisirt.“ — Durch diese seine eigenen Betrachtungen fühl' auch ich mich bewogen, mit nur weniger Bevorwortung und Zwischenrede von meiner Seite, ihn lieber selbst sprechen zu lassen.

Mit dem unschätzbaren Gewinn also zuerst sich selbst wiedergefunden, sich über seine ursprünglichen Anlagen

und eigentliche Bestimmung aufgeklärt, sich einen reinen Begriff aller Kunst und einen vorurtheilsfreien Genuß derselben erworben, und der Natur ihr letztes Geheimniß organischer Bildungen abgelauscht zu haben, kehrt er nach nicht ganz zweijähriger Abwesenheit, noch immer zu früh für seine Wünsche und daher nicht ohne heftigen Trennungsschmerz und langen Regret, doch zu Beschwichtigung seiner Leiden mit reichlichem Stoff zu lebenswieriger Beschäftigung versehen, nach Deutschland, nach Weimar (*) zurück, erwartet und ersehnt von seinen Freunden, aber leider in seinem Entzücken über das Genossene, in seinem Klagen über das Verlorene, von ihnen weder begriffen noch verstanden.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland (**) zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. (***) Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne, schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theil-

(*) Den 18. Juni 1788, Abends um 10 Uhr, bei aufgehendem Vollmonde, der überhaupt für G's. Leben Bedeutung gewinnt. S. vorher Seite 305.

(**) Palästina aus Band 1, S. 124. fällt einem dabei ein, in mehr als einer Beziehung, besonders aber als bildlos.

(***) Er scheint so etwas geahndet zu haben, wenn er an Knebel kurz vor seiner Rückkehr schreibt: „Ich bringe Vieles mit, wenn Ihr nur im Fall seyd, es zu genießen." — Die an Egmont und Iphigenien gemachten Ausstellungen deuten schon darauf hin. Gerade so bevorwortet er seine Rückkehr aus der Schweiz. „Thut das Eurige wenn wir zurückkommen, damit es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung sind Euch freundlicher als jemals entgegenzugehen." S. oben Seite 102.

nahme, Niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten."

„Unwiederbringlich aus dem herrlichen Kunstelement gestoßen, der Verzweiflung übergeben, fühlte ich Werth und Würde des Naturelements desto lebhafter. Da sucht' ich Heil und Behagen, ergriff mit Leidenschaft alle früheren Fäden, die mich an Naturforschung und ihre Freunde knüpfen sollten, und eine meiner ersten Arbeiten war der Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen."

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht."

„Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eignen Nationalkreise zu entwickeln, (*) hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, sodaß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten."

„Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben: wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzubringen."

(*) oder wie er oben [S. 240] sagte: „wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist, und worin kein Hauptcharacter so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen."

„Das Dritte was mich beschäftigte waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkühr, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft."

„Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten."

„Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst, Manier und Styl; einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären; und das römische Carneval. Sie zeigten sämmtlich was damals in meinem Innern vorging und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte."

„Der Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, d. h. die mannigfaltigen besondern Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, ward zuerst abgeschlossen." —

Wie nun alle diese seine Bestrebungen in Poesie und Naturwissenschaft von seinen nähern und entfernteren Freunden [XXX, 195.] — denn vom großen Publicum konnte damals noch weniger die Rede seyn als jetzt — aufgenommen worden, ist bemerkenswerth, sowohl für die damaligen ästhetischen und wissenschaftlichen Zustände in Deutschland, als für G. selbst, in Absicht auf die ethischen und moralischen

Wirkungen, die sie auf eine Natur wie die seinige haben mußten. —

„Zwar was seine früheren ästhetischen Arbeiten betrifft, so hatte er, wie er sagt, sich über den Augenblick nicht zu beklagen, [LIV, 284.] — wie er denn immer gegen die unmittelbare Wirkung seiner Arbeiten so gleichgültig gewesen war [XXX, 269.] wie gegen die Wirkungen seiner persönlichen Gegenwart [XXX, 190.] — Doch war er mit sich selbst übereingekommen, und fühlte wenig Genuß am Beifall, und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtsinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg, was einigermaßen unangenehm gewesen wäre. Und dann giebt im höhern Sinn das Gefühl daß man das Alles allein thue und thun müsse, daß bei diesen Productionen uns Niemand helfen kann, [IV, 368], dem Geist eine solche Kraft, daß man sich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch ist es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen selbst ein Vergnügen und sein eigner Lohn, sodaß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu müssen. Zudem war sein Verhältniß zur Dichtkunst blos practisch, ohne genügende Theorie und Technik; weswegen er sich auch nach einem Standpunct in der bildenden Kunst umsah. [LIV, 285.]"

„Im Wissenschaftlichen dagegen habe er es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Besitz zu gelangen, erfordert es Fleiß, Mühe, Anstrengung und was noch mehr ist, wir fühlen daß hier der Einzelne nicht hinreicht." —

Seine veränderte umgearbeitete Iphigenie wollte weder den Männern noch den Frauen ganz gefallen.

[XXVIII, 55.] Am Egmont hatten sie zwar Manches gelobt [XXIX, 139. 161.] doch aber auch Allerlei auszusetzen [XXIX, 140. 184.]; besonders war ihnen der Schluß nicht recht, daß nur in einer Vision der endliche ziemlich späte Erfolg des eingeleiteten Kampfes angedeutet werde [XXIX, 183—185.]; sie wollten die Freiheit der Niederlande verkörpert sehen, wahrscheinlich in der Art wie Schiller im Tell die Schweizer-Freiheit zur allgemeinen Theilnahme und Zufriedenheit darzustellen wußte.

Vom Tasso war noch gar nicht die Rede; wie denn der ganze Absatz der neuen Ausgabe seiner Schriften nicht völlig den Wünschen des Verlegers entsprach; daher er auch den Druck der naturwissenschaftlichen Schrift, die Metamorphose der Pflanzen, ablehnte. Als sie dennoch bei einem andern Verleger erschienen war, wurde sie so gut als gar nicht, sie wurde sogar, was schlimmer ist, mißverstanden.—

„Ein wohlwollender Freund, welcher gehört hatte, daß G. sich mit Botanik beschäftige, glaubte ihm ernstlich davon abrathen zu müssen, weil er statt fröhlicher Natur blos Nomenclatur und Terminologie gefunden habe. Als ihm G. gestand, daß er bereits ein Heft über Metamorphose der Pflanzen habe ausgehen lassen, nahm jener das Wort im Sinne der ovidischen Metamorphosen, und war nun auf einmal zufrieden und getröstet, im Voraus zu erfahren, wie G. alle die Hyacinthe, Clytien und Narcisse werde ausgestattet haben."

„Einen andern, obwohl geistreichen, Mißverstand erfuhr er von einem seiner römischen Kunstfreunde und Selbstkünstler, (*) der, ohne zu wissen worauf G. hinauswolle,

(*) Wilh. Tischbein.

den Inhalt der Schrift mit Neigung und Künstlersinn auffassend, ihm die wunderliche Deutung gab: „der Verfasser wolle den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden seyen, nach Art und Weise der Alten, in fortschreitender Bewegung."

„Die Gelehrten ließen die Erklärung zur Noth hingehen, meinten aber: „wenn man nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Zieráten beabsichtige; so müsse man nicht thun als wenn man für die Wissenschaft arbeite, wo dergleichen Phantasien nicht gelten dürften."

„Von andern Seiten her vernahm er ähnliche Klänge, wie von jenen Gelehrten: nirgends wollte man zugeben daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seyen. „Man vergaß daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten."

„Auch die Frauen waren mit dieser abstracten Gärtnerei nicht zufrieden. Er versuchte daher ihre Theilnahme durch eine Elegie zu locken, die aber nur der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, willkommen war, und auch ihn glücklich machte, als sie das lebendige Gleichniß ihrer beiderseitigen schönen, vollkommenen Neigung steigerte und vollendete.(*) Von der übrigen lie-

(*) Siehe oben Band I, S. 357; u. G's. W. Bd. XXX, S. 192. 193. Am 25. December des Jahres 1789 ward G'n. sein erster und zuletzt einziger Sohn August geboren. [XLVII, 212.] Herder meldet dieses der Herzogin Mutter nach Neapel, in seiner Art mit den Worten: „daß Goethe zur Christfreude auch Papa geworden, wird Ihro Durchlaucht bereits bekannt seyn."

benswürdigen Gesellschaft hatte er Viel zu erdulden: sie parodirten seine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde, neckischer und neckender Anspielungen."

„Leiden ernsterer Art jedoch waren ihm bereitet von auswärtigen Freunden, unter die er im Jubel seines Herzens die Freiexemplare vertheilt hatte. Sie antworteten Alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten: denn dessen Contemplation der Natur hatte, durch scheinbare Faßlichkeit, die Geister gewonnen und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas zu sagen, sich unter einander zu verstehen glaubte. [XXX, 201.] In G's. Art sich auszudrücken wollte sich Niemand bequemen. „Es ist die größte Qual nicht verstanden zu werden, wenn man, nach großer Bemühung und Anstrengung, sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, (*) aus dem man sich mit Noth gerettet

---

(*) Es ist daher G'n. nicht übel zu nehmen, wenn er noch in seinen alten Tagen den Newtonischen Irrthum — wie man nur aufs gelindeste ihn nennen kann, denn eigentlich ist es eine künstlich aufgestutzte bévue — um und neben sich wiederholen zu hören genöthigt, sich dagegen Luft machte durch sarkastische Impromtu's, oder durch ein Schnippchen (Xenie) in der Tasche(*) obschon er wußte, daß dieses credo so wenig ausgerottet werden würde und könnte wie ein anderes trotz aller Reformation. — Denn er sah „diese Art von Emanations- oder Emissionssystem doch immer nur als eine Art mystischer Eselsbrücke an, die den Vortheil habe, aus dem Lande der unruhigen Dialectik in das Land des Glaubens und der Träume hinüberzuführen." Hatten doch Schriftgelehrte und Pharisäer ihn schmählich genug tractirt [LIV, 304] und sollte er nur stumm wie ein Ecce Homo dastehn? Verantwortete sich doch Christus selber, als man ihm einen Backenstreich(**) gab, und hielt nicht noch die andere Wange hin. Man kann auch in der Geduld zu weit gehn.

(*) Z. B. in der A. in Q. Bd. I. S. 137.

(**) S. Evang. Johannis C. 18, V. 22.

hat, und peinlicher kann uns Nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einseitigen Männern verbinden sollte, Anlaß giebt zu einer nicht zu vermittelnden Trennung. [XXX, 202. 203.] Ueberdieß waren die Aeußerungen seiner Freunde keineswegs von schonender Art, und es wiederholte sich dem vieljährigen Autor die Erfahrung, daß man gerade von verschenkten Exemplaren Unlust und Verdruß zu erleben hat." —

Diese Erfahrung, von der G. ein auffallendes Beispiel erzählt, [XXXI, 35.] mochte es wohl seyn, welche ihn veranlaßte sich mit Uebersendung und Ueberreichung von Freiexemplaren seiner Schriften nicht zu übereilen. Daher vergaß er auch wohl ganz darauf, und konnte, selten erinnert, das Versehen nicht immer gut machen. —

„Auch durch Recensionen wurde er nicht gefördert. Eine günstige, in den Göttinger Anzeigen, [Febr. 1791] konnte ihm nur halb genügen. Die Recension legte zwar den Gang des Vortrags kürzlich und reinlich dar, wohin es aber deute war nicht ausgesprochen, und der Autor daher nicht gefördert. Da man ihm zugab, daß er den Weg des Wissens von seiner Seite wohl gebahnt habe, so wünschte er brünstig, daß man ihm von dorther entgegenkäme: denn es war ihm gar nichts daran gelegen hier irgendwo Fuß zu fassen, sondern sobald als möglich durch diese Regionen, unterrichtet und aufgeklärt, durchzuschreiten."(*) „Denn — sagt er anderswo — wie wir im Wissenschaftli-

(*) Siehe oben Seite 275. So schreibt er auch an Schiller: „ich möchte Ihnen manche Sachen mittheilen und vertrauen, damit eine gewisse Epoche meines Denkens und Dichtens schneller zur Reife komme." [Nr. 399.]

chen nicht um unsrer selbst, sondern um einer würdigen Sache willen arbeiten, so verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu seyn; wir sehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß."

„Auch daran hätte es ihm nicht gefehlt, wäre er aufmerksam gewesen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das rastlose Bestreben sich nach allen Seiten auszubilden, das ihn gerade in dem Moment überfiel als die ungeheuren Weltbegebenheiten Jedermann innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, waren Ursache daß er gar nicht darnach fragen konnte, was man von seiner wissenschaftlichen Arbeit halte. Zu spät wurde er mit zwei der Metamorphose sehr günstigen Recensionen bekannt, eine in der Gothaischen gelehrten Zeitung vom 23. April 1791, die andere in der allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 116, S. 477; welche, gleich als hätte ein günstiges Geschick ihm etwas Angenehmes aufsparen wollen, ihm gerade zu einer Zeit begegneten, wo man in einem andern Felde von allen Seiten her, gegen ihn auf die schnödeste Weise zu verfahren sich erlaubte."

„Nun aber, da es ihm — wie er glaubte — nicht nach seinen Hoffnungen und Wünschen erging, blieb er seinen bisherigen Anstalten getreu. Herbarien wurden zu diesem Zwecke gesammelt, er verwahrte sogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln stechen, Alles das sollte der Fortsetzung seiner Arbeit zu Gute kommen. Der Zweck war: die Haupterscheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit seines Vortrags zu bethätigen." —

Die dahin gehörigen, zum Theil höchst sauber, naturgetreu und doch künstlerisch ausgeführten Zeichnungen, als von durchgewachsenen Rosen, dergleichen Nelken, sogenannten Bischofstäben u. s. w. bewahrt noch gegenwärtig sein Museum, das aber leider durch Gesinnungen, die jetzt nicht mehr an der Zeit sind, und sogar zum Nachtheil des großen Mannes seine wichtigsten wissenschaftlichen Bestrebungen der Welt vorenthalten und sie verkümmern, für jeden, auch für den gelehrten Besucher, verschlossen bleiben soll. Möglicher Mißbrauch dürfte doch dem rechten Gebrauch nicht hinderlich seyn.

Auch in der Farbenlehre, über die er bereits in Italien zu eigenen Gedanken gekommen war, gelangte er zu einem Aperçû, das er auf alle Weise durch vervielfältigte Versuche zu begründen und klar zu machen sich bemühte. Denn „ein entschiedenes Aperçû ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen: man wird sie nicht los bis sie durchgekämpft ist.“ — Die, man kann wohl sagen, rührende Geschichte dieses Kampfes, der einen bedeutenden Theil seines Lebens hinnimmt, und zur Kenntniß damaliger Zustände der Wissenschaft sowohl als ihrer Lehrer und Bekenner höchst wichtig ist, gab er zuerst im zweiten Bande „zur Farbenlehre“ S. 666 — 692 im Jahre 1810, wo sie nur Wenigen zu Gesichte gekommen ist; und da diese Schrift erst ein Jahr nach seinem Tode, 1833 in die allgemeine Ausgabe seiner Werke in 12. und 8., Bd. LII — LV, aufgenommen und nur dadurch dem Publikum allenfalls bekannt geworden: so hat er niemals in seinem Leben die Genugthuung erfahren, das Verdienst seiner Bemühungen auch in diesem Felde allgemeiner

anerkannt und gegen Vor- und Mißurtheile gerechtfertigt zu sehen.

Er gab zuerst darüber ein Heftchen unter dem Titel. Beiträge zur Optik heraus, das ein ähnliches wennnicht schlimmeres Schicksal hatte als das über die Pflanzenmetamorphose. Unglücklicherweise hatte er den Ausdruck optische Beiträge gewählt und nun wußte man nicht was diese Farben-Experimente mit der Optik zu schaffen hätten,(*) ungeachtet Newton selbst und seine Schule das was eigentlich Chromatik heißen sollte, unter der Rubrik Optics behandelt hatten.

Denn obgleich die Farbe nur gesehen werden kann, und also fürs Gesicht eingerichtet ist, so hat sie doch Nichts mit den Gesetzen des Sehens und deren mathematischer Darstellung durch Linien und Winkel zu schaffen.

Alle diese Arbeiten zu vollenden, ja auch nur zu beginnen, wäre G'n. nicht möglich gewesen, hätte er sich dem bisherigen Geschäftskreise nicht enthoben gesehen, durch einen Fürsten der wohl wußte und empfand,(**) was er an Goethe besaß, und ihn deshalb auf sein Ansuchen in eine Lage versetzte, die seinen Talenten besser zusagte, und ihm mehr Muße gewährte.

(*) „Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurechtzulegen wissen was ein Anderer sagt, aber nicht gerade trifft wie er's hätte sagen sollen" [XLIX, 56.]; da doch sonst den Gelehrten gut predigen ist, indem sie aufs halbe Wort verstehen, d. h. wenn es gerade mit dem in eines Jeden Brevier, das nur Er lesen kann, zusammentrifft.

(**) „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieses Pettschaft mit demjenigen Respect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken rc." Br. v. C. August an Merck Nr. 136, 2. Sammlung.

Goethe's Schreiben aus Rom an den Herzog ist so merkwürdig und für das beiderseitige Verhältniß so aufklärend, daß die Mittheilung desselben hier umsomehr am Platz seyn wird, als es erst im Zusammenhange mit allem Vorhergehenden sein richtiges Verständniß findet.

„Wie sehr danke ich Ihnen daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen." (*)

„Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wieder gefunden. Aber als was? — als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle

(*) „Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnsucht vergangen," schreibt er an Merck aus Rom den 10. Febr. 1787. S. Br. Nr. 126, 2. Samml. Desgl. „Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich zu Grunde gegangen ꝛc." [Bd. XXVII, 154.]

von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten seyn."

„Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen,(*) sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willst." —

Die Fortdauer dieser Muße wendete er zunächst an die Vollendung seines Tasso, der im Juli 1789 zum Abschluß kam, an die Redaction seiner venetianischen Epigramme und der römischen Elegien, und zwischendurch zu jenen ebengenannten Aufsätzen und kleinen Schriften. Sie dauerte von etwa der Mitte des Jahres 1788, da er den 18. Juni nach Weimar zurückkam, bis in das Frühjahr 1790.

(*) Vergl. Bd. XXX, 165; u. V, 86.

1 7 9 0.

In diesem Jahr wird ihm das Glück Italien nochmals, wenigstens an seinen Gränzen, wieder zu sehen, da er nach Venedig, zum Empfang der Herzogin Mutter — die während der Zeit in Italien reisend, von Neapel zurückerwartet wurde — entgegengesendet, dort anfangs allein, hierauf mit der Fürstin und ihrem Gefolge gemeinschaftlich, die Wunder und Merkwürdigkeiten dieser Wasserstadt von neuem betrachtet, die Werke ihrer berühmten Malerschule, in Begleitung von Artisten und Kennern, (*) näher und vollständiger kennen lernt, und hierauf auch noch das kunsterfüllte Mantua, das für ihn so interessante Mailand, abermals in Augenschein nimmt.

im Mai. Allein kaum ist er wieder in Weimar angekommen, und hat sich von dieser Reise erholt; so wird er zu einer andern berufen, von der er sich außer mancherlei Beschwerden doch viel Vergnügen und Nutzen verspricht. Der Herzog, der
27. Juli. bereits zum Reichenbacher Congreß vorausgegangen war, beruft ihn nach Schlesien, wo er einmal statt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern besäet finden werde.

(*) H. Meyer und Bury. S. Bd. XXXI, 14.

So folgt er denn seinem Fürsten zuerst in die Cantonirungsquartiere in Breslau, begleitet ihn dann auf einer Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka, zuletzt auf einem Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. und kehrt durch Sachsen über Dresden, die dortige Bildergallerie noch zuletzt als doch einigen ästhetischen Genuß mitnehmend, nach Weimar zurück, um seine durch diese Reise mehr als die Musischen Geschäfte(*) angeregten und beförderten Naturstudien — indem er sich in Breslau mit Anatomie beschäftigt hatte, und in Dresden durch eine Sammlung Thierskelette zu einem Versuch „über die Gestalt der Thiere" aufgemuntert fühlte — weiter fortzusetzen. Er hoffte noch vor Ende des Jahres das anatomische Werkchen zu endigen, und hatte ungefähr drei Wochen daran gedacht und dictirt; zuletzt aber wollte es mit dieser mehr als abstracten Materie nicht fort und er mußte sie zurücklegen. Indessen war er doch sehr vorgerückt und hatte sich für das nächste Mal viel vorgearbeitet. Die Büchlein Elegien und Epigramme hatte er auch so ziemlich gefaltet und gelegt, und war nicht abgeneigt die erstern herauszugeben; Herder widerrieth es ihm aber und er folgte ihm blindlings. Durch Aufmunterung der Herzogin Mutter hatte er in den letzten Tagen dieses Jahres den Wilhelm Meister wieder vorgenommen.

„Vielleicht rücke in dem neuen Jahre auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher."

(*) Nur ein paar Epigramme waren die poetische Ausbeute dieser Expedition. Sie stehen A. in L. I, I, 205.

1 7 9 1.

Um nicht außer aller Connexion mit der Aesthetik zu kommen, übernahm er im Mai dieses Jahres die Leitung der Schaubühne, die nach Abzug der bisherigen Bellomo'schen Gesellschaft zu einem Hoftheater erhoben wurde. (*)

Da jene Truppe vorzüglich auf Operetten und Singstücke eingerichtet war, und besonders gute Stimmen unter ihren Mitgliedern zählte; (**) so mangelte es erstlich nicht an einem reichen Repertoire, sodann aber auch nicht an gehörigem Personal, da noch einige verdienstvolle Mitglieder zurückblieben und für die abgehenden bald andere eintreten konnten, indem die sämmtlichen Theater Deutschlands tüchtige Individuen zusendeten, welche sich in kurzer Zeit mit jenen einspielten.

Zur Uebernahme dieser veränderten Anstalt fand sich G. mit Vergnügen bewogen, sowohl weil er seine frühere Beschäftigung mit dem Theater fortsetzen konnte, als auch weil sie seiner Neigung zur musicalischen Poesie, namentlich zur komischen Oper zu Statten kam, der er schon in Italien

(*) S. des Herzogs Briefe an Knebel Nr. 17 u. 42.

(**) Siehe oben Seite 177 u. f.

nachhängend die eignen Operetten Claudine und Erwin nach italiänischer Weise umgestaltet, auch den Groſscophta als komische Oper concipirt und dazu bereits Arien und Chöre geschrieben hatte.

Einer Unzahl italiänischer und französischer Opern wurden deutsche Texte untergelegt, andere zu besserer Singbarkeit umgeschrieben, wobei der Theaterdichter Vulpius lebhaft eingriff. G. selbst verbesserte viele Texte, unter andern in den Theatralischen Abenteuern, der heimlichen Heirath; und die Oper Circe bearbeitete er ganz neu. Aus allen diesen pflegte G. bei gutem Humor und schicklichem Anlaß, ganze Strophen herzurecitiren, oder mit Anschlagen eines einzelnen Verses, auf die Aehnlichkeit oder Gleichheit des Verhältnisses von dem eben die Rede war, scherzhaft anzuspielen.

Gleichzeitig mit der neuen Einrichtung des Theaters war auch der Wiederaufbau des 1774 abgebrannten fürstlichen Schlosses in Berathung gezogen und der Beschluß dazu gefaßt worden, mit Niedersetzung einer eigens dazu ernannten Commission, unter deren Mitgliedern auch G. sich befand. So war er denn abermals mit Baulichkeiten beschäftigt. Er schreibt daher an Knebel, der aus seiner Heimath 11. Mai. zurückgekehrt und seine Schwester mit nach Jena gebracht hatte: (*) „Ich begrüße Dich und Deine Fräulein Schwester aufs herzlichste. Wäre ich nicht so angebunden, so ginge ich

(*) S. des Herzogs Br. an Knebel Nr. 42 u. 43; it. der Herzogin Amalie an denselben Nr. 20.

Euch entgegen. Der solide Bau des Schlosses und der leichte des theatralischen Gerüstes beschäftigen mich jetzt." —

Gleichwohl wußte er noch für seine wissenschaftlichen Studien Raum und Zeit zu gewinnen und das erste Heft seiner optischen Beiträge auszuarbeiten. „Eine doppelte
5. Oct. Beschäftigung — schreibt er abermals an Knebel — hält mich hier zurück; die Ausgabe des optischen Versuchs und die Einrichtung des Schauspiels. Jenes macht mir mehr Freude als dieses: denn ich kann hoffen dort etwas Reelles und Bleibendes zu leisten, wenn die vorübergehende Theater-Erscheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick
12. Oct. äußert für den sie bestimmt ist." Und bald darauf: „Du erhältst endlich das erste Stück der Beiträge zur Optik, das an Bogen nicht stark geworden, möge der Inhalt desto specifisch schwerer seyn. Ich bin neugierig wie man es anfassen wird: denn freilich etwas räthselhaft sieht es aus. In dem zweiten Stück denk' ich doch eine etwas weitre Aussicht zu eröffnen. Einige sehr schöne Experimente habe ich wieder gefunden und die Erfahrungen scheinen sich immer mehr um Einen Punct zu versammeln. — Die Theaterqual hält mich noch immer fest und ich sehe nicht wie ich abkommen will rc." — nämlich um seinen Freund wieder einmal zu besuchen.

Allerdings beschäftigte ihn das Theater nicht nur als Director der Anstalt, indem er für Auswahl und Aufführung neuer Stücke zu sorgen, das Personal einzuüben und es unter sich dadurch in Harmonie zu bringen hatte, daß er in jedem Stücke den vorzüglichsten zu bemerken und ihm die andern anzunähern suchte; sondern auch als Theaterdichter, indem er an der opera buffa schon in Italien Geschmack

findend, und unterstützt durch den Beifall den die italiänischen und deutschen derartigen Operetten beim Publicum fanden, ähnliche Süjets zu bearbeiten unternahm, sich aber im Stoff oder in der Behandlung vergreifend, oder auch gegen den damaligen revolutionären Zeitsinn anstoßend, mit dem Großcophta weder als Oper noch als Stück reüssirte, und auch mit dem humoristischen Bürgergeneral kein Glück machte, als beide in den folgenden Jahren zur Aufführung kamen und im Druck erschienen. Dennoch urtheilten die dabei betheiligten Franzosen [XXXVI, 116. 117.] in der Folge billiger und gerechter, als die Deutschen, als G's. nächste Freunde und Bekannten, die ihm nicht nur alles bisher zugestandene Genie absprachen, sondern ihm geradezu nur Stolz und Verachtung des Publicums Schuld gaben. [S. Forster's Briefw. Nr. CCXCIX, S. 142. u. CCC, S. 143; u. CCCXVII, S. 168.] Er rechtfertigte sich dagegen durch eine seiner schönsten Parabeln. [II, S. 199.]

1792.

In dieser doppelten Beschäftigung mit Natur und Theater war das Jahr 1791, und ein Theil von 1792 hingegangen, als der Krieg der Alliirten gegen Frankreich seinen Fürsten ins Feld rief und G. ihm zu folgen sowohl von dankbarer Pietät [XXX, 165 u. 193.] als von dem Verlangen die Welt auch von dieser Seite kennen zu lernen sich gedrungen fühlte. (*)

Diese moderne, aber eine Weltepoche machende Anabasis sollte sich leider nur zu bald in eine Katabasis verwandeln. Mitten in der Peripetie, aus dem Lager bei Hans,
27. Sept. schreibt G. an Knebel: „In diesen vier Wochen habe ich Manches erfahren und dieses Musterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe, und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann:

„et quorum pars minima fui.“ —

Die Beschreibung dieses fehlgeschlagenen Feldzugs, hat nun freilich aus sehr begreiflichen Ursachen keinen sonderlich

(*) Die Gelehrten jener Zeit konnten sich keinen Grund von G's. Unternehmung dem Feldzuge beizuwohnen denken, und fanden sie nur sonderbar. Unter andern Heyne in Göttingen in einem Briefe an G. Forster. S. dessen Briefwechsel Bd. II, Nr. CCCXLIV, S. 220.

günstigen Anklang im Publicum finden können, ungeachtet sie mit jener antiken Künstlerruhe und Gelassenheit abgefaßt ist, welche auch das Fürchterliche und Schreckliche so zu schildern weiß, daß man es noch hören und sehen mag, ohne daß sie dabei der Wahrheit und Wirklichkeit etwas vergiebt. Diese Wahrheit und Einfachheit der Goetheschen Relation wurde noch spät gebührend anerkannt von einem dabei betheiligten Augenzeugen. [Z. Nr. 413, S. 325.]

G. mußte bei dem allgemeinen Rückzug auf eine sichre Heimreise denken; um sich jedoch von den schrecklichen Kriegsscenen einigermaßen herzustellen, nahm er von Trier aus seinen Weg den Rhein hinab über Düsseldorf und Münster und besuchte seine dortigen lange nicht gesehenen Freunde, Jacobi und die Fürstin Gallitzin, denen er freilich in der Zwischenzeit der italiänischen Reise und des Feldzugs so in Gestalt als Gesinnung fremd und beinah unkenntlich geworden, daß sie an seinem Realismus keine sonderliche Freude und Berührungspuncte finden konnten und das frühere Verhältniß nur durch alte Erinnerungen, sittliche Betrachtungen und gemeinsame Kunstanschauungen aufrecht erhalten werden mochte. Nur die Fürstin legitimirte sich durch ein sie sowohl als ihn gleich ehrendes Vertrauen, indem sie ihm eine unschätzbare Gemmensammlung zur Aufbewahrung in jener gefahrvollen Zeit übergab, ja gewissermaßen aufnöthigte, und die merkwürdigen Worte den Abrathenden zu hören gab: „Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff den ich von ihm habe, mir lieber ist, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen." — Dieß ist nun die bereits oben (*) bespro-

(*) S. Bd. I, S. 231. f.

chene, vor der Nachstellung antiquarischer Neugier bewahrte Sammlung, deren weitere Schicksale und endlich würdigste Bestimmung Goethe ausführlich erzählt Bd. XXXIX, 313—317.

Ueber Frankfurt zurückzugehen, und eine ihm dort angebotene Rathsherrnstelle anzunehmen, war aus innern und äußern Umständen nicht möglich. Wir entnehmen dieses aus seinem offenen Bericht [Bd. XXX, S. 165 f.] noch mehr
24. Dec. aus einem vertraulichen Schreiben an seine Mutter:

„Die Hoffnung Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wieder zu sehen, ist mir nunmehr verschwunden, da mich die Umstände nöthigten von Düsseldorf über Paderborn und Cassel nach Weimar zurückzufahren."

„Wieviel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! Wie sehr die Lage bedauert, in der sich meine Landsleute befinden! Wie sehr habe ich aber auch das Betragen derselben unter so kritischen Umständen bewundert! Gewiß hätte mir Nichts schmeichelhafter seyn können als die Anfrage: ob ich mich entschließen könne, eine Rathsherrnstelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe? die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre ist, als Frankfurter Bürger geboren zu seyn. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu schätzen soviele Ursache hatte, konnten mir kein schöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem sie mich in dieser wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Wesens Theil zu nehmen."

„Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durch-

leben hatte, und ich konnte nach den Umständen die Hoffnung fassen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen. Da war es meine Absicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage in der ich mich gegenwärtig befinde, umständlich und aufrichtig vorzulegen."

„Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verläugnung seyn, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären."

„Des Herzogs Durchl. hat mich seit sovielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin Ihm soviel schuldig geworden, daß es der größte Undank seyn würde, meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf."

„Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten."

„Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge Alles was meinen werthen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns allen der wünschenswerthe Friede wieder erscheinen. Leben Sie wohl." —

Nach jenem Besuch in Düsseldorf und Münster war er am Schluß des Jahres nach Weimar zurückgekehrt und fand das von seinem Fürsten ihm bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß ihm die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken, indem er noch auf dem Rückzuge von
10. Oct. Verdun aus eigene Anordnungen zu treffen und sie durch seinen Freund, Heinrich Meyer, vollziehen zu lassen Gelegenheit hatte. Seine unerwartete Ankunft sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche, wie er sagt, wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde, und welche man ihn selbst mußte erzählen hören, um seine Bemerkung wahr zu finden. Die Seinigen entgegneten ihm munter und gesund, als es aber an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitre ruhige
3. Sept. Zustand, in welchem sie die aus Verdun ihnen zugesendeten trocknen wie nassen Süßigkeiten (*) bereits aufgezehrt hatten, mit demjenigen, worin G. und seine Kriegskameraden, die sie unterdessen in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen gehabt hatten.

Sein stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, da Meyer zugleich als Hausfreund und Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Seinigen gehörte und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm, d. h. an G's. wissenschaftlichen wie ästhetischen Bemühungen.

(*) Dragéen und Liqueure. S. Bd. XXX, 39.

1 7 9 3.

In diesem häuslich glücklichen Zustande, dem wir bereits soviel Schönes und Lehrreiches zu verdanken haben, als: die römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme, das Gedicht „die Metamorphose der Pflanzen" und die Anfänge der Farbenlehre in den optischen Beiträgen, sollte er jedoch nicht lange verbleiben: denn wie er im vorigen Jahre an einem beweglichen Uebel (dem Feldzuge) theilgenommen, sollte er nun auch an einem stationären (einer Belagerung) theilnehmen. Der Fürst berief ihn, sich vor Mainz einzufinden, dessen vollbrachte Umzingelung die Belagerung nicht lange ausbleiben ließ.

Wie ungern G. sich dem Kriegstheater abermals näherte, davon überzeugt man sich aus der Strophe, die er zu einer von seinem Hausgarten entworfenen Federskizze, wenige Tage vor seiner Abreise, niederschrieb. Beide finden sich in den „Radirten Blättern nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von Schwerdtgeburth, Weimar 1821;" die Verse außerdem noch in seinen Werken Bd. III, S. 138; u. XXX, 276. 277; u. XXXIX, 216, Nr. II. Gleichwohl spricht sich darin keine Klage, kein Bedauern aus, nur das Gefühl eines stillen Glücks auf das man zwar eine Zeitlang

wieder verzichten werde, aber doch hoffen dürfe es wieder anzutreffen, als letztes Ziel alles noch so mannigfaltigen Strebens.

G. folgte demnach mit gewohnter Pflichttreue dem Rufe seines fürstlichen Freundes in neue Lebensgefahren, die jedoch ein günstiges Geschick von beiden abwehrte, wie nahe sie sich auch denselben ja mitten darin befanden. Obgleich nur tagebuchsartig abgefaßt, aber darum unmittelbarer, ist seine Beschreibung der Belagerung, des Bombardements, der endlichen Uebergabe der Stadt, zugleich von ästhetischem wie sittlichem Interesse, indem Dichter und Mensch sich in der gelassenen und doch gefühlvollen Darstellung der furchtbarsten Zustände der Menschheit gleichmäßig kund geben. Könnten nun vollends die noch vorhandenen colorirten Zeichnungen, welche der Engländer Gore und der Maler Rath Kraus an Ort und Stelle von dem einem Lustlager ähnlichen Campement, von dem nächtlichen Bombardement, und den nachherigen Ruinen aufnahmen, (*) jener Beschreibung beigefügt werden, so gäbe dieses ein Werk von historisch-artistischem Interesse, das wenige andere dieser Art durch gleiche Treue und Unmittelbarkeit zu gewähren im Stande seyn möchten.

War nun aber dieses wilde Straßen- Feld- und Lagerleben unter Gefahr Noth und Strappazen aller Art, durch zwei Jahre, gerade in den besten Monaten für G's. literarische Thätigkeit, einer anhaltenden Beschäftigung mit den Musen nicht günstig, und daher nicht daran zu denken, daß G. irgend ein eigenes Dichtwerk hätte unternehmen können;

(*) S. Bd. XXX, 291. 296. 307. 327.

mußte er im Gegentheil schon zufrieden seyn, um nur nicht aus aller Gewohnheit und Uebung zu kommen, die Bearbeitung eines fremden zu versuchen, die Uebertragung des Reineke Fuchs — dieser „unheiligen Weltbibel" — in Hexameter, einmal, um sich von der bisherigen Uebersättigung an Straßen- Markt- und Pöbelauftritten durch den Einblick in diesen Hof- und Regentenspiegel zu erheitern; sodann auch um sich practisch, nach seiner Weise, im Gebrauch jenes Sylbenmaßes zu üben, dessen sogar mangelhafter Technik der köstliche Gehalt jenes Gedichts gute Aufnahme und unvergänglichen Werth verleihen durfte: so war dennoch der stete Aufenthalt im Freien für seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen, namentlich der Farbenerscheinungen, höchst vortheilhaft. „Er sah die Phänomene der Natur in offener Welt und brauchte nicht erst einen zwirnsfädigen Sonnenstrahl in die finsterste Kammer fallen zu lassen, um zu erfahren daß **Hell** und **Dunkel** Farben erzeuge." Dabei bemerkte er kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchst verdrießlich ist; wenn Gefahr hingegen uns belebt und ergötzt. (*) Ununterbrochen waren seine Betrachtungen, unausgesetzt das Bemerken, — selbst während der Kanonade bei Valmy — und Ihm, dem Unschreibseligen, stand der gute Genius abermals schönschreibend zur Seite, der ihm in Carlsbad und früher so förderlich gewesen. (**) So waren es denn gerade diese so oft getadelten, ja verargten Naturstudien, zu denen er doch so psychologisch als methodisch geführt wurde, die G'n.

(*) Belege dazu siehe Band XXX, 300—305; u. 318—321.

(**) S. oben Seite 184. Note (*).

nicht allein am Leben und im Leben erhielten, indem nur sie sein menschliches Gemüth, gegen die immer drohenderen Weltgeschicke, durch den Einblick in ewige Naturgesetze, mit Trost und Hoffnung aufzurichten fähig, ihn zugleich für die einstweilige Einstellung heiterer Musen-Arbeit entschädigten; sie sollten auch das Mittel werden, ihn wiederum dahin zurückzuführen. Ihnen verdankt er den Anlaß zur Anknüpfung eines Verhältnisses, das in der Art noch nicht dagewesen und nicht leicht wieder seines Gleichen finden dürfte, die Verbindung zweier Dichter von ganz verschiedenen ja entgegengesetzten Anlagen zu einem gemeinsam wetteifernden Betrieb der Musengeschäfte — mit einem Worte: das Verhältniß zu Schiller. — Doch Er selbst möge das Nähere erzählen.

V. Goethe's Verhältniß zu Schiller.

1793 — 1805.

„Genoß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit als ich der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, als mir die Stufenfolge derselben klar geworden; begeisterte mir diese Vorstellung den Aufenthalt von Neapel und Sicilien; gewann ich diese Art das Pflanzenreich zu betrachten immer mehr und mehr lieb; übte ich mich unausgesetzt daran auf Wegen und Stegen: so mußten mir diese vergnüglichen Bemühungen dadurch unschätzbar werden, daß sie Anlaß gaben zu einem der höchsten Verhältnisse, die mir das Glück in spätern Jahren bereitete: die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig; sie beseitigten die Mißverhältnisse welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten."

Welche Mißverhältnisse es waren, und wie sie allmählig beseitigt wurden, erzählt er ferner.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert um das was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Ansehen, von aus-

gebreiteter Wirkung, leider solche die mich äußerst anwiderten, ich nenne Heinse's **Ardinghello** und Schiller's **Räuber.**"

„Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen,(*) von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte."

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen nach seiner Art wirken zu wollen; er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter. Daher denn soviel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt."

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so vom wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame(**)

(*) Er meint vorzüglich Werther und Stella u. a. m. als apprehensive Süjets, was die Deutschen, doctrinär wie sie sind, und überall Doctrin witternd, ihm als moralische Ketzerei anrechnen und in jeder neuen Generation ruminiren. — „Man könnt' erzogene Kihder gebären, wenn die Aeltern erzogen wären." [IV, 333.]

(**) So erzählt G. noch späterhin [1795 d. 8. Juli] „in Carlsbad habe ein allerliebstes Weibchen, ihn mit Heinse verwechselnd und dafür haltend, gestanden: sie habe seine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt." [S. Schiller's Briefw. Nr. 81, S. 177, 178.] Das Seitenstück zu diesem Geschmack liefert eine andere Dame, welche an Schlegel's **Lucinde** ein großes Wohlgefallen findend, den **Alarcos** für ein sehr religiöses Product

gezollt ward, der erschreckte mich: denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt, und gelähmt.(*) Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, sowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury, schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen!"

„Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben,(**) wenn es **möglich** gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? man denke sich meinen Zustand!"

---

desselben Verfassers erklärt. [S. Schiller's Briefw. Nr. 833, S. 132. = 1802 den 12. Mai.]

(*) G's. Ahndung ist leider nur zusehr eingetroffen, und bis auf diese Stunde noch sind jene Gegenstände beseitigt, durch die Nazarener-Tendenz, und diese Weise gelähmt, durch das jetzt von allen Seiten her discreditirte Studium antiker Dicht- und Bildkunst, das höchstens auf das Resultat bloßer Erkenntniß hinauslaufen solle. Dieser könnte man jedoch zu unserm modernen Leben füglich überhoben seyn. Wozu die leere Schul-Weisheit ohne Anwendung? Denken und Thun darin besteht alles menschenwürdige Daseyn.

(**) — „Um lieber, wie er anderswo sagt, aus meinem Innersten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als mich noch einmal mit der millionenfachen Hydra der Empirie herumzuschlagen." [Schill. Nr. 349, S. 208. coll. Nr. 344, S. 182.] „Denn mit der Welt muß Niemand leben, als wer sie brauchen will." [Bd. IV, 319]; und ein solcher „giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen." [XLVI, 12.] — „Was hat man mit einem seltenen Talente, wenn es in sich selber verkauern soll und keinen Zweiten findet, der den schwer erhobenen Schatz anzuschauen Gewalt hat über sich selber?" [Z. Nr. 767.]

„Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt!"

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam, [im November 1788] und eine Zeitlang bei mir verweilte, [bis ins Frühjahr 1789] bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang neben einander fort." —

Auch Schiller seinerseits fühlte keine besondere Anmuthung sich G'n. mehr zu nähern.

„Im Ganzen genommen — schrieb er nach einer zufälligen Zusammenkunft mit G. in Rudolstadt [1788] — ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. (*) Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. (**) Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang

(*) Gleichwohl hätte er schon 1781 was darum gegeben, als er noch in Stuttgart war, Goethen auf diesem Boden zu begegnen. S. Brief Nr. 359, S. 258.

(**) Eine Klage, ein Bedauern, ein Vorwurf die nach der Zeit sich von Andern wiederholt finden. Jammer und Schade daß G. nicht ewig jung bleiben, oder nicht mit einem Jeden wieder jung werden konnte! Daß er sich überlebt habe, wie man der Welt versichern will, ist nicht „gewiß," wohl aber daß er über die Andern hinausgelebt habe, die, wer weiß wann, erst dahin kommen, wo er geblieben ist.

her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. (*) Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." —

„Sein Aufsatz über Anmuth und Würde — erzählt G. weiter — war ebensowenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in sein Wesen gelegt, und Er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte."

„Anstatt sie als selbstständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. (**) Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in

(*) Den radicalen Unterschied gestehen und besprechen beide Dichter. S. Schill. Briefw. Nr. 205, S. 180; Nr. 206, S. 182; Nr. 263, S. 13; Nr. 400, S. 8, 9; u. G's. W. Bd. XLIX, 96.

(**) Schiller hatte überhaupt sowenig Naturanschauung, wie Naturkenntniß. Was er von beidem in der Folge durch den Umgang mit G. sich aneignete, reichte doch nicht hin, um seinen Gestalten jene täuschende Naturähnlichkeit zu geben, welche die Goetheschen auszeichnet. Vortrefflich bemerkt v. Humboldt [Br. Nr. XXV, S. 241.] daß Schiller der Natur, ehe sie noch vollkommen auf ihn einwirken könne, schon selbstthätig entgegeneile, daß er nicht sowohl aus ihr schöpfe, als nur durch sie begeistert, ihr Bild durch eigne Kraft schaffe ꝛc., welches sich besonders an weiblichen Charactern erweise, welche G'n. hingegen unglaublich gelängen.

einem falschen Lichte. Dabei fühlte ich, es sey noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden: denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener." —

Ohne Zweifel meint G. folgende: (*)

„Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen mit der architectonischen Schönheit (**) Vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz (Grazie meint er), das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden, bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind (***) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, (†) weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinausliegen." —

(*) Schiller's Werke Bd. XVII, S. 202, Note. Ausg. in 12.

(**) Er versteht darunter die Regelmäßigkeit der körperlichen Formen.

(***) Er zielt auf das Geniewesen, das durch G's. Anhänger und Nachäffer in üblen Ruf kam, die, wie G. selbst klagt, seinen Namen stinkend gemacht hatten. S. Br. an Lavater Nr. 27; vergl. Band XXXI, 40.

(†) und das mit Recht! denn poeta nascitur. War doch Schiller auch ein „Geborener," ein Geistesaristokrat, (†) der den Adel seiner Idealität sehr geltend zu machen wußte, gegen so plebeje Dichter wie Bürger u. a. m.

(†) Siehe oben Band I, S. 405.

Wieviel Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit in der einzigen Note! Die **Natur** war es ja auch, die Schillern — „der Manches was beim Dichter **unbewußt** und **freiwillig** entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang" [G's. Werke A. in Q. II, II, 654.] — jenes **starke Wollen**, das er für sein eigenes erworbenes Verdienst ansah, gegeben hatte, wie sie **Goethen** die Gabe des **gegenständlichen Denkens** d. h. der Anschauung verliehen, der sie aber als ein **Geschenk** der Natur dankbar erkannte.

„Was eine Gottheit diesem frei gewährt
„Und jenem streng versagt, ein solches Gut
„Erreicht nicht Jeder wie er will und mag."

Es ist übrigens **nicht** eines Philosophen, eine so allgemeine Denkart der Menschen, in der alten, (*) wie in der neuen Welt, (**) eine **verkehrte** zu nennen. Man erkennt darin, wennnicht „ein selbstisches Gemüth," von dem Goethe seinen Tasso sagen läßt:

„Es könne nicht der Qual des engen Neids entfliehn,
Und werde, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das werd' es nie verzeihn."

— man erkennt darin wenigstens jenen philosophischen Hochmuth, — ähnlich dem theologischen, der die Tugend der

(*) nam in **ingenio** quoque, sicut in agro, quamquam diu serantur atque elaborantur, **gratiora** tamen quae **sua sponte** nascuntur; **Tacit.** Dialog. c. 6.

(**) „Je älter man wird, jemehr schätzt man **Naturgaben**, weil sie durch Nichts können angeschafft werden." G. an **Schlosser** d. 30. August 1799.

Heiden nicht gelten läßt, — von dem zu der Zeit der Kantianer die Laien viel zu leiden hatten, wenn jene den categorischen Imperativ an die Gesinnungen und Handlungen dieser anlegend, ebensowohl Neigung als Pflichtgefühl darin entdecken und sie deswegen nicht für moralisch wollten gelten lassen, — oder wie die Hegelianer alle die nicht für voll ansehen, welche nicht mit dem Brelique-breloque ihrer Dialectik umzuspringen wissen; daher gilt ihnen auch G. Nichts. Doch dieser räumt es ja gutwillig ein, daß ihm dialectische Gabe nicht verliehen sey, [XXX, 202] ja daß er für eigentliche Philosophie kein Organ habe. [L, 49 f.]

„An keine Vereinigung — fährt G. fort — war (deshalb) zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich der Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, (*) da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können, daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem."

(*) S. oben Seite 343. Note (*).

1 7 9 4.

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmal fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen: „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne."

„Ich erwiderte darauf: daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bliebe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen."

„Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe." —

In der Folge muß er es doch eingesehen haben, weil er in dem geistigen Portrait, das er von G. entwirft, sich der Worte desselben bedienend sagt: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf ꝛc. (*)

„Wir gelangten zu seinem Hause, — fährt G. fort — das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen characteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen."

„Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" — Ich stutzte, verdrießlich(**) einigermaßen: denn der Punct der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb seyn daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." —

(*) Schill. Briefw. Nr. 4, S. 14. Es ist übrigens diese Bemerkung schon in G's. früherem Geständniß enthalten: „er habe sich immer nur aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können," [S. oben S. 112] und also nur „eine Erzählung und Auslegung seiner Träume," wie G. sich auszudrücken liebte. S. oben Seite 112 Note (*).

(**) Wie psychologisch aufrichtig! Wer fühlte nicht in gleichem oder ähnlichem Falle eines fremden Ascendants dasselbe? G. hat nie den Menschen verläugnet; aber der gebildete und gesittete Mann ließ die natürlichen Regungen nicht die Oberhand gewinnen.

G., dem es überall nur um Belehrung zu thun war, und auf die Art und Weise wie man sie ihm geben mochte, wenig ankam — daher er auch von seinen Gegnern und Feinden lernen konnte — übertrug dergleichen unfreundliche Zurechtweisungen, trockne Abfertigungen, wie sie die wissenschaftlichen Gelehrten mit dem ihnen eigenthümlichen Sneer uns Laien und Halbgelehrten zu geben pflegen, (*) um der Sache willen, während er selbst in Fällen, wo Er der Mehr- und Besserwissende war, auf das feinste, artigste, die Eigenliebe des andern schonendste, Belehrung und Berichtigung zu geben verstand. (**) Aber freilich kann nur der selbst Sensibelste, Reizbarste das Vor- und Mitgefühl haben von dem was einem Andern wehthun und ihn verletzen könnte. Er war darin gerade das Gegentheil sogar von Personen, die er unter seine Freunde zählte. Auch wären wohl Wenige von ihnen im Stande gewesen, im hohen Alter ein Geständniß abzulegen, wie dieses: daß er, sowenig wie Schiller,

---

(*) Vergl. Zur Naturw. u. Morph. 1, 2, 107; oder Bd. LIV, 304.

(**) Dieses zeigt sich unter Anderem in der Art, wie er einen wunderlichen Einfall Schiller's — das astrologische Motiv der Planetenbilder im Wallenstein durch eine monogrammartige Figur in Namens-Chiffern darzustellen — als geschmack- und effectlos abzurathen sucht, wofür ihm Schiller doch zuletzt Dank wußte [Nr. 534, 535.]; desgl. die förmliche Communionsscene in Maria Stuart als Anstoß gebend [Nr. 723.], gegen welche sich auch Wieland erklärte. Das Verlangen auch objectiv nach seiner Art zu seyn, ließ S'n., der Schaulust des Publicums nachgebend, ein Lager, einen Krönungszug, einen Catafalk, einen Brautlauf rc. auf die Bühne bringen. Er gesteht dieß; indem er sagt: „es kann mir begegnet seyn den materiellen Forderungen der Welt und Zeit etwas eingeräumt zu haben rc." it. „es kann leicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfülle, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." [Br. an v. Humboldt Nr. LVII.]

damals einer vollendeten Reife genossen, wie sie der Mann wohl wünschen sollte, deshalb denn zu der Differenz ihrer Individualitäten die Gährung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte; weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue, in hohem Grade erfordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen." [A. in Q. II. II. 650.]

„Schiller der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich,(*) und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen, als abzu-

---

(*) Ungerecht bescheiden! wie ihm das öfters begegnete. So schrieb er sich auch eine rohere Natur zu, als Knebeln und Lavatern, [Br. Nr. 40.] worin man ihm nicht Recht geben kann, wenn man es auch nur für heftig verstehen wollte, was er doch nur in geeigneten Fällen war. Was Schillern betrifft, so hatte er weder die Eine noch die Andere der angerühmten Eigenschaften im Uebermaß. Wer z. B. sich nur als moralische Unart erklären kann, was G. gutmüthiger für bloße Beschränktheit ansieht, beweist nicht übergroße Lebensklugheit [Schill. Nr. 421, S. 87]; und wer so obstinat das Augenzeugniß seines genialen und kunstverständigen Freundes, in einer ästhetischen Sache wie das Melodram Pygmalion, nicht will gelten lassen, verräth nicht zuviel Lebensart. [Nr. 455.] —

Aber Lieb' und Freundschaft ließen G'n. meist vortheilhafter von den Gegenständen seiner Neigung urtheilen, als es Andern begründet scheinen wollte. Wäre es aber sonst auch Liebe und Freundschaft? Die Synthese der Neigung ist es die ihm Alles lebendig macht. [Vergl. III, 291.] Er dachte nicht über Personen die er lieb hatte,(*) wie er sich auch keine Vorbegriffe von einer erst zu erwartenden Person machte, also auch keine zurückzunehmen oder zu berichtigen brauchte. [XXX, 190.] Aus dieser Sinnesart erklärt sich Vieles was außerdem unbegreiflich erscheint, z. B. wenn G. gewisse Verhältnisse lieber einfürallemal mit Weisheit übertrug, anstatt sie aufzugeben. [Vergl. XXXII, 178 f., u. XLIX, 61.] Er sah sie als Prüfsteine des Characters an, und so bewies er selbst auch in diesem Sinne Character.

(*) Exuit personam judicis quisquis amicum induit.

stoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entsprang, so ward viel gekämpft, und dann Stillstand gemacht. Keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich."

„Sätze wie folgender, machten mich ganz unglücklich."

„Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne."

„Wenn er das für eine Idee hielt, was ich, mit unbewußter Naivetät wirklich vor Augen zu sehen glaubend, [L, 51.] als Erfahrung aussprach; so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten.(*) — Der erste Schritt war jedoch gethan, Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm
näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach 24. Juni.
zu den Horen Manches was bei mir verborgen lag, herzu- Br. Nr. 2.
geben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben

(*) Wie G. späterhin sich die Sache zurecht zu legen wußte, lehrt ein Aufsatz [Bd. L, S. 51—60.] worin es unter Anderem heißt: Nachdem er mit Kant's Kritik der reinen Vernunft bekannt geworden, habe er allen Freunden vollkommen Beifall gegeben, welche mit K. behaupten: wenn gleich alle unsre Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum nicht eben alle aus der Erfahrung. — Ferner: „Endlich finden wir, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt daß Idee und Erfahrung analog seyn können ja müssen." — Und zuletzt: „In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre" [XLIX, 88.]; desgleichen: „die Idee läßt sich nicht ins Enge noch ins Gleichgewicht (mit der Erfahrung) bringen." [Bd. LIV, 282.]

und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verhältniß; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettstreit zwischen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

G. drückt sich hier wie allenthalben, wo er von seinem Thun und Leisten zu sprechen hat, mit einer aufrichtig gemeinten Litotes aus. Es wird sich aber weiterhin zeigen: von welcher Bedeutsamkeit, von welchem Einfluß für und auf die deutsche Literatur jene Correspondenz während ihrer Dauer war und das Studium derselben für ihre Geschichte und Kritik noch ist.

Auch Schiller stimmt im Wesentlichen mit dieser Erzählung überein, wenn er an einen Freund schreibt:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer kleinen Reise) fand
27. Aug. ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit
Br. Nr. 5. Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die umso interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspuncte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen!" (*)

(*) „Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen als er ihm geben könne. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander, so ward Liebe unter uns ꝛc." schreibt Jacobi von seinem ersten Bekanntwerden mit G., an Wieland. Nr. 60, d. 27. August 1774.

„Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung [Schill. Br. Nr. 3. u. Nr. 5, S. 20. 21.] betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.“ (*) —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen und bei Goethe wohnen. (**) Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns Beide entscheidende Folgen haben und ich freue mich innig darauf ꝛc.“

(*) Mit wahrhafter Grazie, im vollen griechischen Sinne des Wortes Charis, drückt G. diesen Ideentausch (von Objecten und Ideen) in folgendem parabolischen Gedichtchen an Schiller aus, bei Uebersendung einer kleinen Mineraliensammlung:

„Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein,
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen seyn! —
Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück:
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück!“ [Nr. 317.]

Daß G. sich mit dem Satan, seinen Freund mit dem Herrn parallelisire, ist doch von dem artigsten, man möchte sagen, galantesten Humor. Auch sonst, in anderer Beziehung, schreibt er ihm eine Christustendenz zu [Z. Nr. 747.] die hohe sittliche Lehrgabe seines Freundes, die ihm ganz versagt sey, willig anerkennend. — So Manches was G. lebte, war von dieser humoristischen Art, und ward weder geschrieben noch gedruckt. Siehe oben Seite 214 u. f.

(**) Es geschah den 14. Septbr. 1794 und Schiller blieb bis zum 27. G. nennt es daher eine vierzehntägige Conferenz. S. Briefw. Nr. 11, 12 und Nr. 14.

Nach dieser Zusammenkunft schreibt Schiller an denselben Freund:

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint G., bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden ꝛc." — —

„Nach diesem glücklichen Beginnen — erzählt nun G. — entwickelten sich, in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs, die philosophischen Anlagen, in wiefern sie meine Natur enthielt,(*) nach und nach; davon denke ich möglichst Rechenschaft zu geben, wennschon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner sogleich ins Auge fallen müssen. Denn diejenigen, welche von einem höhern Standpunkte die behagliche Sicherheit des Menschenverstandes überschauen, des einem gesunden Menschen angeborenen Verstandes, der weder an den Gegenständen und ihrem Bezug, noch an der eigenen Befugniß sie zu erkennen, zu begreifen, zu beurtheilen, zu schätzen, zu benutzen zweifelt, solche Männer werden gewiß gern gestehen, daß ein fast Unmögliches unternommen werde, wenn man die Uebergänge in einen geläu-

---

(*) „Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen, eben auch als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte ꝛc." [I., 49.] Vergl. unten S. 363, Note (**).

terten, freiern, selbstbewußten Zustand, deren es tausend und aber tausend geben muß, zu schildern unternimmt. (*) Von Bildungsstufen kann die Rede nicht seyn, wohl aber von Irr- Schleif- und Schleichwegen, und sodann von unbeabsichtigtem Sprung und belebtem Aufsprung zu einer höheren Cultur."

„Und wer kann denn zuletzt sagen, daß er wissenschaftlich in der höchsten Region des Bewußtseyns immer wandele, wo man das Aeußere mit größter Bedächtigkeit, mit so scharfer als ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet; wo man zugleich sein eignes Innere mit kluger Umsicht, mit bescheidener Vorsicht walten läßt, in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen harmonischen Anschauens. Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht selbst solche Momente? Fromme Wünsche jedoch dürfen wir hegen, liebevolles Annähern an das Unerreichbare (**) zu versuchen, ist nicht untersagt ꝛc."

„Was uns bei unsern Darstellungen (***) zunächst gelingt, empfehlen wir längst verehrten Freunden, und zugleich der deutschen nach dem Guten und Rechten hinstrebenden Jugend. Möchten wir aus ihnen frische Theilnehmer und künftige Beförderer heranlocken und erwerben! ꝛc." — —

Aufrichtiger, bescheidener, sich hingebender, auf humane Theilnahme rechnend, kann doch wohl keine Confession gefunden werden als diese, und man sollte denken, Feinde und Gegner müßten sich dabei beruhigen und zufrieden geben.

Was könnten sie nun noch Anderes thun, als nur immer wieder mit anderen Worten dasselbe sagen, was er zuerst

(*) Vergl. eine ähnliche Stelle Bd. XXX, 191.

(**) Vergl. oben S. 77.

(***) in den Aufsätzen z. Naturwissenschaft, Morphol. u. Farbenlehre.

freiwillig und unaufgefordert aussprach, und somit das mannigfach innerlich und äußerlich Bedingte mit einem Worte das Unvollkommene seines Wesens einfürallemal zugab. Der Mensch kann sich nicht anders machen, und wie er gesponnen ist, so muß er verzwirnt und verweist werden, oder wie Er auch sagt: „Niemand kann sich umprägen und Niemand seinem Schicksal entgehen." [XXIX, 59.]

VI. Goethe's und Schiller's Briefwechsel.

1794 — 1805.

Man hat in der neuesten Zeit das Verhältniß in welchem beide Dichter zu einander standen, ganz verkehrt gefaßt und mit parteiischer Vorliebe dem Einen zugesprochen, was dem Andern gebührt, wie schon oben bemerkt worden. [Band I, S. 448.] Es ist aber nöthig, daß, obschon die Correspondenz vor aller Welt Augen liegt, und ein Jeder durch eigene Ansicht von dem wahren Verhalt der Sache sich unterrichten könnte, dennoch, bei der Gleichgültigkeit der meisten Menschen gegen alles was nicht unmittelbar sie angeht, die Aufmerksamkeit auf jenes Document wiederum erregt und ihr einiger Antheil an dem was Recht und Billigkeit verlangen, abgewonnen werde. Dieß kann nur geschehen durch eine gedrängte Uebersicht der gegenseitigen Einwirkungen beider Dichter auf einander, wie sie selber solche mit ausdrücklichen Worten bezeichnen. Nur auf die Weise kann ohne Widerrede hervorgehn, nicht allein ob, sondern auch wie und worin ein jeder derselben von dem andern gefördert worden.

Da nun Schiller durch seine Einladung Goethe's zum Beitritt an seinem Journal, die Horen, die Correspondenz

eröffnet und eine geistige Characteristik Goethe's als Dichter entwirft, so muß auch diese hier mitgetheilt werden, um die nöthigen Bemerkungen anknüpfen zu können. Sie ist sozusagen der Prolog oder die Exposition des Drama's, das sich hernach in den einzelnen Briefen, wie in einer Folge von Scenen abspielt. Wenn es nicht anmaßlich klänge, so dürften auch die Interlocutionen des Verf. so im Text als in den Noten, sich mit solchen Stellen des Chors im griechischen Drama, wo derselbe das Thun und Lassen seiner Helden mit seinem unvorgreiflichen Urtheil begleitet, gewissermaßen vergleichen lassen. Denn es kam auch hier darauf an, ein Pro und Contra theilnehmend auszusprechen.

---

a) Goethe durch Schiller gefördert.

Nr. 4. „Die neulichen Unterhaltungen (*) hatten S'z. ganze
S. 12. Ideen=Masse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand der ihn seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigte. Ueber so Manches, worüber er mit sich selbst nicht recht einig werden konnte, hatte die Anschauung von G's. Geist — denn so müsse er den Totaleindruck von dessen Ideen auf ihn nennen — ein unerwartetes Licht aufgesteckt. S'n. fehlte das Object, der Körper zu mehrern speculativen Ideen, und G. brachte ihn auf die Spur davon. G's. beobachtender Blick der so still und rein auf den Dingen ruhe, setze ihn nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die speculative als die willkührliche und bloß

(*) Sie fielen zwischen den 24. Juni und 25. Juli, während jenes Besuchs, den G. anmeldet in Br. Nr. 2.

sich selbst gehorchende Einbildungskraft so leicht verirre. In G's. richtiger Intuition liege alles, und weit vollständiger, was die Analysis mühsam suche; und nur weil es als ein Ganzes in G. liege, sey ihm sein eigener Reichthum verborgen: denn leider wisse der Mensch nur das was er scheide. Geister von G's. Art wüßten daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen könne. Diese könne blos zergliedern was ihr gegeben werde, aber das Geben selbst sey nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbinde." (*)

„Lange schon habe er, obgleich aus ziemlicher Ferne, Nr. 4.
dem Gange des Goethe'schen Geistes zugesehen, und den S.13.14.
Weg den er sich vorgezeichnet mit erneuter Bewunderung bemerkt. G. suche das Nothwendige der Natur; (**) aber er suche es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten würde. Er nehme die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungen suche er den Erklärungsgrund für das Individuum auf; von der einfachen Organisation steige er, Schritt vor Schritt, zu der

(*) Freilich müssen diese objectiven Gesetze doch zuerst irgendwo subjectiv-practisch zum Vorschein kommen, außerdem wüßte man Nichts von ihnen.

(**) „Das Gesetz, nennt es G., nach welchem die Natur sowohl als die Kunst verfahre." [S. oben S. 240 und 278; 284.] Dieses zu suchen war sein angeborner Trieb: „Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet." [XLIX, 76.]

mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Er ihn der Natur gleichsam nacherschaffe, suche Er in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeige, wie sehr G's. Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhalte."

„G. könne niemals gehofft haben, daß sein Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, sey mehr werth als jeden andern zu endigen (*) — und Er habe gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit."

Nr. 4. „Wäre G. ein Grieche, ja nur als ein Italiäner
S.15.16. geboren worden, (**) und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst ihn umgeben; so wäre sein Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden."

„Schon in die erste Anschauung der Dinge hätte er dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit seinen ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in ihm entwickelt. Nun Er ein Deutscher geboren sey, da sein

---

(*) „Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen ec." wie G. selber das Prognostikon sich stellte. S. oben S. 121.

(**) Vergl. G's. eigene Bemerkung oben S. 221, Note (***) desgl. den Wunsch: „Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte!" oder wie es im Mscpt. vor der Redaction hieß: „wenn das meine Nation, meine Sprache wäre, ich wollte sie toll machen." [XXVII, 35.] Nun hat er sich in der seinigen nur undankbare Mäkler herangebildet; und so in dem schlechtesten Stoff leider nur Leben und Kunst verdorben. [Bd. I, S. 355, Nr. 29.]

griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen worden, sey ihm keine andere Wahl geblieben, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden,(*) oder seiner Imagination das was ihr die Wirklichkeit vorenthalten, durch Nachhülfe der Denkkraft(**) zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus auf rationalem Wege in Griechenland zu gebären."

„In derjenigen Lebensepoche wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt,(***) habe er schon eine wilde und nordische Natur(†) in sich aufgenommen gehabt, als sein siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte und von Außen her, durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur, davon vergewissert wurde. Jetzt mußte Er die alte, seiner Einbildungskraft schon aufgedrungene Natur nach dem bessern Muster, das sein bildender Geist sich erschuf, cor-

---

(*) und dieser zu bleiben, wie es auch Einige von ihm verlangten, die ihm die Reise nach Italien und das Studium der Antike besonders verargen. Hübsch in Deutschland hälle er bleiben sollen, in Frankfurt; sich an keinen Hof begeben, lieber mit Leiden und Stürmen sich herumschlagen, und eine deutsche Dichterschule stiften, wozu sich alles pretirte, ꝛc. ꝛc. und ein Deutscher Shakspeare werden!

(**) nicht allein der Denkkraft, sondern auch und zunächst der unmittelbaren sinnlichen Anschauung der antiken Kunstwerke, und durch versuchte Nachbildung derselben, wie wir oben gesehen haben. [Vergl. Seite 240 f.; 273; 281; 284; ꝛc.] Denn nur „Durch Handeln und Beobachten gelangt der Menschenverstand zur Abstraction." [XLIX, 37.]

(***) „von mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Welt;" — „von beschränkten Theorien; von falschen Mustern ꝛc." S. Bd. XXXI, 4 u. 6.

(†) „Strohdächer und verfallene Schlösser, und zerbröckeltes Gestein ꝛc." S. oben Seite 241.

rigiren,(*) und das könne nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, vertrage sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bilde. G. habe also eine Arbeit mehr: (**) denn wie er von der Anschauung zur Abstraction überging, so mußte er nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann."

„So ungefähr (***) beurtheile er den Gang des Goethe'schen Geistes und ob Er Recht habe, werde G. selbst am besten wissen; was er aber schwerlich wissen könne — weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibe — sey die schöne Uebereinstimmung seines philosophischen Instincts mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft rc." — —

(*) umlernen, nannte es G. oben S. 231. 232. — „und wenn man umlernt, da lebt man nicht." [IV, 316.]; producirt also auch nicht.

(**) Wohl nicht mehr, sondern gar nicht, da er niemals Gedanken in Gefühle verwandelte, sondern mit Gefühlen, das sind bei ihm Anschauungen, anfing, die nachher für ihn und Andere zu Gedanken das heißt zu Begriffen wurden. Thun und Denken, Denken und Thun waren bei ihm in steter Wechselwirkung; daher konnte er sagen: „seine Gedichte nicht nur, seine Geschäfte sogar machten ihn, nicht er sie: „immer nur aus dem Ganzen sich ins Detail herausarbeitend, [S. oben S. 112.] aus dem Dunkeln ins Licht." [Schill. Nr. 398.] „Da er nur handelnd denken konnte." [Br. an Meyer]; „Da er nur denken kann, insofern er producire." [Br. an Knebel.]

(***) Auch nur so ungefähr. Durch die bisherigen Relationen, die mit Absicht so ins Detail gehen, weil kein Mensch sich die Mühe nehmen würde, selber sie aus den Goethe'schen Schriften auszuziehen, dürfte man der Sache um Einiges näher kommen.

Wenn dem so ist, so hätte es ja wohl bei diesem philosophischen Instinct füglich sein Bewenden haben können, und G. blieb nach wie vor der Dichter der er war. Zu seiner intuitiven Poesie bedurfte er keiner speculativen Philosophie, „sobald in seiner richtigen Intuition bereits alles und weit vollständiger liege was die Analysis mühsam suche;" ja sie hätte, seine eigenste Naturgabe verkümmernd, statt eines originalen und primären Goethe, nur einen secundären copirten Schiller aus ihm gemacht. Gesteht doch S. selber die Unzulänglichkeit der Theorie beim Produciren, und wie wenig der Poet durch allgemeine Begriffe bei der Ausführung gefördert werde. (*) Aber auch die naturwissenschaftlichen Beobachtungen wären, selbst ohne eine systematische Behandlung durch Philosophie, bei nur natürlicher Anordnung der Phänomene nach dem bloßen Menschenverstande, immer noch von Interesse und Anwendbarkeit gewesen; gerade so wie G. von Chladni und Eckhels Verfahren zu rühmen weiß. (**)

Schiller hatte demnach nicht Ursache, Goethen die Speculation nicht nur plausibel zu machen, sondern sie gewissermaßen als unerlaßbar vorzustellen, wenn er selber sie nicht brauchen konnte, und „zuweilen die ganze Elementar-Aesthetik für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunst-

---

(*) Br. an v. Humboldt Nr. LI, S. 438; u. Nachricht von S's. Leben im ersten Band seiner Werke S. 36. 37.

(**) G. an Schiller Nr. 853. Vergl. Z. Nr. 252, S. 288. „Methode ist das was dem Subject angehört: das Object ist ja bekannt. Methode läßt sich nicht überliefern. Es muß ein Individuum sich finden, dem das gleiche Verfahren Bedürfniß ist. Eigentlich haben nur Dichter und Künstler Methode, indem ihnen daran liegt, mit Etwas fertig zu werden und vor sich hinzustellen." [G. mündlich zu mir.]

griff des Handwerks hätte hingeben mögen." Und gewiß, in aller Kunst ist weit mehr Ueberlieferbares als man glaubt." [S. oben S. 294.] „Niemand aber will jetzt durch Ueberlieferung lernen." [Z. Nr. 252, S. 288.]

Allein S. scheint das Interesse gehabt zu haben, seine Art zu dichten der Goethe'schen dadurch mehr anzunähern, daß er beide als in ihren Tendenzen sich einander begegnend, ja sogar in der Mitte zusammenkommend, vorstellig macht: denn er fährt fort:

Nr. 4. S. 17. 18. „Beim ersten Anblick zwar scheine es, als könne es keine größere Opposition geben als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Suche aber der erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und suche der letztere mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz; (*) so könne es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege sich begegnen." —

Allein „es ist — wie G. bemerkt — ein großer Unterschied: ob der Dichter zum Allgemeinen (zur Idee) das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die andere Art aber ist eigentlich die Natur der Poesie. Sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun das Besondere

(*) Wenn es aber schon in der Intuition liegt, so braucht er ja nicht zu suchen was er bereits hat! Es heißt also blos: er solle nur auch theoretisiren, um Jenem näher zu kommen und ihm mit der mangelnden Erfahrung aushelfen zu können. Dieß ist aber ein Tausch wie zwischen Glaukos und Diomedes.

lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erst spät." [Bd. XLVII, 96.] (*) —

„Zwar habe der intuitive Geist nur mit Individuen, und der speculative nur mit Gattungen zu thun; sey aber der intuitive genialisch, und suche er in dem Empirischen den Character der Nothwendigkeit auf; so werde er zwar immer Individuen, aber mit dem Character der Gattung erzeugen: und sey der speculative Geist genialisch, und verliere er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht; so werde er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen." — —

Setzt man nun für intuitiver Geist, **Goethe**, und statt speculativer, **Schiller**; so sieht man, die Meinung sey: G. producire nur Individuen,(**) S. aber Gattungen; oder mit andern Worten: Jener gebe Realitäten, die nach dem Idealen tendiren; dieser aber Ideale, die auf Realität Anspruch machen können. Und auf die Schöpfung solcher Wesen, wie auf ein Eigenes, das G. nicht habe, auch nie erreichen könne, thut sich S. nicht wenig zu Gute, in einem gleichzeitigen Briefe an seinen intimsten Freund Wilhelm von Humboldt. [Nr. L, S. 431. f.]

Es scheint jedoch sehr die Frage: ob Charactere wie Franz Moor, Philipp, Posa, Wallenstein u. a. m.

(*) Das Allgemeine, z. B. das Quidquid delirant reges plectuntur Achivi, entnimmt man gar leicht aus dem Besondern, aus dem Ereigniß zwischen Achill und Agamemnon, wenn man es auch nicht aus der eignen Zeitgeschichte gelernt hätte, und ein Symbol menschlicher Lebensfata überhaupt erblickt man in den Schicksalen des Ulysses, so gut wie in des Ritter Curts Brautfahrt. [G's. W. Bd. I, 193.]

(**) Und das thut, zu seiner Entschuldigung — die Natur auch!

ein mögliches Leben, und eine gegründete Beziehung auf wirkliche Personen jemals haben können, ob sie nicht vielmehr nur als Träger speculativischer Ideen gelten dürfen? während Götz, Egmont, selbst ein Weißlingen und Clavigo als Menschen von unserm Fleisch und Bein erscheinen; von den Frauencharacteren nicht zu reden, gegen deren Naturwahrheit die Schiller'schen, in allem Glanze idealischer Appretur, selbst nach dem Urtheil jenes kunstrichterlichen Freundes, zurückstehen: denn sie sind mit keiner Seele, mit keiner Mutter erzeugt und von ihr geboren, sondern ohne diese nur aus dem Haupte des Dichters entsprungen, mögen sie auch so jungfräulich und weise seyn wie Minerva. —

Schiller erkennt auch in der Folge den Unterschied, indem er eingesteht: es sey eine ganz andre Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideelle zu realisiren. In seinem Vermögen stehe es, gegebene, bestimmte und beschränkte, d. h. doch historische Stoffe mit seinen Ideen zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen [Nr. 400.]; Goethe hingegen ruhe nicht eher, als bis seine Ideen Existenz bekommen haben [Nr. 561.]; d. h. doch nur „Gestaltung und Specification als der höchsten und einzigen Operation der Natur und Kunst." [G. an Z. Nr. 128.]

Auf diese, hier mit nothwendigen Ein- und Zwischenreden unterbrochene, Deduction von G's. geistigem Wesen — gleichsam das Thema des ganzen Briefwechsels — läßt sich G. mit natürlicher unbefangener Freude also vernehmen:

„Zu seinem Geburtstage hätte ihm kein angenehmeres
Nr. 5. Geschenk werden können, als S's. Brief, in welchem er mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz ziehe und ihn durch seine Theilnahme zu einem emsigeren und lebhaf-

teren Gebrauch seiner Kräfte aufmuntere. Reiner Genuß und wahrer Nutzen sey wechselseitig, und er freue sich ihm gelegentlich zu entwickeln was S's. Unterhaltung ihm gewährt habe, wie er von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden er sey auf seinem Wege fortgegangen zu seyn, da es nun scheine als wenn sie Beide, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten."

„Er habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheine was S. geschrieben, immer zu schätzen gewußt, und er dürfe nunmehr Anspruch machen durch S. selbst mit dem Gange seines Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Hätten sie sich wechselseitig die Puncte klar gemacht, wohin sie gegenwärtig gelangt seyen, so würden sie desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können."

„Alles was an und in ihm sey, werde er mit Freuden mittheilen. Denn da er sehr lebhaft fühle, daß sein Unternehmen das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, (*) so möchte er Manches bei S. deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben."

„Wie groß der Vortheil von S's. Theilnehmung für ihn seyn werde, solle dieser bald selbst sehen, wenn er, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern

(*) Schon früher und öfter hatte G. das Gefühl daß er in seinen Studien zuweit aushole. „Ich treibe die Sachen als wenn wir ewig auf Erden leben sollten," schrieb er an Lavater bereits den 24. Juli 1780. Vergl. auch oben Seite 245 Note.

bei ihm entdecke, über die er nicht Herr werden könne, wenn er sich ihrer gleich deutlich bewußt sey. [Vergl. Nr. 184.] Doch dergleichen Phänomene fänden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist."

„Er hoffe bald einige Zeit bei S. zuzubringen und dann wollten sie Manches durchsprechen." —

Hierauf schickt G. „einige Blätter, die er nur einem Freunde schicken dürfe von dem er hoffen könne, daß er ihm entgegenkomme. Indem er sie wieder durchlese, erscheine er sich wie jener Knabe der den Ocean in das Grübchen zu schöpfen unternahm. Indessen solle S. ihm künftig mehr solche Impromptü's erlauben, sie würden die Unterhaltung anreizen, beleben und ihr eine Richtung geben." —

Nach einer bekannten, oben bereits [Bd. I, S. 257.] mehr besprochenen Eigenheit G's., übersendete Gegenstände, seyen es Aufsätze, Bücher oder Bilder, in seinen Briefen nicht zu benennen, macht G. auch hier die überschickten Blätter weder namhaft, noch bezeichnet er sie näher durch Andeutung ihres Inhalts. Ich müßte mich aber sehr irren und seine Art sich durch irgend ein Merkmal, z. B. den Synchronismus seiner Gleichnisse mit der jedesmaligen Beschäftigung, dennoch zu verrathen, dießmal ganz mißverstehen, oder es ist das eine Manuscript der Aufsatz: „Die Natur," jetzt zuerst im funfzigsten Bande seiner Werke mitgetheilt; das andre aber der Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject," in demselben Bande. Für jene Vermuthung spricht der Vergleich mit jenem Knaben, der den Ocean in ein Grübchen zu schöpfen unternahm, wenn man die ausgelassene Anwendung, welche der heilige

Augustinus von dem Geschichtchen machte, hinzudenkt: denn in dem Falle des Knaben befindet sich doch offenbar derjenige der, wie Augustinus das Wesen Gottes, so das Wesen der Natur, der gleich unaussprechlichen, zu erforschen und alle Prädicabilien von ihr auszusagen unternimmt, wie in jenen Aphorismen geschieht. Auf die Vermuthung des andern Aufsatzes führt nicht allein der nahe Bezug des Inhalts zu G's. bisherigen chromatischen Arbeiten und das Jahr seiner Abfassung 1793; sondern auch zu dem von Schiller angestimmten Thema des Objectiven und Subjectiven, das in dem ganzen Verhältniß von Goethe und Schiller zur Sprache kommt, und dessen Vermittlung ebenermaßen dadurch bewirkt wird, daß Schiller, durch Goethe mehr zum Object getrieben, an Objectivität gewinnt, [Nr. 207.] letzterer aber durch jenen die Mannigfaltigkeit des Subjects genauer kennen und mit mehr Billigkeit anschauen lernt. [Nr. 401.]

Schillern war der Inhalt dieses Briefes doppelt erfreulich „weil er daraus ersah, daß er in seiner Ansicht von G's. Wesen dessen eigenem Gefühl begegnete, und daß diesem die Aufrichtigkeit mit der S. sein Herz darin sprechen lassen, nicht mißfiel. Diese späte, aber ihm manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft, sey ihm abermals ein Beweis wie viel besser man oft thut den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Er sehe nunmehr vollkommen ein, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen G. und Er wandelten, sie nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. (*) Nr. 7. S. 24.

(*) Derselben Ueberzeugung war auch G. wenn er in der Folge schreibt: „Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen." [Nr. 363, S. 278.] Desgl.: „Mein

Nun aber könne er hoffen, daß sie, soviel von dem Wege noch übrig seyn möge, in Gemeinschaft durchwandeln werden und mit umso größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Nr. 7. S. 25. „G. solle bei ihm keinen großen materiellen Reichthum von Ideen erwarten; dieß sey es was Er bei G. finden werde. Sein Bedürfniß und Streben sey, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn G. seine Armuth an allem was man erworbene Kenntniß (*) nenne einmal näher kennen lernen sollte, so fände er vielleicht, daß es Ihm in manchen Stücken damit möge gelungen seyn. Weil sein Gedankenkreis kleiner sey, so durchlaufe er ihn eben darum schneller und öfter, und könne daher seine kleine Baarschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit die dem Inhalte fehle, durch die Form erzeugen. (**) G. bestrebe

---

Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten." [XLIX, 95.]

(*) „Bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand um den Stoff zu beleben." [Br. Nr. 741.]

(**) D. h. doch nur durch die äußere Form, indem er bald lyrisch, bald elegisch, bald episch, bald dramatisch dieselben Ideen und Gedanken ausführt; ja — wie G. späterhin bemerkt — sich den Spaß macht: „die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben sey." [Nr. 378.]

Diese Spruch- oder Sentenzenpoesie macht jedoch, von den ältesten Zeiten her, den größten beliebtesten und belobtesten Bestandtheil unserer poetischen Literatur aus bis auf den heutigen Tag, indem die Menschen überall Moral, wonicht eben geübt, doch wenigstens gelehrt haben wollen, und sie deswegen nicht nur von der Kanzel, sondern auch von der Bühne herab verlangen. Wie leer aber das eigentlich Moralische für die Kunst sey, gesteht S. selbst. [Nr. 432, S. 124.]

sich seine große Ideenwelt zu simplificiren; S. suche Varietät für seine kleinen Besitzungen. G. habe ein Königreich zu regieren, S. nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die er herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte."

„G's. Geist wirke in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle seine denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin compromittirt zu haben. Im Grunde sey dieß das Höchste was der Mensch aus sich machen könne, sobald es ihm gelinge, seine Anschauung zu generalisiren, und seine Empfindung gesetzgebend zu machen." (*)

„Darnach strebe G. und in wie hohem Grade habe Nr. 7.
er es schon erreicht! S's. Verstand wirke eigentlich mehr S. 26.
symbolisirend, und so schwebe er, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dieses habe ihm, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben. Denn gewöhnlich übereilte ihn der Poet, wo er philosophiren sollte, und der philosophische Geist wo er dichten wollte."

„Noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft seine Abstractionen, und der kalte Verstand seine Dichtungen störe. Könne er dieser beiden Kräfte inso-

(*) D. h. zu realisiren, wie S. anderswo sagt. Dieses geschieht aber durch ein Concretisiren, ja Individualisiren: denn Specification und Gestaltung sind das worauf Natur und Kunst gleichmäßig ausgehen. Siehe vorher Seite 366.

weit Meister werden, daß er einer jeden durch seine Freiheit(*) ihre Gränzen bestimmen könne, so erwarte ihn noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem er seine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohe eine Krankheit seine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde er schwerlich Zeit haben in sich zu vollenden, aber er werde thun was er könne, und wenn endlich das Gebäude zusammenfalle, so habe er doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Merkwürdig ist diese Uebereinstimmung mit G's. Gefühl, wenn dieser an Lavater schrieb: „vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." [Siehe oben Seite 121.](**)

Nr. 7. Zugleich mit diesen Geständnissen, zu welchen ihn G.
S. 28. aufgefordert hatte, sendet nun S. in Erwiederung der Goethe'schen Aufsätze einige von den seinigen, indem jene die Unterhaltung über diese Gegenstände gleich auf die fruchtbarste Spur leiteten. Seine eigenen auf einem verschiedenen Wege angestellten Recherchen haben ihn auf ein ziemlich damit übereinstimmendes Resultat geführt, und G. fände

(*) Schiller weiß sich immer viel mit seiner Freiheit, die denn doch nur der von der Natur einem Jeden abgegränzte Spielraum ist, worin sie ihn an unsichtbarem Gängelband oder Leine (Longe) herumlaufen läßt. G. dagegen glaubte mehr an Natur als an Freiheit, und tractirte diese, wenn sie sich ja einmal aufdringt, geschwind als Natur. [Nr. 880; coll. XXXIII, 100 f.]

(**) Aber: „es ist dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

vielleicht darin Ideen die den seinigen begegnen. Es war darunter auch ein **Bruchstück über das Erhabene.**

G. liest das Mscpt. mit Vergnügen. Ihn interessiren dieselben Gegenstände und seine Ansichten kommen meist mit denen seines Freundes überein. Ueber alle Hauptpuncte sind sie einig, und die Abweichungen zeigen nur den Reichthum des Objects und die Mannigfaltigkeit des Subjects. Nr. 8. S. 30.

Hierauf lädt er Schillern zu sich nach Weimar ein, bietet ihm Wohnung(*) an, mit aller möglichen Bequemlichkeit, mit der Freiheit ganz nach seiner Weise zu leben, und will ihm von seinen Sammlungen das Wichtigste zeigen, wodurch mehrere Fäden sich zwischen ihnen anknüpfen würden. Nr. 8. S. 31.

S. nimmt die Einladung an, geht auf vierzehn Tage nach Weimar, und lebt in G's. Hause ganz auf seine gewohnte Weise, d. h. „den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen genöthigt, weil seine Krämpfe ihm des Nachts keine Ruhe lassen, und er auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zu rechnen selten so glücklich ist." Nr. 9. S. 32. Nr. 11. S. 38.

Dennoch ist diese vierzehntägige Conferenz, wie G. sie nennt, für beide Theile aufklärend und folgenreich. „Beide wissen nun, daß sie in Principien einig sind, und die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils sich berühren; woraus sich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben werde." Was und wie sie auf Schiller wirkten, wird sich hernach zeigen. Goethe fährt fort für die Horen zu denken und zu arbeiten. Nr. 14. S. 43.

(*) Die Zimmer die S. damals bezog wurden noch lange Zeit mit seinem Namen bezeichnet, und ich selbst habe nachher darin gewohnt.

Nr. 20. S. 53. „Die ästhetischen Briefe schlürft er auf einen Zug hinunter, und findet was er lobte und zu loben wünschte zusammenhangend und edel vorgetragen in fast völliger Uebereinstimmung mit seiner Denkweise; bei einer zweiten Lektüre aber sich auch practisch gestärkt und gefördert und darum mit freiem Zutrauen sich dieser Harmonie erfreuend."

Nr. 124. S. 259. „Die Ideen über naive und sentimentale Dichtung haben ihm bereits im Practischen manchen Vortheil gebracht. Denn „sowenig man mit Bewußtseyn erfinde, so sehr bedürfe man des Bewußtseyns, besonders bei längern Arbeiten."(*)

Nr. 130. „Es verlangt ihn sehr den ganzen Kreis von Schiller's theoretischen Arbeiten zu durchlaufen, um sich dadurch bei seinen vorliegenden Arbeiten zu stärken. Seine Deductionen sind ihm lieb, weil sie ihm das gegenseitige Verhältniß sichern und wachsende Uebereinstimmung versprechen; denn „leider seyen es öfter die Meinungen über die Dinge, als die Dinge selbst, wodurch die Menschen getrennt werden." (**)

Nr. 176. „Es freut ihn daß er, auf S's. Erinnerung über das sechste Buch des W. Meister, im achten Buche desselben im Ganzen das was seiner Natur gemäß auch der Natur des Werkes gemäß hervorgebracht habe. Er finde schon fast für alle Desideria eine Auskunft, durch die sich, selbst in seinem Geiste, das Ganze auch an diesem Puncte mehr verbinde,

---

(*) „Das Bewußtlose, mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler aus," wiederholt nur Schiller Nr. 784.

(**) οὐ ταράσσει τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα; „da der Mensch sich mehr an der Vorstellung die er von einer Sache hat, als an der Sache selbst erfreut." [I., 16.]

wahr und lieblicher werde. S. solle nur nicht müde werden ihm durchaus seine Meinung zu sagen." (*)

„S. solle fortfahren ihn zu erquicken und aufzumuntern. Nr. 181.
Sein Bedenken setze ihn in den Stand, sobald er es wieder angreife, das achte Buch zu vollenden."

„Zu Schiller's Ideen habe er Körper nach seiner Art Nr. 205.
gefunden, gestehe aber: es liege in der Verschiedenheit ihrer Naturen, daß er S's. Forderung niemals ganz befriedigen könne. Doch auch dieses gäbe, wenn S. sich dereinst über das Ganze erkläre, zu mancher schönen Bemerkung Anlaß."

Schiller lenkt nun ein, und räth ihm „fremden Vorstellungen, die sich seiner Natur nicht leicht assimiliren lassen, keinen Raum zu geben. In dem Roman sey Alles aus Einem Stück, und selbst wenn eine kleine Lücke wäre, so sey es besser, sie bliebe auf seine Art, als daß sie durch eine fremde Art ausgefüllt würde." — Eine Bemerkung die Schiller in der Folge auch für sich in Anspruch nimmt." (**)

(*) Hieraus geht die Richtigkeit dessen hervor was Schiller an Humboldt [Nr. XIV.] schreibt: „Bei dieser Gelegenheit habe er aufs Neue erfahren, daß man G'n. sehr viel Wahrheit sagen kann." Und warum nicht? G. lernte ja an seinen Gegnern sich und Andere kennen. S. aber war sehr empfindlich gegen Humboldt's Tadel der Nadowessischen Todtenklage [Nr. 341.], worüber ihn G. beruhigt [Nr. 332.]; wie er denn auch Wielanden einen kleinen Streifschuß zudachte [Nr. 123.] wogegen aber G's. Edelmuth aus alter Freundschaft intercedirt. [Nr. 128.]

(**) „Der radicale Unterschied ihrer Naturen, in Rücksicht auf die Art, (*) lasse überhaupt keine andre recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüber stelle. Im Einzelnen werde Er G'n. zwar nicht irre machen können, weil dieser fester auf sich

(*) Vergl. Nr. 781, S. 36.

Nr.235. G. dankt Schillern für das nähere Verhältniß zu Körner und von Humboldt die durch aufrichtige Theilnahme und einsichtiges Urtheil ihn wahrhaft förderten.

Nr.248. S. lobt sein Prooemium zu Herrmann und Dorothea, widerräth aber den Druck desselben, als noch zufrüh auf die Erscheinung der Xenien. Für diesen Rath ist G. dankbar wie immer. [Vergl. Nr. 393. coll. 365; it. 539; 712.]

Nr.261. S. wünscht besonders jetzt die Chronologie von G's. früheren Werken und vom Meister die Geschichte zu wissen, und conjecturirt über den Gang seines Geistes und dessen Perioden, wovon die analytische, — wo er durch Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebte, wo seine Natur mit sich selbst zerfallen durch Kunst und Wissenschaft sich wiederherzustellen suchte — lange gedauert haben müsse. Dagegen kehre er jetzt ausgebildet und reif zu seiner Jugend zurück und werde Blüthen und Frucht verbinden. Diese zweite Jugend sey die Jugend der Götter und unsterblich wie diese.

Nr.262. G. erwiedert, daß er noch soviel aus der analytischen Zeit habe, das er nicht loswerden und kaum verarbeiten könne, und der Naturkraft ihren Gang müsse gehen lassen,(*)

---

selbst ruhe, als er; aber ihn würde G. leicht über den Haufen werfen können." [Nr. 263.] Auch sonst sträubt sich S. gegen G's. Erinnerungen [Nr. 842.]; denn es lag bei aller seiner Kränklichkeit etwas Obstinates in seiner Natur, und G. ließ ihn gewähren.

(*) D.h. „abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt" [Nr. 326, S. 137. it. Nr. 464, S. 201 f.]; also nicht die Poesie commandiren d. h. forçiren [A. in Q. II, II, 654.]; auch nicht sich hetzen [Nr. 291, S. 67. it. Z. Nr. 438, S. 456.] Denn: „vom Productiven ist Niemand Herr und sie müssen es Alle nur so gewähren lassen." [XLIX, 65.]

der durch Nichts in der Welt geleitet werden könne, und wie sie sich selbst bilde auch nur auf ihre eigene Weise wirke.

S. findet nun den „Pausias oder das Blumen-mädchen" recht sentimentalisch schön; d. h. nach seiner anderswo (*) gegebenen Erklärung: idealisch schön: wenn das Naive und das Sentimentale sich ganz durchdringen und ineinanderfließend aufgehen; wo denn das Gedicht weder zur naiven noch zur sentimentalen sondern zu einer eigenen höheren Gattung gehöre; in welcher letzteren er, wie er sich's gegen Humboldt merken läßt, noch zu excelliren und es G'n. zuvorzuthun gedenke. Nr.310.

Durch einen längern Aufenthalt in Jena und Zusam-mensein mit S. sehr gefördert, hat sich bei G. für die Gegenwart Manches entwickelt und für die Zukunft vorbereitet. Er meint damit die Balladendichtungen, den Abschluß von Herrmann und Dorothea, nebst Vorsätzen zu andern Arbeiten. Nr.337.

S. ist nach seiner Art ganz entzückt von diesem Gedicht, erhebt es weit über den Meister, gegen den er neue Desideria aufbringt, und mit der Forderung schließt: „daß Subjectives und Objectives in Eins zusammenfließen müsse in der reinsten Form." — Nr.370.

Wenn man übrigens die frühe Entstehung des W. Meister kennt, und seine durch zwanzig Jahre in mehreren Reprisen fortgeführte Behandlung, (**) wird man sich nicht

(*) Br. an v. Humboldt Nr. XLII, S. 376 ff.

(**) „Die Schrift ist so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne nur der Herausgeber bin." [G. an S. Nr. 5, S. 23.] u. „Reste der frühern Behandlung wird man nie ganz los." [Nr. 77.] Vergl. auch oben Seite 172.

mehr über die Form, die ja der Autor belieben kann und darf, formalisiren, und die Selbstironie, womit G. diesen Roman einem „Strickstrumpf vergleicht, (*) der bei langsamer Arbeit schmutzig werde," (**) höchst liebenswürdig finden, wenigstens ganz gegen die Art anderer Dichter.

Nr.373. G. giebt die Unvollkommenheit des Meister zu, und will sich in Acht nehmen nicht mehr in Form und Gegenstand sich zu vergreifen; wobei er sich aber offenbar Unrecht thut, und seinem Freunde, wie gewöhnlich, zuviel nachgiebt. Denn warum soll nur gerade das Roman seyn und heißen, was Schiller nach seinem, doch auch nur subjectivem Ideal (***) darunter sich denkt und versteht? Die Erfahrung geht niemals ganz in der Idee auf, und ein Dichter hätte wohl das Recht etwas Neues zu versuchen. Wie verschieden ist doch alles das was seit den griechischen Anfängen in dieser Dichtart unter dem Namen Roman cursirt! Die lebendige Praxis wächst immer über die hölzerne Bepalung der Theorie hinaus. Daher ist weder das antike griechische, noch das romantische Drama das einzig zulässige.

Sind doch Schiller's sämmtliche Dramen nur angenäherte Versuche zu seinem Ideal von Drama, zu welchem er, ohne alle die bramatischen Vorgänge so anderer Nationen wie der seinigen gar nicht hätte gelangen können.

Auf S's. Belobung einiger Elegien G's. wünscht dieser
Nr.399. nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, woselbst er vielen und

(*) S. Nr. 136.

(**) In einem vorhergehenden ausgefallenem Briefe der Sammlung.

(***) Das Ideal ist immer subjectiv; daher hat Jeder ein anderes, das ihm wieder von Andern negirt wird. Ein objectives, das Alle anerkennen müßten, ist nirgends zu sehn noch zu hören. Und der Roman ist nach S. eine subjective Epopöe. [XLIX, 49.]

reichen Stoff eingesammelt, wiederum gegenseitige Mittheilungen, damit eine gewisse Epoche seines Denkens und Dichtens schneller zur Reife komme; wie wir schon bisher [S. 275; it. 318.] gesehen haben, daß er immer vorwärts strebend, aus einer durchforschten Materie in eine andere, aus einem Bildungszustande wieder in einen andern überzugehen das Verlangen fühlt.

G. findet es ein günstiges Zusammentreffen ihrer beiden Nr.401. Naturen, und wünscht daß das Verhältniß fortwirke. Wie Er S'n. zum Repräsentanten mancher Objecte diene, so führe S. ihn von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf ihn selbst zurück. Er lehre ihn die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen, habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, was er lange Zeit aufgehört habe zu seyn. (*)

Nun fördert ihn S. auch durch eine Critik seines natur- Nr.404. historischen Verfahrens, zunächst in der Farbenlehre, indem er das gesammelte Material der Phänomene nach den Kantischen Kategorien mit ihm durchgeht.

G. benutzt die Fingerzeige zu eigener Nachuntersuchung und Schematisirung und hofft nun bald zur „edlen Freiheit des Denkens" zu gelangen: welche „selbstthätige freie Denkkraft des speculativen Geistes" ihm S. gleich

(*) Doch blos für diejenigen aufgehört, die ihn nur vor seiner italiänischen Reise, ja gar nur in Frankfurt, als Dichter anerkennen, nach der Zeit aber nichts mehr von dieser Eigenschaft an ihm finden wollen. — G. meint es indeß nur in dem Sinne der oben angeführten Unterbrechung durch die Reisen und Feldzüge.

im Anfange vorgerühmt und darin sein eignes dichterisches Verfahren characterisirt hatte.

G's. bisherige Arbeit war unsäglich, „da er kein Organ zur Behandlung der Sache mitbrachte, und es sich immer erst in und zu der Erfahrung bilden mußte. (*) Er wünscht daher S's. theoretischen Beistand wodurch es geschwinder (**) gehen werde."

Jenes wäre indeß kein Schade gewesen, da er „nur mit Aufmerksamkeit die Phänomene gewahr zu werden brauchte" — wie er auch that (***) — „um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen als es nur gehen will, und als ein angebornes in der Sache und zu der Sache geübtes Talent vermag:" wie er von Chladni's und Eckhel's Verfahren rühmt und sie zu den Glückseligen rechnet, die auch nicht eine Ahndung haben, daß es eine Naturphilosophie gebe.

(*) Wie es G'n. bei der Behandlung von Erfahrungsstoffen erging, so Schillern bei der von poetischen Stoffen. Es kostete diesem jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand den Stoff zu beleben, bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen nach Außen. S. oben S. 370, Note (*). So konnte einer dem andern aushelfen. „Armuth und Reichthum umarmten sich." S. oben Seite 352, Note (*).

(**) Vergl. oben Seite 370.

(***) Hatte er doch in seinen Beiträgen zur Optik das schönste Beispiel gegeben, wie dieses Capitel der Farben, ohne Philosophie und Mathematik, mit naivem Verstande sachgemäß könne behandelt werden, und das mit einer Bescheidenheit und Unschuld die an ähnliches Verfahren der Alten, eines Aristoteles, oder Theophrastus erinnert, indem es dasselbe übertrifft. Und ist nicht die Metamorphose der Pflanzen ein Muster von naiv-genialer Behandlung einer speculativen Materie, ohne nach der Chrie Kantischer Kategorien gearbeitet zu seyn? Wenn die Natur nicht in begabten Individuen mit der Praxis vorausginge, so sollte es mit aller Theorie schlecht stehen, die nur immer erst von dem letzten Erfahrungsbeleg Anlaß nimmt ihren Kreis zu erweitern.

Schiller selbst erkennt „die schöne Uebereinstimmung seines philosophischen Instincts mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft, und findet es eine interessante Erscheinung, wie G's. anschauende Natur mit der Philosophie Schelling's sich so gut vertrage und immer dadurch belebt und gestärkt werde.“ [Nr. 817; it. Nr. 4; it. Nr. 185, S. 133.]

Die **Philosophie** wird G'n. nun täglich werther, weil Nr.422.
sie ihn lehrt sich von sich **selbst scheiden**; welches er umsomehr thun könne, da seine Natur sich so schnell und leicht wieder vereinige wie getrennte Quecksilberkügelchen. (*) Schiller's Verfahren sey ihm darin eine schöne Beihülfe.

Jetzt feiert Schiller gewissermaßen seinen Triumph Nr.429.
wegen dieser „**Inoculation der Philosophie**,“ indem er G'n. den doppelten Gewinn seines jetzigen Arbeitsbetriebes zeigt: erstlich die Einsicht in den Gegenstand und zweitens die Einsicht in die Operation des Geistes, d. h. in die **Philosophie des Geschäfts**; und letzteres für den größern Gewinn erklärt. Denn Kenntniß der Geisteswerkzeuge, und Erkenntniß der Methode mache gewissermaßen zum Herrn (**) über alle Gegenstände.

Nun fühlt G. das Bedürfniß tausend Ideen Raum Nr.444.
und Ordnung zu verschaffen. Beide haben Ursache sich ihres Verhältnisses zu freuen, da sie sich nach langer Entfernung

---

(*) **Goethe** konnte sich Glück wünschen zu einer solchen Natur die durch versuchte philosophische Entzweiung des innern Gesichts, wonach man Object und Subject gespalten sieht, sich nicht ein geistiges Schielen angewöhnte, sondern fortfuhr einfach und geradeaus zu sehen, wozu das Auge bestimmt ist. Vergl. Nr. 401. S. 16. 17.

(**) Manchmal auch zu ihrem Tyrannen und Despoten, der ihnen nicht erlaubt ihm zu widersprechen, wie es G'n. wohl auch erging, der Sclave seiner eigenen Theorien zu seyn. Vergl. Nr. 455, S. 176.

nur näher fühlen und die Opposition ihrer Naturen eine Wechselwirkung desto wünschenswerther mache.

Nr.450. G. nimmt bei Beginn des Frühlings, der einer lyrischen Stimmung günstig ist, den Faust,(*) wiederum vor, und

Nr.459. bringt ihn um ein Gutes weiter.

Nr.461. S. wünscht dazu Glück, hat aber bald nöthig ihn vor Zerstreuung zu warnen, da G. sich in eine bereits früher

Nr.463. begonnene Fortsetzung der Zauberflöte einlassen will: ein Unternehmen das freilich nur durch öconomische Rücksichten zu rechtfertigen oder zu entschuldigen war, da G's. Muse ihm bisher weder besondere Gunst noch bedeutenden Vortheil brachte. [S. Werke Bd. I, S. 357 f. Nr. 34 b.]

Nr.466. S. giebt den Widerstand zu, den G's. Muse bis zum Jahr 1798 fand, hofft ihn aber durch die v. Humboldt'sche Schrift über Herrmann und Dorothea bald besiegt zu sehen und prognosticirt ihm eine bessere Zukunft.

Nr.467. G. bezeigt etwas ironisch seine Freude: „auf der letzten Strecke seiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu kommen." — Das heißt mit der Kritik, welche seine frühern Schriften wie sibyllinische Blätter in Feuer aufgehen ließ, um auf die letztern zu speculiren! [Z. Nr. 269; it. 539.] (**)

Nr.485. S. ihn aufmunternd empfiehlt ihm das zu thun was G. ihm oft vergebens rathe: zu wollen und frisch zu thun. Aber der Fall war nicht gleich. Amts- und Berufsgeschäfte lassen sich nicht immer durch Wollen und Raschheit

(*) Ueber welchen ihm S. schon früher und öfter vorphilosophirt hatte, das G. mit heiterem Gleichniß zu eludiren wußte. [Nr. 323. 326. 327.]

(**) Die nach den neuesten Versicherungen unter aller Erwartung erfunden und daher mit Protest abgewiesen worden.

abthun, weil auch Andere dabei concurriren, und das war in G's. Lage meist der Fall. —

Auch verheißt er ihm ungemeinen Erfolg von seiner Nr.559.
langen Beschäftigung mit den Farben und dem darauf verwendeten Ernst. „Ein unsterblicher Name in der Wissenschaft sey etwas sehr wünschenswürdiges, da das Schicksal dichterischer Werke an die Sprache gebunden sey, die schwerlich auf dem jetzigen Punkte stehen bleibe.“ —

Das letztere ist gewiß, da man schon bei G's. Lebzeiten fand daß seine Sprache veralte; was aber den zweiten Unsterblichkeits-Anker, in das Meer der Wissenschaft geworfen, betrifft; so scheint er in dem flachen und sandigen Boden, den er auf seiner Fahrt antraf, nicht tief genug gegriffen zu haben, und man kann nicht einmal sagen: le vaisseau joue sur son ancre; sondern nur: il chasse sur les ancres.

G. findet es keine Frage „daß sie beide zusammen in Nr.560.
manchem Sinne vorwärts gekommen,(*) und hofft von der guten Jahreszeit es auch practisch zeigen zu können.“

S'n. thut es leid, G'n. nicht so heiter und muthvoll Nr.561.
wie im vorigen Jahre zu finden.(**) Er müsse wiederum produciren, dazu habe ihn die Natur bestimmt. Eine so lange Pause wie bisher dürfe er in der Poesie nicht machen. Er belobt ihn wegen der Idee zu einem didactischen Ge-

(*) Hauptsächlich vorwärts durch die endliche Erscheinung des Wallenstein, die G'n. fast nicht minder als S'n. in Bewegung gesetzt hatte, durch Rath und That, als Freund und als Theaterdirector.

(**) War es ein Wunder bei dem mannigfach Occupirten? worüber Bd. XXXI, S. 78 — 84 nachzusehen.

dicht, (*) worin die wissenschaftlichen Arbeiten sich an die poetischen Kräfte anschließen und ihm den Uebergang zur Poesie erleichtern würden. Frühjahr und Sommer würden Alles gut machen. Nach vielen Complimenten über seine Phantasie und die Masse von Ideen und Gestalten die er zu verarbeiten habe, verweist er ihn zur Achilleïs die er gleich vornehmen solle.

Nr.562. G. erwiedert mit heitrem Witze — womit er überhaupt so directe Belobungen, wohl wissend wie es gemeiniglich damit stehe, zu eludiren liebte — „daß er sich als eine Zwiebel ansehen müsse, die in der Erde unter dem Schnee liege;" und indem er sich über seine Lage äußert, „die im Allgemeinen günstig doch mit seiner Natur im Widerstreit sey," — wie sie schon in den 80ger Jahren es war — „will er sehen wie weit er es durchs Wollen bringen könne." Von dem Druck der Propyläen gedrängt, verfaßt oder vielmehr vollendet er den Kunst-Sammler und hat seine Freude daß S. soviel Gutes davon sage. Und freilich ist Schiller der einzige Mensch, von dem er noch ein theilnehmendes, aufmunterndes, belehrendes Wort vernimmt, da das übrige Publikum seine Kunstbetrachtungen weder versteht noch mag, [Nr. 795, S. 57.]; worüber die Propyläen eingehen, dagegen die Klosterbrudereien immer mehr um sich greifen. [Vgl. 3. Nr. 191, S. 66; Nr. 414, S. 330.]

G. war genöthigt gewesen zur Einweihung des neuen Schauspielhauses in Lauchstedt, dessen Bau er von nah und

(*) einem großen Naturgedicht, wozu ihn gleichzeitig auch Knebel ermuntert; und in der Folge meine Wenigkeit, wodurch er mindestens zu einer Zusammenstellung seiner naturwissenschaftlichen Gedichte bewogen wurde.

fern geleitet, und noch kurz vor Aufzug des Vorhangs ein letztes Bret des kaum fertigen Gebäudes hatte absägen helfen, das kleine Stück „Was wir bringen" unter den ungünstigsten Umständen binnen etwa vierzehn Tagen zu schreiben.

Darauf führt ihm S. — nach Art des Schauspieldirectors im Faust — zu Gemüthe: G. sehe nun wie viel die Nothwendigkeit vermöge, und solle auch das Mittel bei andern Werken anwenden. Nr. 836.

Aber Schiller hatte gut commandiren, da ihm außer längst gewohnter und arrangirter Kränklichkeit sonst weiter nichts auszustehen noch zu bestehen blieb, was der Fruchtbarkeit seiner Muse, nachdem sie einmal vom Wallenstein genesen war, Eintrag gethan hätte.

So ist G. denn auf alle Weise in Prosa und in Versen thätig, — Geschäfte und Arbeiten, die ein Anderer, wie er sagt, eben sogut verrichten könnte und würde, wie er, nicht gerechnet — und während ihn S. mönchischer Eingezogenheit und contemplativer Unthätigkeit bei seinem Freunde v. Humboldt (*) heimlich anklagt, hat er im Stillen, ohne sich etwas merken zu lassen, aus Gründen und Ursachen die er mehrmals angiebt [Nr. 299, S. 87; 466, S. 209; u. Bd. XXXI, 92; 146; 151.] seine Eugenie geschrieben und nöthigt dadurch S. zum Widerruf seiner hypochondrischen Aeußerung.

G. scheint auch um diese gewußt zu haben: denn er sagt daß er durch dieses Verschweigen seinem Freunde als untheilnehmend, glauben- und thatlos erschienen sey. [XXXI, 92.]

(*) in einem ausgelassenen Briefe jener Sammlung v. 17. Febr. 1803.

Dieses wäre denn so ziemlich der nachweislich factische, actenmäßig zu belegende, geistige Einfluß den S. auf G. gehabt hat, und der vorzüglich in dem durch die Horen, die Musenalmanache und sonst gegebenen Anlaß zu mannigfacher Thätigkeit in Poesie und Prosa, und in theilnehmender Anleitung zu philosophischerer Behandlung naturwissenschaftlicher Aufgaben namentlich der Chromatik besteht: denn was die Bearbeitung poetischer Stoffe betrifft, so vermochte sie G. lieber und besser ungestört nach eigenem Triebe und Naturell vorzunehmen, und Einreden wie Vorreden wurde ihm mehr gefährlich als nützlich. (*)

Nächstdem ist freilich auch als moralisch günstiger Einfluß anzuschlagen: die gemüthliche Theilnahme S's. an allem was Goethen interessirte, — da es diesen betrübte, „wenn man nicht liebe, was er liebe" [III, 275. coll. XXX, 333.] — also an allen Natur- und Kunststudien; die Förderung seiner Zwecke durch williges Entgegenkommen, wohlmeinenden Rath, treulichen Beistand, einsichtigen Beifall, nebst liebevoller nicht schulmeisterlicher Ermunterung von Seiten eines selbst reich und eigens begabten Kunstgenossen, da sein Gemüth nur durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre

(*) „Ein Künstler, meint er, thue wohl sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen und sich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten." — In dieser Bemerkung [L, 13.] schildert er zugleich sein eigenes Verfahren, das sich mit vielen Beispielen belegen ließe. Auch gehört hieher seine Bemerkung, daß er Nichts fertig machen konnte, wenn er den Plan zu einer Arbeit irgend Jemand vertraut und offenbart, und so die Sache sich aus der Seele gesprochen hatte. S. die vorhin angeführten Stellen.

Theilnahme zur Hingebung angeregt seyn wollte. [XXVI, 286.] Dieses Alles ist allerdings als ein besonderes Glück anzusehen, umsomehr als G. einen solchen Antheil nicht von seinen übrigen älteren Freunden, weder von Herdern noch von Knebeln, hoffen und erwarten konnte.

Goethe ist auch dessen eingeständig, indem er sagt: „ohne die Freundschaft(*) zu Schillern und die Theilnahme an dessen Dichten, Trachten und Unternehmen, würde er nicht geschrieben haben was er schrieb: nicht die Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten, nicht die Uebersetzung des Cellini; nicht die Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben; die Elegien wären nicht gedruckt worden, es hätten die Xenien nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar Manches anders geblieben."

---

b) Schiller durch Goethe gefördert.

Nach jener oben gemeldeten vierzehntägigen Conferenz, schreibt Schiller an Goethe:

„Ich sehe mich wieder in Jena, aber mit meinem Sinne Nr. 12. S. 40.
bin ich noch immer in Weimar. Es wird Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt

(*) „Die Hoffnung mit Ihnen das Erbeutete zu theilen(*) und zu einer immer größern theoretischen und practischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten die mich nach Hause lockt," schreibt er aus der Schweiz, Br. Nr. 367. Denn in der That — wie schon oben bemerkt — war G. der mittheilendste aller Menschen, wer ihn nur zu nutzen verstand, und wie S. sagt: „recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden." [Br. Nr. 846.]

(*) Vergl. oben Seite 221. Note (**).

haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren seyn. Es war meine Absicht, diese 14 Tage blos dazu anzuwenden, soviel von Ihnen zu empfangen als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es nun lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird." —

Die Correspondenz ist nun im Gange, gegenseitig mitgetheilte Aufsätze werden besprochen, wechselnde Besuche verabreden das Künftige, und so kommen nicht nur Materialien zu den Horen und dem Musenalmanach zusammen; G.
Nr. 31. theilt auch seinen W. Meister, wie er ein Buch nach dem andern ausarbeitet, bald schriftlich bald mündlich mit. S. hat das erste mit wahrer Herzenslust durchlesen und ver-
Nr. 32. schlungen, und dankt demselben einen Genuß wie er ihn lange nicht und nie als durch G. gekannt. Er findet auch nicht Etwas darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stünde. Er und v. Humboldt haben sich recht daran gelabt und finden G's. Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle. Diese Wirkung werde gewiß allgemein seyn.

Nr. 33. G'n. hat das gute Zeugniß sehr wohl gethan: denn nach den sonderbaren Schicksalen, welche diese Production von innen und außen gehabt, wäre es kein Wunder, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe sich zuletzt blos an seine Idee gehalten und wolle sich freuen, wenn sie ihn aus diesem Labyrinthe herausleite. Er wünsche nur, daß mit den folgenden Büchern sich S's. Genuß nicht mindre sondern mehre.

1 7 9 5.

Das Jahr ist nun um, und S. mit den besten Wün- Nr. 37.
schen zum neuen, dankt noch herzlich für das verflossene, das ihm durch G's. Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich ist.

G. erwiedert: „Lassen Sie uns dieses zubringen wie wir Nr. 38.
das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Theilnahme an dem was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden? Ich freue mich in der Hoffnung daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden.“ Zugleich übersendet er den ersten Band des Romans gedruckt, mit dem Wunsche das zweite Buch möge S'n. wie das erste Freude machen; das dritte bringt er im Manuscript mit.

S. kann das Gefühl das ihn beim Lesen dieser Schrift Nr. 40.
und zwar in zunehmendem Grade, je weiter er darin komme, durchdringe und besitze, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistlicher und leiblicher Gesundheit ausdrücken, und wollte dafür bürgen, daß es bei allen Lesern im Ganzen dasselbe seyn müsse.

Dagegen könne er aber auch nicht ausdrücken, wie peinlich ihm oft das Gefühl sey, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Nach Erörterung der Ursachen kommt er sogar zu der Behauptung, der Dichter sey der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph gegen ihn nur eine Carricatur. Er ist daher voll Erwartung, was G. zu seiner Metaphysik des Schönen sagen werde. Das nahe Hierseyn desselben werde eine Quelle von Geistes- und Herzens-Nahrung für ihn seyn; besonders sehne er sich, gewisse Dichterwerke in Gemeinschaft mit ihm zu genießen.

G's. Besuche und Mittheilungen der Bücher des Romans, wie er sie nach und nach mit Benutzung der Erinnerungen seines Freundes ausarbeitet, dauern fort, bis ins Frühjahr, wo G. seiner Gesundheit wegen nach Carlsbad gehen muß. Nun fühlt S. wieder das Bedürfniß nach G's. Mittheilungen und sehnsüchtig ruft er: „Könnten Sie kommen und Ihren Geist auch nur 6 Wochen lang und nur soviel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, so würde mir geholfen seyn." —

Nr.108. S.227. G. hatte ihn wegen seiner Gedichte belobt. „Sie haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen, sie sind nun wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich sie gedruckt wiederfinden, sie selbst wiederholt genießen, und den Genuß mit Andern theilen."

Nr.111. S.232. Dieser Brief macht S'n. große Freude. „Es giebt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer

zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß was ich von mir denken soll. (*) Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste." —

(*) Solche Stunden müssen es gewesen seyn, worin er an einen Freund schreibt: „Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein zu dem er schon 1792 die Idee gefaßt hatte) ist mir ordentlich angst und bange: denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht ꝛc." S. Werke Bd. I, S. 37.

1 7 9 6.

Nach einem Besuch Schiller's und seiner Gattin in
Nr.160. S.36. Weimar schreibt er: „Wir sind gestern recht wohl hier angelangt, aber mit der halben Seele bin ich noch immer in Weimar. Wie gut der dortige Aufenthalt im Physischen und Moralischen auf mich gewirkt, fühlte ich schon unmittelbar, und es wird sich gewiß in That und Wirkung beweisen."

G., der S's. Erinnerungen bei seinem W. Meister Buch für Buch genutzt hatte, sendet ihm nun auch das achte und letzte zu, und S. erwiedert darauf im ersten Enthusiasmus:

Nr.178. S.78. „Es gehört zu dem schönsten Glück meines Daseyns daß ich die Vollendung des W. Meister erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann, und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden der in dieser Hülle lebt, und so in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich

bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe."

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks bewegte."

„Die Bewegung ist zwar noch unruhiger als sie seyn Nr.178.
wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und S.79.
das wird dann eine wichtige Crise meines Geistes seyn; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten: daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sey, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths aus welchem Alles geflossen ist ꝛc."

„Aber ich kann diesen Eindrücken noch keine Sprache Nr.178.
geben: auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche stehen S.79.
bleiben ꝛc."

„Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir sonst Nr.178.
nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen S.88.
und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so Wenige giebt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst; und bei denen

die dem Künstler zu folgen im Stande seyn könnten, die auf die Mittel wodurch er wirkt aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen." —

Mit dieser Ueberschwänglichkeit des Lobes und Beifalls
Nr.370. contrastirt nun freilich gar sehr die spätere Kritik, wonach
S.310.f. die Form des Romans schlechterdings nicht **poetisch** seyn soll, wonach es ihm an poetischer Kühnheit fehle, und doch auch wieder an eigentlicher Nüchternheit und was der sonderbaren einander widersprechenden Ausstellungen mehr sind, die sich in dem Munde dessen, der selbst noch keine Form für seinen Wallenstein finden kann, seltsam genug ausnehmen. Trotz dem hat ihn doch das wiederholte Lesen von neuem bereichert, belebt, entzückt; ihm fließt darin eine Quelle, woraus er für jede Kraft der Seele, und für diejenige besonders welche die vereinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen könne. (*)

Mit seinen Arbeiten im diesjährigen Musenalmanach viel besser zufrieden als mit denen im vorigen Jahre, gesteht er: „Ich empfinde es ganz erstaunlich was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich

(*) Dieses Wechselfieber von Lob und Tadel des W. M. geht übrigens durch die ganze Correspondenz und beweist nur den Widerspruch von S's. Theorie mit seinem Gefühl. „Sein Verstand konnte der Empfindung nicht nachkommen," und so sollte diese Unrecht haben, damit jener nur bei Ehre und Ansehn bliebe. So läugnet er auch lieber das Zeugniß der Sinne seines Freundes, als daß er an seinen eigenen Grundsätzen gezweifelt hätte. [Nr. 455, S. 175.]

an der Art und an dem Vermögen selbst Nichts anders gemacht werden kann; so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen die ich jetzt unter den Händen habe, bringen mir diese Betrachtung auf."

Eben so schreibt er an v. Humboldt:

„Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre an sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat." —

G's. Einfall mit den Xenien hatte S'n. ausnehmend Nr.133. S.278.
gefallen; er wurde ausgeführt und S. lieferte nicht den Nr.136.
kleinsten Beitrag. Als sie aber erschienen waren und eine S.284.
unerwartete Wirkung gethan hatten, befiel ihn nicht geringer Kleinmuth, und er klagte: daß in allen Urtheilen über die Nr.239.
Xenien ihm die miserable Rolle des Verführten zu Theil S.259.
werde; da G. doch den Trost des Verführers habe. Es sey zwar sehr gut und für ihn besonders, jetzt etwas Bedeutendes und Ernsthaftes ins Publikum zu bringen; wenn er aber bedenke, daß das Größeste und Höchste, selbst für sentimentalische Leser, von Goethe geleistet worden, noch ganz neuerdings im Meister und selbst im Almanach, ohne daß das Publikum seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könne: so hoffe er in der That kaum, es jemals durch etwas in seiner Art Gutes und Vollendetes zu einem bessern Willen zu bringen. Goethen werde man seine Wahrheit, seine tiefe Natur nie verzeihen,(*) und ihm (Schillern)

(*) Wie der Neid Naturgaben nie verzeiht, — S. oben Seite 345 — und Neid ist ja der Antheil des großen Haufens in allen Zeiten und Zonen.

wenn er hier von sich reden dürfe, werde der starke Gegensatz seiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publikum nie zum Freund machen können. Es sey nur gut, daß dieß auch so gar nothwendig nicht sey, um ihn in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten. Goethen könne es vollends gleichgültig seyn und jetzt besonders, da trotz alles Geschwätzes, (*) der Geschmack der Bessern ganz offenbar eine solche Richtung nehme die zu der vollkommensten Anerkennung seines Verdienstes führen müßte.

Nr.228. S.233. Die Arbeit mit dem Almanach, mit dessen Redaction und sogar Spedition, war abgeworfen, und Schiller bedurfte eines neuen lebendigen Interesses. Er nahm zwar den Wallenstein vor, ging aber noch immer daran herum, auf eine mächtige Hand wartend die ihn ganz hineinwerfe.

Nr.230. S.238. G. wünschte gleichfalls sehr daß der W. S'n. ergriffe; es würde ihm und dem deutschen Theater recht wohl bekommen.

Nr.236. S.252. S. studirt indessen die Quellen zu seinem W. und gewinnt in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortschritte; allein jemehr er seine Idee über die Form des Stücks rectificirt, desto ungeheurer erscheint ihm die Masse die zu beherrschen sey, und wahrlich ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich fortfahren können.

Nr.238. S.256. Für G. war das Angenehmste diese Beharrlichkeit S's. am W. und sein Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung: denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien

(*) Also Schiller giebt auch zu, was bisher von der Ungunst, welche G's. Arbeiten im Publikum gefunden, bemerkt worden.

müßten sie sich blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre poetische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.

S. sieht nun ein, daß der W. ihm den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten könne, weil er den widerspenstigen Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen könne. Da ihm außerdem noch manche, selbst die gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben der Menschen näher bringt, aus seinem engen Daseyn heraus und auf eine größere Bahn tritt; so müsse er wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen die er habe mehr thun lernen, und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere er darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß er die Schranken seiner zufälligen Lage überwinde und sich eigene Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als ihm die lebendige und besonders politische Welt ist, zu ergreifen. Recht ungeduldig sey er, mit seiner tragischen Fabel nur erst so weit zu kommen, daß er ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß sey: denn wenn er es anders finde, so würde er zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil er immer schon soviel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen; aber er würde doch die Maltheser noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualificirt seyen. Nr.239. S.262.

Mit dem W. gehe es zwar sehr langsam, weil er noch immer das Meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen sey, aber er fühle sich ihm noch immer gewachsen, und in die Form habe er manchen hellen Nr.243. S.270.

bestimmten Blick. „Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem was ich in und vor mir habe das auszurichten was ich will und was ich soll." (*) In Rücksicht auf den Geist, in welchen er arbeitete, werde G. wahrscheinlich mit ihm zufrieden seyn. Es wolle ihm ganz gut gelingen seinen Stoff außer ihm zu halten, und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte er sagen, das Süjet interessire ihn gar nicht, und er habe nie eine solche Kälte für seinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in sich vereinigt.

Was (aber) die dramatische Handlung, als die Hauptsache anbetrifft, so wolle ihm der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es seyen noch Lücken im Gange, und Manches wolle sich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödien-Oeconomie hereinbegeben. (**)

Nr.243. S.272. Auch sey das Proton Pseudos in der Catastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwickelung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal thue noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. S'n. tröste hier aber einigermaßen

---

(*) Diesen Gedanken drückt G. in einem Xenion so aus:

„Wenn Du hast, das ist wohl schön,
Doch Du mußt es auch verstehn:
Können, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache." [IV, 361.]

womit man Br. an Z. Nr. 483 und Bd. XLIX, 40. 117. vergleiche.

(**) Diese machten Schillern sein ganzes Leben hindurch zu schaffen und er hatte sich kaum im Demetrius darein fügen gelernt. Die Ursachen entwickelt S's. Brief Nr. 842.

das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde gehe.

Daß es mit dem W. so gehe, meint G., sey in der Nr.253. Regel, und er habe umsomehr Hoffnung darauf, da W. S.296.f. sich nun selbst zu produciren anfange, und er freue sich, den ersten Act nach dem neuen Jahre [1797] anzutreffen.

S's. Arbeit rücket mit lebhaftem Schritt weiter, da es Nr.254. ihm nicht möglich gewesen, so lange, wie er es anfangs S.299. wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Puncte einmal gegeben waren und er überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe er sich gehen lassen, und so seyen, ohne daß ers eigentlich zur Absicht hatte, viele Scenen im ersten Acte gleich ausgeführt. Seine Anschauung werde mit jedem Tage lebendiger und Eins bringe das Andere herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke er, solle der erste Act, der auch bei weitem der längste werde, so weit fertig seyn daß G. ihn lesen könne; denn ehe er sich weiter hineinwage, möchte er gern wissen, ob es der gute Geist sey der ihn leite. Ein böser sey es nicht, das wisse er wohl gewiß; aber es gebe soviele Stufen zwischen beiden. „Ich bin nach reifer Ueberlegung bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt." —

---

1 7 9 7.

Nr.260. Nun währt G's. Abwesenheit von Jena S'n. unbe-
S.5. schreiblich lange. Wiewohl es ihm gar nicht am Umgang fehlte, habe es ihm doch gerade an der nöthigsten Stärke bei seinem Geschäft gemangelt. G. möge doch ja kommen, sobald er könne. Er habe zwar nicht viel gesammelt was mitzutheilen wäre, desto begieriger aber und bedürftiger werde er alles aufnehmen, was er von G. hören könne. Unthätig sey er gar nicht gewesen, wiewohl in diesen drückenden düstern Wintertagen Alles später reife und die rechte Gestalt sich schwerer finde. Indessen sehe er doch ins Helle und sein Stoff unterwerfe sich ihm immer mehr. Die erste Bedingung eines glücklichen Fortgangs seiner Arbeit sey eine leichtere Luft und Bewegung; er sey daher entschlossen mit der ersten Regung des Frühjahres den Ort zu verändern und sich, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus, worin heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das sey ihm jetzt ein dringendes Bedürfniß, und könne er diesen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit G. vereinigen, so seyen vor der Hand seine Wünsche erfüllt.

G's. letzter Besuch, so kurz er auch gewesen, habe eine gewisse Stagnation bei ihm gehoben und seinen Muth erhöht. G. habe ihn durch seine Beschreibungen wieder in die Welt geführt, von der er sich ganz abgetrennt fühlte. Besonders aber freue ihn G's. lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit. Ein neues schöneres Leben thue sich dadurch vor G. auf; es werde sich auch ihm, durch die Stimmung in die es G'n. versetze, mittheilen und ihn erquicken. (*) Nr.261. S.8.

Mit der Arbeit am W. gehe es jetzt langsam, weil er gerade in der schwersten Crise sey. Das sehe er jetzt klar, daß er G'n. nicht eher Etwas zeigen könne, als bis er über Alles mit sich selbst im Reinen sey. „Mit ihm selbst könne G. ihn nicht einig machen, aber sein Selbst solle er ihm helfen mit dem Object übereinstimmend zu machen. Was S. ihm also vorlege, müsse schon sein Ganzes seyn, nicht just sein ganzes Stück, sondern seine ganze Idee davon." Er beruft sich dabei auf den radicalen Unterschied ihrer Naturen, von dem oben schon die Rede war. Nr.263. S.13.

Da er nun gerade in der Crise sey und sein Bestes zusammennehmen müsse, um sie gut zu überstehen; so sey es ihm lieb, daß die Ursache die G'n. abhalte nach Jena zu kommen, gerade diesen Monat (Februar) treffe, wo er sich am meisten nöthig habe zu isoliren. Nr.270. S.32.

Sein erstes Geschäft werde nun seyn, ehe er weiter fortfahre, die poetische Fabel seines W. mit völliger Ausführlichkeit niederzuschreiben. Nur auf diese Art könne er sich Nr.292. S.68.

(*) Aehnliches erwiedert G., z. B. Nr. 367, S.302; Nr. 399, 703 rc. sodaß also eine Wechseleinwirkung auch von der gemüthlichen Seite stattfand.

versichern, daß sie ein fertiges Ganzes und daß Alles durchgängig bestimmt sey. So lange er sie blos im Kopfe herumtrage, müsse er fürchten, daß Lücken übrig bleiben: die ordentliche Erzählung zwinge zur Rechenschaft. Diese detaillirte Erzählung lege er G'n. alsdann vor, so könnten sie darüber communiciren."

Nr.321. S.123. Dieses ist nun geschehen, allein umsomehr hat er seit G's. Entfernung von Jena schon einen Vorschmack der großen Einsamkeit in die ihn G's. völlige Abreise nach der Schweiz versetzen werde. — „Die Entscheidung, ob G. weiter gehe als dahin, sey auch ihm wichtig, und er erwarte sie mit Ungeduld. Jemehr Verhältnissen er abgestorben sey, (*) einen desto größern Einfluß hätten die wenigen auf seinen Zustand, und den entscheidensten habe G's. lebendige Gegenwart. Die letzten vier Wochen hatten wieder Vieles in ihm bauen (**) und gründen helfen. G. gewöhne ihm immermehr die Tendenz ab (die in allem Practischen und besonders im Poetischen eine Unart sey) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen (***) und führe ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort."

(*) Z. B. dem zu W. v. Humboldt, das S. als beschlossen ansieht [Nr. 298, S. 87. — Vergl. oben Bd. I, S. 444. —] Goethe, ihn beruhigend, schreibt: „Lassen Sie uns, so lange wir beisammen bleiben, auch unsere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit selbst eine längere Entfernung unserm Verhältniß Nichts anhaben könne." Nr. 309, S. 111.

(**) Daß S. sich an G. „heraufgebaut" gesteht auch sein Freund v. Humboldt. S. Zelter's Br. Nr. 504, S. 187. f.

(***) Denselben Fehler rügt S. auch in der Kunstkritik der jungen Philosophen jener Zeit „von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit überzugehn." [Br. Nr. 807, S. 76. f.]

„Der Punct von dem G. auszugehen pflege sey immer klein und enge, aber er führe ihn ins Weite und mache ihm dadurch in seiner Natur wohl, anstatt daß Er auf dem andern Wege, dem er, sich selbst überlassen, so gerne folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, sich am Ende ärmer zu sehen als am Anfange."

G. giebt zu: „daß sie in den letzten vier Wochen theoretisch und practisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan, und wenn seine Natur die Wirkung habe, die Schiller'sche ins Begränzte zu ziehen; so habe G. durch S. den Vortheil, daß er auch wohl manchmal über seine Gränze hinausgezogen werde, [Nr. 184.] wenigstens daß er sich nicht so lange auf einem so engen Flecke herumtummle. (*) Komme nun der alte Meister H. Meyer noch dazu, der die Reichthümer einer fremden Kunst ihm zum besten gebe, so solle es wohl an guten Wirkungen nicht fehlen." Nr. 321. S. 127.

Vor G's. Abreise nach der Schweiz stattet S. ihm noch einen achttägigen Besuch in Weimar ab, dessen günstigen Einfluß auf sich G. in einem nochmaligen Lebewohl anerkennt indem er gesteht: „S. hätte ihn zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als seinen Aufenthalt der letzten acht Tage. Er glaube sich nicht zu täuschen, wenn er dießmal ihr Zusammenseyn wieder für sehr fruchtbar halte: es habe sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß er mit mehr Zufriedenheit abreise indem er unterwegs recht thätig zu seyn Nr. 337. S. 165.

(*) Sein Stocken und Schleichen, Hocken und Kleben, nennt er es oben Seite 210, 205, 208; Dunkelheit und Zaudern Seite 368; desgl. Festsetzen und Festhalten, Br. Nr. 367, S. 302.

hoffe, und bei seiner Rückkehr S's. Theilnehmung wieder entgegensehe. Wenn sie so es fortsetzten verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen und, indem sie die größeren sachte fortleiteten, sich durch kleinere immer aufzumuntern und zu unterhalten, so könne noch Manches zu Stande kommen."

Nr.338. Und S. entgegnet: „Er könne nie von G. gehen, ohne S.166. daß etwas in ihm gepflanzt worden wäre, und es freue ihn, wenn er für das Viele was G. ihm gebe, ihn und seinen innern Reichthum in Bewegung setzen könne."

„Ein solches auf wechselseitige Perfectibilität gebautes Verhältniß müsse immer frisch und lebendig bleiben, und gerade destomehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es werde, und jemehr die Entgegensetzung sich verliere, welche bei sovielen Andern allein die Einförmigkeit verhindert. (*) Er dürfe hoffen, daß sie sich nach und nach in allem verstehen werden wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, sie sich durch die Empfindung werden nahe bleiben."

(*) „Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat," bemerkte G. schon früher [Nr. 137, S. 289.] in seiner anmuthigen Gleichnißrede, wie auch die ist, wenn er sich und Lavatern, die in ihren Existenzen so nahe stehend, mit ihren Gedanken und Imaginationen so weit aus einander gehen, „mit zwei Schützen vergleicht, die mit den Rücken aneinander lehnend nach ganz verschiedenen Zielen schießen." [Br. an Lavater Nr. 25, S. 94.]

„Die schönste und die fruchtbarste Art, wie Er ihre wech- Nr.338. S.167.
selseitigen Mittheilungen benutze und sich zu eigen mache, sey immer diese, daß er sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich productiv gebrauche: und wie G. in der Einleitung zum Laocoon sage: „daß in einem einzelnen Kunstwerke die Kunst ganz liege;" so glaube er: müsse man das Allgemeine in der Kunst wieder in den besondersten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren solle. Und so hoffe er, sein **Wallenstein**, und was er künftig von Bedeutung hervorbringen mag, solle das ganze System desjenigen was bei ihrem Commercio in seine Natur habe übergehen können, in Concreto zeigen und enthalten."

„Das Verlangen nach dieser Arbeit rege sich wieder stark Nr.338. S.167.
in ihm: denn es sey hier schon ein bestimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweise, und jeder Schritt sey hier schon bedeutender, statt daß er bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen müßte."

„Die Nachrichten von G. würden in die einfache Existenz, auf die er jetzt eingeschränkt sey, einen fruchtbaren Wechsel bringen, und außer dem Neuen was G. ihm zuführe, auch das Alte was unter ihnen verabredet worden, wieder in ihm lebendig machen."

Eine der wichtigsten Einwirkungen des Goethe'schen Geistes auf Schiller's Dichtungen möchte wohl in dessen Ballade: „Die Kraniche des Ibycus" anzuerkennen seyn, wenigstens ist es eine die sich im Detail nachweisen läßt, und verdient daher nähere Betrachtung. G. hatte

diesen Stoff selbst bearbeiten wollen und ihn wahrscheinlich
Nr.350. nur aus Freundschaft Schillern abgetreten. Dieser fand,
S.214. bei näherer Besichtigung desselben, mehr Schwierigkeiten als
er Anfangs erwartete. Bevor er noch die letzte Hand an
das Gedicht legte, sendete er es G'n. zu, um von dessen Erinnerungen Gebrauch machen zu können, mit dem Wunsche,
in den wesentlichen Puncten ihm zu begegnen.

Nr.351. G. findet das Gedicht sehr gut gerathen: den Uebergang
S.217. zum Theater sehr schön, den Chor der Eumeniden am rechten
Platze. „Da diese Wendung einmal erfunden sey,(*) so könne
die ganze Fabel nicht ohne dieselben bestehen, und Er würde,
wenn er an **seine Bearbeitung** noch denken möchte, diesen
Chor gleichfalls aufnehmen müssen."

Nr.352. Nun aber fügt er noch einige Bemerkungen hinzu, aus
S.221. denen erhellt, daß dem Gedicht in der Gestalt in welcher S.
es ihm überschickte, noch gar Viel an der Vollendung abging,
die es jetzt, nach Benutzung derselben, erhalten hat. Nach
Nr.351. G's. Rath sollten der Kraniche, als Zugvögel, ein ganzer
S.217. **Schwarm** seyn, und sowohl über den Ibycus als über das
Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und
stellen sich so neben die Sonne und andre regelmäßige Erscheinungen. Auch werde das Wunderbare dadurch weggenommen, daß es nicht eben dieselben zu seyn brauchten, vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres,
und das Zufällige mache eigentlich das Ahnungsvolle und

(*) Wahrscheinlich auf eine Veranlassung von Schütz oder von **Humboldt**, welche Schillern mit dem herrlichen Chorgesang der Eumeniden des Aeschylus mochten bekannt gemacht haben. Daß Schiller ihn wenigstens benutzt, lehrt eine Vergleichung mit Schützens Uebersetzung in den Noten zu seiner Ausgabe des Aeschylus.

Sonderbare in der Geschichte. Da S'n. die Mitte so sehr gelungen sey, so wünschte G. daß er auch noch an die Exposition einige Verse wenden möchte. „Meo voto, setzt er nachschriftlich hinzu: würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibycus erblickt. Sich, als Reisenden, vergliche er mit den reisenden Vögeln, sich als Gast, mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und riefe, alsdann unter den Händen der Mörder, die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten als Zeugen an; ja wenn man es vortheilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schifffahrt gesehen haben." Nr.352. S.222.

Nach dem 14ten Verse, wo die Erinnyen sich zurückgezogen haben, würde G. noch einen Vers einrücken, um die Gemüthsstimmung des Volks, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen, und von der ernsten Betrachtung der Guten zu der gleichzeitigen Zerstreuung der Ruchlosen übergehen, und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich, seine gaffende Bemerkung aussprechen lassen. Daraus entstünden zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerksam u. s. w. Auf diesem Wege, sowie durch den Zug der Kraniche, würde Alles ganz ins Natürliche gespielt und die Empfindung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und zu bedeutend anfange, und man fast etwas Anderes erwarte.

S. würde sehn, daß es ihm darum zu thun sey aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden würde.

Nr.354. S. dankt nun herzlich für alles was G. über den
S.228.f. Ibycus sage; und was er von seinen Winken befolgen könne, solle gewiß geschehen. „Es sey ihm bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar geworden, was eine lebendige Erkenntniß auch bei dem Erfinden soviel thue. Ihm seyen die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen zu denen sie Gelegenheit gegeben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung ließ ihn hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt."

So hatte er auch keinen Wasserfall, keinen Strudel, keinen Eisenhammer noch andre große Gegenstände der Natur und Kunst gesehen, und G. erscheint in der ausdrücklichen Belobung, die er seinem Freunde über die gelungene Schilderung derselben im Taucher, im Gang nach dem Eisenhammer u. s. w. mit Freuden ausstellt, als ein feinfühlender Freund, der wohl empfand daß gerade in dem anerkannten Gelingen dessen, was wir nicht ex professo zu leisten vermögen, das Angenehmste für uns liege, indem es uns mit dem Besitz einer verborgenen genialen Eigenschaft wie mit einem Glücksfall überrascht.

Dieser gefühlte Mangel an lebendiger Anschauung macht es aber auch begreiflich, wie S. mit einer Art von Leidenschaft sich nach Mittheilungen von Goethe sehnt, wie begierig er ist, sich von Natur, Kunst, Leben und Weltereignissen durch ihn näher zu unterrichten, sodaß er zuletzt auch einen mitbeobachtenden Antheil an G's. morphologischen und chromatischen Studien nehmen kann und wirklich nimmt, wodurch sich seine theoretisch philosophische Beisteuer in der

Behandlung derselben wieder ausgleicht. Wahrer Nutzen und Genuß sey wechselseitig, erklärte G. gleich im Anfange ihres Verhältnisses und die Fortsetzung konnte es nur mit Thatsachen belegen.

S. benutzt nun auch wirklich was er nach seiner Art benutzen kann. Die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft mehr und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu seyn. Nur mit dem Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders weiß er nicht wie er es anders machen soll, und setzt seine Ansicht mit Gründen auseinander. Nr.359. S.251.f.

Bei nochmaliger Uebersendung der Ballade wünscht er daß sie in dieser letzten Gestalt G'n. Genüge thun möge. „Gewonnen hätte sie unstreitig durch die Idee die ihm G. zur Exposition gegeben, und eine neue Strophe, an die Furien gewendet, gebe nun die genauere Bezeichnung die anfänglich noch gefehlt habe." Nr.362. S.272.

G. freut sich daß durch seinen Rath der Anfang eine größere Breite gewinnt. „Es sey die Idee, worauf er eigentlich seine Ausführung bauen wollte. [Nr. 352.] Wegen des Schlusses werde Schiller denn wohl auch Recht behalten." „Der Künstler muß selbst am besten wissen, in wiefern er sich fremder Vorschläge bedienen könne." (*) — Nr.363. S.277.f.

(*) Schillern durfte es also nicht befremden, wenn von seinen Vorschlägen im W. Meister G. nicht allen Gebrauch machen konnte, den er ihm zumuthete. Hanc veniam petimusque damusque vicissim!

Nr.365 S.287.f. Nachdem Schiller den Almanach von 1797 hinter sich hat, kann er sich wieder zu dem Wallenstein wenden. Indem er die fertig gemachten Scenen wieder ansieht, ist er im Ganzen zwar wohl mit sich zufrieden, nur glaubt er einige Trockenheit darin zu finden, die er sich aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen könne. Sie entstand aus einer gewissen Furcht, in seine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Bestreben dem Object recht nahe zu bleiben. „Nun sey aber das Object schon an sich selbst etwas trocken und bedürfe mehr als irgend eines der practischen Liberalität: (*) es sey daher hier nöthiger als anderswo, wenn beide Abwege, das Prosaische und das Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten. Er sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor sich, aber soviel wisse er, daß es keine faux-frais seyn würden: denn das Ganze sey poetisch organisirt, und er dürfe wohl sagen, der Stoff in eine reine tragische Fabel verwandelt rc." —

Nr.365. S.289. „Zugleich sey es ihm gelungen, die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stätiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt."

Nr.365. S.291. Nun fragt er an: Wie es mit G's. Entwickelung antiker Bildhauerwerke stehe, davon der Laocoon der Anfang sey. „Er habe diesen neuerdings wieder mit der höchsten Befriedigung gelesen, und könne gar nicht genug sagen, auf

(*) „Ich bin Ihrer Meinung — schreibt G. — daß man nur deswegen so streng (die beiden Gattungen, des Epischen und Dramatischen) sondern müsse, um sich nachher durch Aufnahme fremdartiger Theile wieder etwas erlauben zu können." [Nr. 397. b.]

wieviele bedeutende fruchtbare Ideen, die Organisation ästhetischer Werke betreffend, er leite."

G. hatte ihn wegen seines Tauchers belobt und besonders die Beschreibung des Strudels höchst naturwahr befunden. [Nr. 364.] S'n. freut es nicht wenig, daß sie mit Nr.366. dem Phänomen übereinstimme. „Er habe diese Natur nir- S.293. gends als etwa bei einer Mühle studiren können; aber weil er Homer's Beschreibung von der Charybde genau studirt, habe ihn dieses vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führe G'n. seine Reise auch an einem Eisenhammer vorbei, und Er könne ihm sagen, ob er dieses kleine Phänomen richtig dargestellt habe." Auch dieses Gedicht belobt G. [Nr. 373.]

G. hatte alle Ursache mit seiner Schweizerreise zufrieden Nr.367. zu seyn. Bei der Leichtigkeit die Gegenstände aufzunehmen, S.298. war er reich geworden ohne beladen zu seyn; der Stoff incommodirte ihn nicht, dieweil er ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten wußte, und er fühlte mehr Freiheit als jemals mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für sich oder Andere darzustellen.

Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunstwerken die Meyer aus Italien mitgebracht hatte, führte sie ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, oeconomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gab ihm, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unter-

haltung, und die Uebersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht in das Einzelne wurde besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer, hier zu Hause, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kannte und sie in seinem treuen Gedächtnisse bewahrte.

Nr.367. S.299. So hatten sie denn in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als G. sich vorstellen konnte, und es war nur Schade, daß sie, um einen Monat dem Winter zu nahe, nicht noch durch eine Tour von vier Wochen sich mit diesem sonderbaren Lande weiter bekannt machen konnten. „Was aber werde S. nun dazu sagen, fragt G. wenn er ihm vertraue,(*) daß zwischen allen diesen prosaischen Stoffen, sich auch ein poetischer hervorgethan habe, der ihm viel Zutrauen einflöße."

Nr.367. S.300. „Er sey fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es ihm, wie er vorhabe, gelinge,(**) der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte; anstatt daß man sonst,

---

(*) Wie Goethe mittheilend war, so bethätigt er auch hier wieder sein beliebtes Sprichwort vom „evangelischen Groschen," d. h. von der Frau im Evangelio, die sich des gefundenen Groschens mit ihrer Nachbarin freut, wie wir oben bereits [Nr. 282.] einen ganz ähnlichen Fall gehabt haben. Ueber wieviel solcher gefundenen Groschen hat er seine Freude getheilt mit denen die ihm näher standen! Gutmüthig wie er war, und Freund und Feind eingestehen,(†) sollten ihn zu verunglimpfen, wie geschehen ist und noch geschieht, die Deutschen sich schämen, wenn sie nicht Etwas von der Natur derer angenommen, die sich eben nicht schämen und nicht grämen.

(†) S. oben Seite 221. Note (**) it. Bd. I. S. 327.

(**) G's. gewöhnlicher Euphemismus und bona verba! Vergl. oben Bd. I, S. 242. Zeile 2 u. 3 von oben; it. Note (*).

um Etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr."

„Das beschränkte höchst bedeutende Local, worauf die Begebenheit spielt, habe er sich wieder recht genau vergegenwärtigt, wie er auch die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, sogut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es komme nun auf gut Glück an, ob aus dieser Unternehmung Etwas werden könne."

Höchst erfreut schreibt S.: „Gottlob daß ich wieder Nr.372.
Nachricht von Ihnen habe! Diese drei Wochen, daß Sie S.315.
in den Gebirgen, abgeschnitten von uns, herumzogen, sind mir lang geworden, desto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und — genau überlegt — können Sie, nach dem Meister und nach dem Herrmann, nur einen solchen, völlig local-characteristischen Stoff, mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln." (*)

Nun fährt er fort das Interesse, das aus der streng umschriebenen Localität und einer gewissen historischen Gebundenheit entstehe, als das vielleicht Einzige was G. sich durch die beiden vorhergegangenen Werke, den Meister und den Herrmann, nicht weggenommen habe, vorzuempfin-

(*) Das ganze Manöver S's. erinnert — mutatis mutandis — an die Fabel vom Fuchs und vom Raben, dem jener den gewonnenen Käse abschmeichelt. S. geht hier und weiterhin G'n. so lange um den Mund, bis G. durch das sich Aussprechen über einen Gegenstand das Interesse daran verliert und ihn fallen läßt. Und so war G. eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie ihm S. versichert, Nr. 846, S. 157.

den und in seiner philosophischen Sprache auseinanderzusetzen, und wünscht, auch dieses Gedichts wegen, bald wieder mit G. vereinigt zu seyn, der sich vielleicht jetzt eher gewöhnen würde mit ihm darüber zu sprechen, da die Einheit und Reinheit seines Herrmanns durch G's. Mittheilungen an ihn, während der Arbeit, so gar nicht gestört worden sey; und er gestehe, daß er nichts auf der Welt wisse wobei er mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die ihn recht ins Innere der Kunst hineinführten."

Nr.372. Der Almanach des Jahres 1797 ist beseitigt, der Herbst
S.318. ist eingetreten und mit ihm Schiller, wie er voraussagte, wieder an seinen Wallenstein gegangen, der ihn nicht nur dieses, sondern auch das ganze folgende Jahr beschäftigen und ebenso G's. Theilnahme durch Gutachten, Rath und That bei der Aufführung in vielfachen Anspruch nehmen
Nr.370. sollte. G. wünscht Glück und hofft daß bei seiner Ankunft
S.320. ein Theil schon sichtbar seyn möge.

Nr.375. S'n. ist es nun so angenehm, wieder leicht und schnell
S.322. mit G. communiciren zu können. „Was er an Sachen, Ideen mitgebracht, verspricht ihm einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh sey er, daß er einen Theil desselben in G's. Nähe zubringen werde." S. wollte nämlich, um das Theater näher kennen zu lernen und für seine dramatischen Arbeiten zu nutzen, wie ihm G. schon mehrmals und zuletzt auch der Herzog angerathen hatte, den Winter in Weimar zubringen.

Nr.377. Wie eifrig aber auch S. arbeitet, so geht es doch lang-
S.327. sam, weil der viele und ungestaltete Stoff ihm zu schaffen macht. Bei seinem jetzigen Geschäft, die prosaische Sprache

in eine poetisch-rhythmische zu verwandeln, überzeugt er sich wie genau in der Poesie Stoff und Form zusammenhangen. Er befindet sich nun in einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann er nicht mehr brauchen, sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu seyn scheine; der Vers aber fordere schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so muß er in mehrern Motiven poetischer werden."

„Man solle wirklich alles was sich über das Gemeine erheben muß in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren: denn das Platte komme nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen werde."

G. ist nicht allein seiner Meinung, sondern geht noch Nr.379.
weiter. „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden! S.332.f.
dieß sey seine Ueberzeugung, und daß man nachundnach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. — Alle dramatischen Arbeiten, und vielleicht Lustspiel und Farce überhaupt, sollten rhythmisch seyn und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibe dem Theaterdichter weiter Nichts übrig, als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne habe man es Schillern nicht verargen können, wenn er seinen Wallenstein in Prosa schreiben wollte. Sehe er ihn aber als ein selbstständiges Werk an, so müsse er nothwendig rhythmisch werden." —

Nun wünscht er sehr zu hören, wie der rhythmische Nr.380.
Wallenstein gedeihe. Dieser schwillt aber so an, daß S. es S.337. Nr.383.
selbst zu arg findet, „da die Jamben, obgleich den Ausdruck S.342.

verkürzend, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten die einen ins Breite treibe. G. werde beurtheilen ob er kürzer seyn solle und könne. Sein erster Act sey so groß, daß er die drei ersten Acte von G's. Iphigenie hineinlegen könne, ohne ihn ganz auszufüllen. Die hintern Acte seyn freilich kürzer. Die Exposition verlange Extensität, sowie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leite. Es komme ihm vor, als habe ein gewisser epischer Geist ihn angewandelt, der aus der Macht von G's. unmittelbaren Einwirkungen zu erklären seyn möge;(*) doch glaube er nicht daß er dem Dramatischen schade, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben."

Nr.383. S.344. S. ist wiederum sehr neugierig auf G's. mit Meyern erbeutete Kunstschätze, die ihm und G'n. zu specificirteren Urtheilen über die Kunst, die ihm so sehr Bedürfniß sind, Anlaß geben würden.

Nr.384. S.345. G. erwiedert, daß es für sie Beide sowohl practisch als theoretisch von der größten Bedeutung sey, was es noch für einen Ausgang mit dem Wallenstein nehme, und giebt ihm zu erwägen: ob nicht der Gegenstand ihn am Ende noch gar nöthige einen Cyclus von Stücken aufzustellen. — Daß der Rhythmus in die Breite locke, sey ganz natürlich: denn jede poetische Stimmung mag sich's und Andern gern bequem und behaglich machen. — Er verlange etwas über

(*) „Ich lasse meine Personen Viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber Nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigener usus, sowohl im Drama als im Epischen, spricht mir dafür rc." schreibt er in Nr. 488, S. 273; und doch hatte er G'n. darüber getadelt Nr. 396, S. 391.

den Vorschlag zu hören. Was ihn betreffe, so sey die Masse von Gegenständen die Er aufgenommen sehr groß, und das Interesse am Aufschreiben und Ausarbeiten zuletzt durch den Umgang mit Meyer sehr geschwächt worden. „Sobald ich eine Sache einmal durchgesprochen habe, ist sie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan.“ (*)

Aus jenem Vorsatz S's., den Winter in Weimar zuzu- Nr.385.
bringen, wurde jedoch Nichts, weil er nach reiflicher Ueberle- S.347.
gung fand, daß er seiner schwankenden Gesundheit wegen besser thue, die zwei ärgsten Wintermonate, Januar und Februar, die ohnedem für seine Arbeiten entscheidend seyen, noch in Jena zu bleiben.

Bei dieser Ueberzeugung S's. war das Aufschieben sei- Nr.386.
nes Vorsatzes G'n. umso lieber, da er sich genöthigt sah, um zu S.349.
Fassung und Sammlung zu gelangen, nach dem neuen Jahre nach Jena zu gehen, und es ihm sonderbar erscheinen müßte, wenn er S'n. dort nicht anträfe, und, mit sich selbst zwiespältig, ihn in Weimar hätte müssen zurücklassen. Er räth ihm also nur, sich an den Wallenstein zu halten; Er werde wohl an den Faust gehen, um diesen Tragelaphen (**)

(*) Nun ist es doch wohl begreiflich, daß wenn S. Goethen veranlaßt eine Sache mit ihm durchzusprechen, G. sobald nicht, vielleicht gar nicht, wieder daran kommt sie vorzunehmen und auszuarbeiten, und daß er also Ursache gehabt hätte aus seinem Jagdgedicht, aus der Achilleïs, aus dem Tell und aus anderem Mehr ebenso ein Geheimniß zu machen wie aus der Eugenie. [XXXI, S. 92, 93.]

(**) Mit diesem aus dem Griechischen τραγέλαφος entlehnten Ausdruck, der wörtlich Bockhirsch lautet und ein fabelhaftes Thier bezeichnet, aber schon von Platon und Aristoteles figürlich für jedes chimärische Phantasiegebilde gebraucht wird, liebte auch G. jede wunderliche Composition eines Künstlers oder Dichters zu benennen; daher er nicht nur seinen Faust, als „eine barbarische Composition“ von heterogenen Elementen [Nr. 326.] so nennt, sondern auch J. Paul Richter's Hesperus. [Nr. 72, 74, 77.]

los zu werden — und, wie man hinzudenken darf: „an etwas Anderes zu gehen." [Vergl. oben Seite 275; it. Note (*) und Note (**).]

Nr.387. G. hält sich nun wohl an den W. so sehr als er kann, allein
S.352. das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für ihn, da ein lebhafter Antheil ihn schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Dieß hält ihn erstaunlich auf, dennoch hofft er den W. noch im nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen, und im nächsten Herbst tief in seinen Malthesern zu sitzen. Diese beschäftigten ihn zuweilen wenn er von der Arbeit ausruhe.

Nr.388. Die Nachricht daß S. diesen Winter nicht nach Weimar
S.355. kommen würde, hatte die Schauspieler sehr betrübt, die sich vorgesetzt hatten, sich vor S'n. Ehre zu machen, und G. vertröstete sie mit der Hoffnung aufs Frühjahr.

Ein solcher neuer Anstoß — schreibt G. — sey dem Theater sehr nöthig, und Er könne ihn gewissermaßen selbst nicht geben. „Zwischen dem der zu befehlen hat und dem der einem solchen Institute eine ästhetische Lei-
Nr.388. tung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied."
S.355.f. Dieser soll aufs Gemüth wirken und muß also Gemüth auch zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und oeconomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich sey, freie Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden; wisse er nicht; ihm wenigstens habe das Kunststück noch nicht gelingen wollen. (*)

(*) Schillern gelang es auch nicht. „Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben: denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist Nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe ꝛc." schreibt er nach

„Das pathologische Interesse bei der Arbeit betreffend, so gestehe er, daß ohne ein solches lebhaftes auch ihm niemals irgend eine tragische Situation zu bearbeiten gelungen sey, und er sie daher lieber vermieden als aufgesucht habe. Er kenne sich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob er eine wahre Tragödie zu schreiben vermöge; erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und sey beinah überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne." (*) —

S. ist nun an den Liebesscenen im zweiten Act des W. Nr.389.
und kann nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne S.360.
und an die theatralische Bestimmung des Stücks denken. (**) Die Einrichtung des Ganzen erfordere, daß sich die Liebe nicht sowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke sey, entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet. In dieser Eigenschaft

---

einer kurzen Allein-Regie während G's. Abwesenheit. [Nr. 788.] Dann schreckte ihn auch die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverlust der Proben, davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal gerechnet.

Das Alles und noch Mehr hatte doch G. soviele Jahre hindurch ausgehalten und ausgestanden! und „noch keinen Dank dazu," weder bei Mit- noch Nachwelt: denn beide verläugnen oder verkleinern sein Verdienst um das Weimarische Theater, besonders die Shakspearomanen.

(*) „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessiren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich seyn muß ꝛc." schreibt er an Zelter [Nr. 826, d. 31. Octbr. 1831.] wenige Monate vor seinem Tode, wo er „nicht mehr Zeit übrig hatte, um aufrichtig zu seyn."

(**) Sehr begreiflich, da S., wie er sagt, seine Personen gern viel sprechen läßt, und sich überhaupt gegen die Forderung dramatischer Concentration sehr obstinat erweist. [Nr. 842.] Vergl. Note (**) zu Seite 429.

sey sie aber nicht theatralisch, wenigstens nicht in dem Sinne der bei unseren Darstellungsmitteln und bei unserem Publicum sich ausführen lasse. Er müsse also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen. Unterdessen bittet er doch um gelegentliche Mittheilung des sämmtlichen weimarischen Schauspielerpersonals.

Nr.390. S.364. Eine Schilderung der Fähigkeiten derselben will ihm aber G. nächstens selbst machen, besonders im Bezug auf sein Stück, dessen Bedürfnisse er doch im Allgemeinen kenne.

Nr.391. S.366. Nun wünscht S. daß unter den vielen Schriftstellern die keine andre als compilatorische Arbeit treiben können, einer darauf verfiele in alten Büchern nach poetischen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewissen Tact hätte das **Punctum saliens** an einer an sich unscheinbaren Geschichte zu entdecken. Ihm kämen solche Quellen gar nicht vor, und seine Armuth an solchen Stoffen mache ihn wirklich unfruchtbarer als er's ohne das seyn würde. Da fällt ihm ein „gewisser" Hyginus ein, der eine Anzahl tragischer Fabeln aus oder für den Gebrauch der Poeten gesammelt habe. Einen solchen Freund könne er gut brauchen. „Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehre wirklich den innern Reichthum, ja er übe eine wichtige Kraft, und es sey schon von großem Nutzen einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen."

Nr.392. S.368. G. überschickt ihm nicht nur den Hygin, sondern räth ihm auch des Erasmus Adagia an (*) da die alten Sprichwörter meist auf geographischen, historischen, nationellen und

(*) Waren doch schon „die Kraniche des Ibycus" aus dem Sprichwort Ibyci grues in jener Sammlung entnommen.

individuellen Verhältnissen ruhen, so enthalten sie einen großen Schatz von reellem Stoffe. Dabei aber bemerkt er so schonend als aufrichtig: „Leider wissen wir aus der Erfahrung daß dem Dichter Niemand seine Gegenstände suchen kann, ja daß er sich selbst manchmal vergreift;" welches letztere er mehrmals von sich selbst eingesteht. (*)

G. freut sich nun sehr darauf etwas vom W. zu sehen, weil ihm auch dadurch eine neue Theilnahme an S's. Wesen möglich werde. Er wünscht nichts mehr als daß S. ihn im neuen Jahre vollbringen möge.

(*) Z. B. vom Elpenor [Nr. 469 a.]; vom Großcophta [Bd. XXX, 266. f.]

---

1 7 9 8.

Das merkwürdige Jahr, worin für die deutsche dramatische Literatur eine ganz neue Epoche beginnen sollte, brach nun an und wunderbar ist S's. Ahndung, wenn er an G.
Nr.398. schreibt: „Es soll mir ein gutes Omen seyn, daß Sie es
S. 1. sind an den ich zum ersten Mal unter dem neuen Datum schreibe. Das Glück sey Ihnen in diesem Jahre ebenso hold als in den zwei letztvergangenen, ich kann Ihnen nichts Besseres wünschen. Möchte auch mir die Freude in diesem Jahre bescheert seyn, das Beste aus meiner Natur in einem Werke zu sublimiren wie Sie es mit der Ihrigen gethan!"

Der Wunsch ward endlich erfüllt, das Omen zum Amen.

Nr.395. G. hatte S'n. bereits einen Aufsatz „über epische und
S.374.f. dramatische Dichtung" zugeschickt, mit der Bitte ihn zu beherzigen, anzuwenden, zu modificiren und zu erweitern.
Nr.396. S. that es und führte eine Sache — nach G's. höflicher
S.386.f. Versicherung — noch weiter, an der beiden soviel gelegen seyn mußte, da es die Dichtungsarten betraf, in deren Bearbeitung sich beide getheilt hatten.

Nun aber konnten die theoretischen Betrachtungen G'n. Nr.397.b. nicht länger mehr unterhalten, (*) es mußte nun wieder an S.403. die Arbeit — ans Produciren — gehen, (**) und G. sich auf das alte Jenaische Kanapee wie auf einen Dreifuß begeben, dem er schon so manche poetische Offenbarung zu verdanken hatte.

Darauf bemerkt S. was wir schon aus der italiänischen Nr.398. Reise wissen: „G's. eigene Art und Weise, zwischen Re- S.1. flexion(***) und Production zu alterniren, sey wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geschäfte trennen sich in ihm ganz und das eben mache, daß beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. G. sey wirklich so lange er arbeite im Dunkeln und das Licht blos in ihm; und wenn er anfange zu reflectiren, so trete das innere Licht von ihm heraus und bestrahle die Gegenstände ihm und Anderen. Bei Schiller vermischten sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vortheil der Sache."

Schiller ist nunmehr mit seinem W. soweit, daß er G'n. Nr.400. viermal mehr als der Prolog (Vorspiel) beträgt vorlegen kann, S.8. obgleich noch nichts von dem dritten Act dabei ist.

Jetzt, da er seine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor sich hat, — wozu ihm doch G. aus eigener Erfahrung gerathen hatte — und sie ihm fremder ist,

---

(*) Sie kamen im Grunde auch mehr Schillern zu statten, als Goethen, da jener sie gleich practisch zu verwenden, Lust, Zeit und Gelegenheit hatte. Siehe oben Seite 405.

(**) Vergl. oben Seite 292, Zeile 3 und 4 von oben, it. Note (*); Seite 298, Note (**).

(***) „Das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt." [Nr. 705, S. 258.]

macht sie ihm wirklich Freude. „Er finde augenscheinlich daß er über sich selbst hinausgegangen, welches die Frucht ihres Umgangs sey. Denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv ihm entgegenstehenden Natur, sein lebhaftes Hinstreben danach und die vereinigte Bemühung sie anzuschauen und zu denken, konnte ihn fähig machen, seine subjectiven Gränzen so weit auseinanderzurücken. Er finde, daß ihn die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche sey, Nichts von der Wärme einer frühern gekostet habe. Doch schicke es sich besser, daß er dieses aus G's. Munde hörte, als daß dieser es von Ihm erfahre."

Nr.400. S.9. „Er werde es sich gesagt seyn lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden seine Klippe seyn. Es sey eine ganz andere Operation das Realistische zu idealisiren als das Ideale zu realisiren,(*) und Letzteres der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es stehe in seinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffes seine Phantasie zügle und seiner Willkühr widerstehe."(**)

Nr.400. S.9.f. Nun aber — merkwürdig und sonderbar genug! noch ehe er mit dem W. zu Rande ist — wächst ihm der Muth und „er hätte Lust, wenn es ihm mit einigen Schauspielen

(*) Hier scheint S. einzusehen, was G. als Differenz zwischen beiden ausspricht. S. oben S.364, 365, u. lies Bd. XLIX, 96: anstatt XLVII, 96.

(**) Dasselbe schreibt er auch an einen andern Freund. [S. Ausg. s. Werke Bd. I, S. 50 f.]

gelungen sey sich das Publicum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses zu thun und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten auszuführen. Hier sey nun auch eine ganz eigene bestimmte historische Welt, bei der es ihm nicht leid seyn sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff habe, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen."

Man kann ungefähr ahnden, daß in diesem Stücke „die Götter Griechenlands" in allem ihrem Glanze wieder aufgetreten seyn würden; wo und wie aber, in ihrem Conflict mit dem Kreuz und den Galiläern, denen doch zuletzt der Sieg so idee- als geschichtsmäßig zu Theil hätte werden müssen, das beabsichtigte recht Böse hergekommen wäre, wofern es nicht etwa durch das in den theilnehmenden Zuschauern, durch seine „aufquellende" Behandlung, erregte Mitleid und die ihnen abgenöthigte Trauer über die Niederlage alles Schönen geschehen, und also die Tendenz des Ganzen nur einen beweinenswerthen Triumph des Christenthums über das Heidenthum — einen fast „Cadmeïschen Sieg" — gelten sollte, ist freilich nicht wohl abzusehen. Dann aber hätte S. sich das rechtgläubige Publikum, das ihn jetzt für decenter, moralischer, überhaupt religiöser als seinen Freund, den alten Heiden, ausrühmt,(*) nicht

---

(*) Gegen den Augenschein: denn in S's. Werken erscheint weder eine lebendige liebende Natur wie bei G.; noch ein sich gleich bleibender christlicher Gott, wie bei andern Poeten; noch eine Nothwendigkeit im griechischen Sinne der ἀνάγκη: sondern, unter der Despotie eines todten Weltmechanismus, das philosophische Idol absoluter Freiheit,

sehr geneigt gemacht; wie denn jene Ansicht nur mit einer andern von Goethe correspondirt, [Nr. 779, S. 24.] wenn dieser sagt: „Er und Meyer und wer ihnen anhange, stünden gegen die neuere Kunst, wie Julian gegen das Christenthum, nur daß sie ein Bischen klärer seyen als jener.“(*) Darüber sind ihm die Nazarener und Frömmler bis auf diesen Augenblick sämmtlich nicht grün, und wo man nur hinblickt und hinhört, werden seine Kunstansichten und Kunsturtheile perhorrescirt und in Verruf gethan.

Nr. 401. S. 11. G. wünscht ihm Glück zu seiner Zufriedenheit mit dem fertigen Theile seines Werks. Bei der Klarheit mit der S. die Forderungen übersehe, die Er an sich zu machen habe, zweifelt G. nicht an der völligen Gültigkeit seines Zeugnisses,
Nr. 401. S. 13. und wünscht in gar vielen Rücksichten daß W. bald fertig werden möge. „Lassen Sie uns, sagt er, sowohl während der Arbeit als auch hinterdrein, die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend; so müßte es nicht gut seyn, wenn Sie, bey Ihren geübten Talenten und dem inneren Reichthum, nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten.(**) Denn das scheint mir offenbar beim dramatischen Dichter nothwendig,

---

welche Jung und Alt gleich enthusiasmirt. Daher sagt G.: „Schiller predig'te das Evangelium der Freiheit, Ich hingegen wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ [Werke Bd. L, 54.]

(*) Das heißt: einzusehen, daß ihre Opposition gegen den modernen Kunstglauben, ihnen nicht Viel helfen würde, wie die Erfahrung leider gelehrt hat und noch lehrt.

(**) Wie glücklich G. augurirte wird sich bald genug zeigen.

daß er oft auftrete, die Wirkung die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und, wenn er das Talent hat, darauf fortbaue."

Daß G. seine Herreise bis zum Februar verschieben Nr.405. muß, verlängert S'n. den traurigen Januar. Aus dieser S.25. Einsamkeit zieht er nur den einzigen Vortheil, im W. fleißig voranzuschreiten, „da es gut sey wenn er die Tragödie, ehe er sie G'n. vorlege, bis zu einer gewissen Hitze der Handlung geführt habe, wo diese sich dann von selbst bewegt und im Herabrollen ist: denn in den ersten Acten steige sie erst bergan."

S. bezeigt wieder ein großes Verlangen nach G's. Ge- Nr.416. genwart, der vor Amts- und Berufsgeschäften noch immer S.71. nicht dazu kommen kann, sich in Jena auf seinen Dreifuß — wie er sagt — niederzulassen und den Eingebungen der Muse zu lauschen.

Sein längeres Ausbleiben vermehrt allerdings den Wal- Nr.419. lensteinischen Vorrath, und da S. die Scene, welche am mei- S.83. sten von der heitern äußern Influenz abhange, habe liegen lassen und zum ersten Ausflug in seinen Garten verschoben; so könnte er in etlichen Wochen den dritten Act beendigt haben. Der vierte und fünfte, zusammen nicht größer als der erste, machten sich beinahe von selbst.

Vergebens hofft er sich über G's. längeres Ausbleiben Nr.423. durch seinen Fleiß und die Aussicht auf das Vorlegen eines S.95. f. Mehrern von seiner Arbeit zu trösten; denn die Jahreszeit und unordentliche Witterung hindern alle seine Fortschritte und er muß, um sein Gemüth frisch zu erhalten, von der gegenwärtigen Arbeit abstrahiren und sich mit den Gedanken an entferntere und mit allgemeinen Ideen unterhalten.

Nr.427. S.112. Da er so oft in seiner Arbeit gehemmt wird und deswegen das Ende noch nicht absehen kann, so ängstigen ihn die Nachfragen nach dem W., die nun anfangen von außen an ihn zu geschehen. Schröder wolle ihn spielen, und scheine nicht abgeneigt selbst in Weimar darin aufzutreten. Auch aus Berlin schreibt man ihm: „das Theater wolle jedes beliebige Honorar zahlen, wenn er das Stück noch vor dem Abdruck senden möge." Wäre er nur erst fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich ihm der Kopf noch nicht
Nr.432. S.123. recht frei ist. Doch legt er ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in seinem Pensum zurück und findet sich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung, besonders froh, eine Situation hinter sich zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinische Verbrechen auszusprechen, und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Er sey zufrieden mit der Ausführung und hoffe dem lieben moralischen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob er gleich keine Predigt daraus gemacht habe rc.

Nr.432. S.122.f. Er klagt daß dieser Februar so hingegangen ohne G. zu ihm zu bringen und er habe erwartend und hoffend bald den Winter überstanden. Desto heitrer sehe er ins Frühjahr hinein.

Nr.438. S.141. Nun ist es auch sein ernstlicher Wille, wie G. ihm rathe, künftig das Theater in W. besser zu nutzen, und sich darauf einzurichten. Wenn es auch bloß nur die Musik wäre, müßte man's schon thun: denn die Sinne würden ja sonst gar nicht auf eine ästhetische Weise berührt. Aber auch das Theater selbst werde gut auf ihn wirken. In diesen letzten

Monaten habe er freilich alles Andere seinem Geschäfte nach-
setzen müssen, um darin einen entscheidenden Schritt zurück-
zulegen. Das habe er erreicht. Jetzt ist das Stück im Nr.438.
Gange und das Schwerste hinter ihm. Dreiviertel der gan- S.142.
zen Arbeit sind absolvirt. Von G. hofft er, daß er viel Ge- Nr.443.
schriebenes mitbringe, Schemata und Ausarbeitungen: denn S.152.
er könne nicht sagen, wie sehr er nach einer lebendigen
Communication auch über solche Gegenstände be-
sonders, die mit seinem Geschäfte Nichts gemein ha-
ben,(*) verlange. Auch von Meyer's Arbeiten wünsche er
bald etwas zu lesen. G. erwiedert: Wenn es S'n. um Zer- Nr.444.
streuung und um allerlei Fremdes an Planen, Aufsätzen S.155.
und Einfällen zu thun sey, damit könne er aufwarten. Was
er mitbringe, betrage nicht viel unter einem Rieß Papier.

G's. Aufenthalt in Jena kommt S'n. jetzt noch kürzer Nr.446.
vor, als er war. Er ging ihm gar zu schnell vorüber und S.156.
für eine so lange Abwesenheit sey es wirklich zu wenig. Un-
terdessen will er suchen sich wieder recht in die Arbeit zu
werfen, um nur erst das Gedankenbild aus sich herauszu-
stellen, weil er es dann heller anschauen kann. Er freue
sich denken zu dürfen daß G. mit seinem Wallenstein
im Ganzen zufrieden sey, und vorzüglich keinen Wider-
spruch mit dem Gegenstande, noch mit der Kunstgat-
tung zu der er gehöre, darin gerügt habe. Ueber die thea-
tralischen Forderungen denke er schon noch wegzukom-
men,(**) wenn die tragisch-dramatischen nur befriedigt sind.

(*) Vergl. unten Nr. 529.

(**) Das heißt: mit einer „grausamen" Schere, wie sie die Piccolomini [Nr. 546.] und Don Carlos [Nr. 821.] erfuhren. Es war dieß sein Proton Pseudos sich nicht concentriren zu wollen. Seine Lehr-

Nr.447. S.158. „Wir haben gewiß alle Ursachen uns unseres Verhältnisses zu freuen — erwiedert G. — da wir uns nach einer so langen Entfernung nur näher fühlen, und die **Opposition unsrer Naturen eine Wechselwirkung** desto wünschenswerther macht, von der wir auch für die Zukunft das
Nr.447. S.159. Beste hoffen können.“ An den **Wallenstein denke er mit Vergnügen zurück und habe die beste Hoffnung davon.** Die Anlage sey von der Art daß S., wenn das Ganze bestimmt ist, die ideale Behandlung mit einem so ganz irdisch beschränkten Gegenstand in eine bewundrungswürdige Uebereinstimmung bringen werde.

Nr.448. S.160. S. muß jetzt den kleinen Rest der guten Jahreszeit und seines Gartenaufenthalts für den W. benutzen: denn wenn er seine Liebesscenen nicht schon fertig in die Stadt bringe, so möchte ihm der Winter keine Stimmung dazu geben.

Nr.486. S.267. S. kann sich gar nicht daran gewöhnen fast eine Woche Nichts von G. zu sehen und zu hören. Unterdessen ist er mit einigen Reimen beschäftigt und eben an der Ballade („der Kampf mit dem Drachen“); wobei er sich die Unterhaltung verschafft mit einer gewissen **plastischen Besonnenheit** zu verfahren, welche der Anblick der **Kupferstiche**, die G. beim letzten Besuch ihm zurückgelassen, in ihm erweckt hat.

G. freut sich über den **plastischen Einfluß** der zurückgelassenen Bilder. Ihm scheint er täglich unentbehrlicher. (*)

---

haftigkeit ließ ihn in seinen Personen **selbst** viel sprechen [Nr. 488.] und sträubte sich gegen G's. wohlmeinenden Rath. [Nr. 842.]

(*) G. mußte immer etwas **Gebildetes** um sich haben. [S. oben Band I, S. 375 f.] Und wie die Maler schon im Alterthum ihr Auge erfrischten durch den Hinblick auf etwas Grünes, so erfrischte G. durch Anschauen eines Kunstgebildes, einer Gemme, Camée, eines Gemäldes oder Kupferstichs seine Imagination und Dichtungsvermögen.

„Daß er G'n. die zwei letzten Acte von W. habe vorlesen und sich von seinem Beifall überzeugen können, sey eine wahre Wohlthat für ihn gewesen, und werde ihm den Muth geben und erhalten, den er zur Vollendung des Stücks noch so nöthig brauche. Auf der andern Seite könnte es ihn beinahe traurig machen, daß er nun Nichts mehr vor sich habe, worauf er sich bei dieser Arbeit so recht freuen könne. (*) Denn G'n. das fertige Werk vorzulesen und seiner Zufriedenheit gewiß zu seyn, sey im Grunde seine beste Freude gewesen: denn bei dem Publikum werde einem das wenige Vergnügen durch soviele Mißtöne verkümmert." Nr. 486. S. 268.

G. hat nach der Zeit über W. Vieles gedacht und die erſten Acte sich nochmals ins Gedächtniß gerufen. Wenn er wieder zu S. komme, wollten sie wieder von vorne anfangen, weil er nun das Ganze wisse, und es S'n. nicht an der Ausführung hindert, wenn Jemand mitspricht. Er wünsche je eher je lieber eine klare Uebersicht davon zu haben, noch mehr aber es vollendet zu sehen. Zugleich meldet er: Es werde sehr hoch stehen wenn es fertig sey. Er habe wieder neue Grillen über das Tragische und Epische, die er bei der nächsten Zusammenkunft mittheilen wolle. Nr. 487. S. 269.

Da G. Lust hat in die Oeconomie des Stücks einzugehen, so will S. sein zerstreutes Schema dazu in Ordnung bringen zur Erleichterung und Uebersicht des Ganzen. Er verlange G's. neue Ideen über das Epische und Tragische zu hören: denn mitten in einer tragischen Arbeit fühle man besonders lebhaft wie erstaunlich weit die beiden Gat- Nr. 488. S. 272.

(*) Vergl. unten Nr. 571.

tungen auseinandergehen. Er fand dieses selbst auf überraschende Weise bei seinem fünften Acte.

Nr.489. S.276.f. Der neue Theaterbau in Weimar ist schon lebhaft im Gange. Zu Anfang Septembers wird die Decke fertig und das leichte Gerüst herausgenommen seyn, sodaß Jedermann sich einen Begriff von der Intention machen kann. G. lädt daher Schillern zu einem Besuch ein, wobei sie denn manches Capitel durchsprechen könnten. Der Bau selbst würde S'n. — der ein Vergnügen darin fand, Bauleuten bei der Arbeit zuzusehen(*) — ein paar Stunden des Tages unterhalten, auch der Anblick des Theaters ihm vielleicht neue dramatische Anlässe geben.

Nr.493. S.281. S. hatte auch die Absicht zu kommen und zwar zum 28. August, mußte jedoch, durch Unwohlseyn abgehalten, das gute Vorhaben aufgeben, gedachte G's. aber mit herzlicher Theilnahme und überließ sich besonders der Erinnerung an all das Gute, was durch denselben bei ihm begründet worden.
Nr.495. S.289. Wenn es sein Befinden erlaube, wolle er doch die nächste Woche (Anfang September) auf einige Tage hinüberkommen, müsse aber erst den Musenalmanach zu Stande gebracht haben, um mit weniger Sorge bei G. zu seyn und dem Gedanken an Wallenstein Raum zu geben. Er glaube daß der Anblick der Bretter allerlei wecken werde.

Aus einer Zeitungsnachricht, daß das Hamburger Publikum die Wiederholung der Ifflandischen Stücke beklage und sie satt sey, augurirt er, daß sein Wallenstein jetzt einen günstigen Moment treffen könne. Unwahrscheinlich sey es

(*) Vergl. Briefw. Nr. 479. 480. 623.

nicht, daß das Publikum sich selbst nicht mehr sehen möge und sich in gar zu schlechter Gesellschaft fühle. (*)

Er übersendet indessen zwei Balladen: „den Kampf Nr. 498.
mit dem Drachen" und „die Bürgschaft." „Es solle S. 294.
ihm lieb seyn wenn er den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des Ritters sey zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig und trennen ließ sie sich nicht wohl. Bei der andern, die ihm der Hyginus (**) zugeführt, sey er neugierig ob er alle Hauptmotive die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. G. solle nachdenken ob ihm noch eins beifalle. Es sey dieß einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Principien erfinden könne."

G. findet beide Balladen sehr gut gerathen und bei dem Nr. 499.
christlichen Drachen Nichts zu erinnern: „er ist sehr schön S. 296.
und zweckmäßig. In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz passiren, daß einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, komme der Phantasie und der Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Doch falle ihm ein anderes aus dem Wandrer selbst hervorgehendes Motiv nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und durch Menschengewalt, seyen recht gut gefunden."

(*) Vergl. Xenien-Almanach von 1797 S. 301.
(**) Siehe oben Seite 420.

Nr.500. Ein Schnupfen hält S'n. ab, versprochnermaßen zu
Nr.501. kommen, indessen sendet er ein kleines Liedchen. (*) G. giebt
S.298.f. ihm zu bedenken: er würde den Schnupfen dadurch eben curirt haben, wenn er sich, nach des Herzogs erprobter Theorie, (**) der Luft ausgesetzt hätte. Das kleine Liedchen sey allerliebst und habe vollkommen den Ton der Klage.

Nr.503. S. war nun auch einmal wieder in Weimar gewesen, wo ihm G. „Schönes und Gutes erwiesen" hatte. Nach seiner Zurückkunft macht er sich an das was er nur den Prolog nennt, meint aber damit das Vorspiel oder Wallensteins Lager, und betrachtet ihn (es) nochmals aus der Rücksicht daß er (es) für sich allein stehen soll und kündigt die Sendung desselben zunächst an. Nachher werde er an nichts Anders mehr denken als das Stück (den Wallenstein) fürs erste in dem Theatersinne zu vollenden und werde von G's. Rathschlägen und Bemerkungen allen Gebrauch machen der ihm möglich sey.

Nr.504. Und G. wünscht daß S. bey seiner Arbeit fühlen möge,
S.305. welchen guten Eindruck er in Weimar zurückgelassen. „Ein Monument einer so besondern Geistesthätigkeit, als Ihr Wallenstein, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zusammen, um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben. Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer als aus dem Manuscript, das Ihnen schon zu lange vor den Augen fixirt steht.

(*) Es ist „die Klage," hernach in den Wallenstein aufgenommen, Piccolomini Act III. Auftr. 7.

(**) S. oben Seite 108.

Sie sind schon so weit, daß, nach meiner Einsicht, ein solcher Versuch nur Nutzen bringen kann. Was Sie an dem Prolog (Vorspiel) noch thun wollen muß ich sehr billigen. Ich erwarte ihn (es) mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Tactik alsdann zusammen conferiren." —

Es soll nach S's. Intention in der Gestalt, die es jetzt bekommt, als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können. „Nur wisse er nicht, ob alles was er dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater werde erscheinen dürfen." Nr.505. S.307.

„So sey z. B. ein Capuziner hineingekommen der den Croaten predige; denn gerade dieser Characterzug der Zeit und des Platzes habe ihm noch gefehlt. Es liege aber auch nichts daran, wenn er von dem Theater wegbliebe. Uebrigens wäre es ihm lieb, wenn bei der Aufführung ein anderes passendes Stück und keine Oper damit könne verbunden werden: denn er müsse das Vorspiel mit vieler Musik begleiten lassen: es beginne mit einem Lied und endige mit einem; auch in der Mitte sey ein kleines Liedchen, (*) und das Ganze also klangreich genug. (**) Ein ruhiges moralisches Drama würde es also wahrscheinlich am besten herausheben, da sein ganzes Verdienst blos Lebhaftigkeit seyn könne." Nr.505. S.308.

G. hatte sich erboten etwas zum Vorspiel beizutragen und wünschte S's. Geschichte des 30jährigen Kriegs zu haben, um sie sowohl zum Anfangsliede, als sonst zu mancherlei nutzen zu können. Er war unterdessen in Jena und ver- Nr.505. S.309.

(*) Es ist das im 17. Auftritt, welches der Recrut singt.

(**) Von S's. Idiopathie für Musik siehe oben Band I, S. 457.

Nr.505. abredete Manches mit S., besonders auch den eigentlichen
Nr.506. Prolog, den er, zu größerer Verbreitung im Publikum, der Allgemeinen Zeitung einzuverleiben gedachte. S. wünschte
Nr.507. S.312. ihn auch dem Almanach angehängt, um dadurch mehrere
Nr.508. S.313. Endzwecke zu erreichen. G. ist es sehr wohl zufrieden; der Prolog möge dann immer auch in die Zeitung und sonstwohin wandern: denn — setzt er scherzhaft hinzu — „wir müssen uns nach und nach in die Ubiquität(*) auch einrichten, und sie soll uns nicht fehlen." — Die Anlage des Prologs sey vortrefflich und die Ausführung werde nicht zurückbleiben.

Nr.509. S.314.f. S. sendet den fertigen Prolog mit dem Wunsche, er möge G. Genüge leisten, und mit der Anfrage: ob etwas daran zu ändern sey. Ihm däucht es besser, wenn das in Klammern Eingeschlossene beim wirklichen Vortrage wegbliebe, weil manche Dinge, die sich ganz gut lesen ließen, sich nicht sagen lassen, und die Umstände unter denen ein Prolog declamirt werde, die davon unabtrennliche Feierlichkeit, gewisse Einschränkungen mit sich führten, die in der Stube schwer zu berechnen sind. — „Ich bin sehr begierig zu vernehmen, — schließt er — wie sich Ihre Schauspieler zu dem Vorspiel anlassen."

(*) d. i. die Manier und Erscheinungsweise des Ubique, bekanntlich Böttiger's.

„Herr Ueberall, in Tags- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer
Mit B†r zum Meisterwerk zu stempeln."
[X. in Q. Bd I, Abth. I, S. 135.]

G. nennt sie auch das „Element der Unverschämtheit" [Nr. 512.]
Ueber die Sprachform vergl. oben. Bd. I, Seite 405.

Den Prolog findet G. gerathen wie er angelegt war, Nr.510. S.316.
und hat eine große Freude daran. „Noch kann er nicht bestimmen, was vielleicht wegzulassen wäre, und ob er nicht, des Theatereffects wegen, hie und da einen kleinen Pinselstrich aufhöhen würde. Es thut ihm nur leid, daß er ihn nicht selbst sprechen kann; doch wenn Vohs sich halte, wie die Andern beym Vorspiel, so könnten sie beide zufrieden seyn; diese declamirten die gereimten Verse als wenn sie ihr Lebtag nichts anders gethan hätten. Besonders habe Haide(*) gegen den Schluß einige Perioden declamirt, wie G. es auf dem deutschen Theater noch gar nicht gehört habe.(**) Ihm selber wäre es unmöglich auch nur eine Zeile zu ihrem Zwecke beizutragen. Er schickt deswegen einen Band des Pater Abraham, der S'n. gewiß gleich zur Capuzinerpredigt begeistern werde. Es sey ein so reicher Schatz der die höchste Stimmung mit sich führe."

Das Anfangslied bringt er auch nicht zu Stande, hat Nr.510. S.317.
aber etwas Schickliches dafür zu substituiren. „Das könne Alles bei den folgenden Vorstellungen nachgebracht werden, wie überhaupt das Stück fordere, daß immer etwas Neues und Veränderliches darin vorkomme, damit bei den folgenden Repräsentationen sich Niemand orientiren könne."

Schiller macht sich nun an die Capuzinerpredigt und hat gute Hoffnung von dem würdigen Abraham. Noch einige andere Veränderungen hat er vor; z. B. die

(*) als erster Kürassier.

(**) Man bedenke daß es seit langer Zeit wieder das erste Mal war, wo man Verse vom Theater herab zu hören bekam, und daß Wallensteins Lager darin Epoche machte. Vergl. oben Band I, S. 314.

Vertauschung des Constablers mit einer bestimmten dramatischen Figur, einem Stelzfuß, als Gegenstück zum Recruten. „Dieser Invalide bringe ein Zeitungsblatt und so erfahre man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neusten passendsten Ereignisse. Es gebe Gelegenheit dem Herzog Bernhard einige artige Complimente zu machen, u. s. f. Findet er Stimmung und Zeit so will er das Liedlein von Magdeburg noch machen und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufhalt entstehe." (*)

Nr.512. S.322. Schiller's Aenderungen im Prolog mit Vergnügen aufnehmend wünscht G. nur, statt einer ausgestrichnen Stelle, eine andere beifolgende aufgenommen, damit von den Schauspielern etwas mehr, von Iffland etwas weniger gesprochen werde, und irgend eine Stelle auf Schröder (dessen Ankunft und Uebernahme von Wallensteins Rolle man noch hoffe) gedeutet werden könne. (**)

Am Vorspiel möge S. nur fortarbeiten, wenn er ihm auch nicht versprechen könne, schon das nächste Mal die Veränderung aufzunehmen. Alles sey jetzt schon so auf Reim und Sylbenfall eingerichtet, so auf die Stichwörter einge-

---

(*) In G's. literarischem Nachlaß fand sich ein unvollendetes Gedicht: die Zerstörung Magdeburgs, zwar nicht von seiner Hand geschrieben, aber mit Bleistift hin und wieder die Lücken ausgefüllt. Es bleibt ungewiß, sowohl ob es ganz von ihm herrühre, als auch, ob es das sey, welches für das Wallensteinisch Lager bestimmt war. Unterdeß hat man es in die Quartausgabe seiner Werke aufgenommen. Bd. 1, Abth. 1, S. 21.

(**) G. beweist hier die Lebensklugheit, die er sich oben absprach. [S. 350.] in viel höherem Grade als S. und zwar die welche zugleich die schönste Humanität ist, die natürliche Höflichkeit des Herzens. Vergl. Bd. 1, S. 421.

hetzt, daß er Nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stokkungen zu befürchten sind. (*)

Vom Prolog ließ G. zwei Abschriften machen, eine Nr.512.a.
gleichlautend mit Schiller's im Musenalmanach zu drucken- S.324.
dem Exemplare, samt den veränderten und von S. aufgenommenen Perioden, als Inserat in die Allgem. Zeitung; für die Recitation in Weimar aber hatte er eine andere Recension veranstaltet, und die Mimen und Aeren bei Seite gebracht (für das größere Zuschauerpublicum unverständliche, zu jener Zeit vielleicht zum ersten Mal vernommene Ausdrücke,) dagegen aber den Wallenstein ein paar Mal genannt, „damit man nur irgend ungefähr verstehe, was wir wollen." (**)

„Wie anders ist es, was man mit sich und unter Freunden ins Zarteste und Besonderste arbeitet, und was der frem-

---

(*) G. wußte dieses aus langer Theaterpraxis und Erfahrung mit den Schauspielern. Das ganze Geschäft gleicht doch in vielen Stücken dem Einexerciren von Recruten zugleich mit Gebienten. Vergl. oben S. 328.

Bei solchen Tirocinien bin ich öfter Augen- und Ohrenzeuge gewesen.

(**) Es ist wirklich nicht zu begreifen, wie S. unterlassen konnte, den Namen des Mannes, auf den drei Stücke sich beziehen sollten, im Prolog — in der Ankündigung also — auch nicht ein einziges Mal auszusprechen, sondern sich mit einem unbestimmten Er und Ihn zu behelfen und hinzuhalten, als müßten alle Zuhörer bereits wissen wovon die Rede seyn werde. Dergleichen Voraussetzungen sind übrigens sehr deutsch und kommen daher in unterschiedlichen Fällen und Formen vor. Auf das deutliche Schreiben und Aussprechen ihrer eigenen Namen halten die Meisten schon nicht viel, und noch weniger auf die Aussprache fremder. Daher drang G. in seinen Theater-Didaskalien unaufhörlich auf vernehmliches Aussprechen, zumal der Eigennamen, das oft diejenigen unterlassen, die fremd und unbekannt sich zum ersten Mal bei uns anmelden.

den Masse im Allgemeinsten vorgetragen werden soll! Sie werden darüber noch das Wunderbarste bei dieser Gelegenheit erleben und hören."(*)

Nr.513. S.327. Die Veränderung im Prolog nimmt S. auf, gegen die drei angeführten Gründe sey Nichts einzuwenden. Daß aber die kleinen Veränderungen im Vorspiel nicht gleich der ersten Vorstellung zu gute kommen können thut ihm leid.(**)

Die Unterlassung der vorgeschlagenen Aenderungen im Druck, zeigt daß G. nicht mit S. einverstanden war.

Nr.515. S.332. S. sendet nun auch die Capuzinerpredigt, so wie sie unter den Zerstreuungen der letzten Tage, die von Besuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können. „Da sie nur für ein paar Vorstellungen in Weimar bestimmt ist, und er sich zu einer andern, die ordentlich gelten soll, noch Zeit nehmen werde; so habe er kein Bedenken getragen, sein würdiges Vorbild in vielen Stellen blos zu übersetzen, und in andern zu copiren. Den Geist glaube er so ziemlich getroffen zu haben."

Nr.516. S.334. „Hätte er nicht gedacht daß sie morgen zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grunde mache es ihm große Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden: denn dieser Pater Abraham sey ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen müsse, und es sey

(*) Was für lächerliche und sinnlose Mishörungen aus einer solchen Vernachlässigung entstehen können, davon nur ein paar Beispiele, daß Jemand für die Ankündigung „Tankred," eine Dankrede verstand; und für die von Kotzebue's Stück: „die Stricknadeln oder der Weg zum Herzen," nichts geringeres als: bohrt den Weg zum Herzen.

(**) Dieses Bedauern ist sonst nur angehenden Autoren eigen oder solchen die in ihre Gedanken verliebt sind, wovon ein Beispiel oben Seite 2?7 vorkommt.

eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach oder gar vorzuthun." (*)

„Das Soldatenlied zu Anfang, das ihm G. angerathen, findet er ganz zweckmäßig und hat es noch um ein paar Strophen, die er angeflickt, vermehrt, da es gut seyn werde, dem Zuschauer etwas Zeit zu geben, so wie auch den Statisten selbst, die Gruppe in ihrer Bewegung zu sehen und die Anordnung zu machen. (**) G. werde es wohl so einrichten, daß mehrere Stimmen sich in die Strophe theilen und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer wiederhole. Er habe es auch mit den Veränderungen, die er in seinem Texte vorgenommen, ganz gnädig gemacht. Von einigen sey ihm die Ursache nicht gleich klar; doch würden sie darüber sprechen. Solche Kleinigkeiten führten oft zu den nützlichsten Bemerkungen." — Wem sagt er das? dürfte man fragen, da doch nur G. ihn darauf gebracht haben konnte.

Zum Schluß freut sich S. nur noch, daß Lust und Humor G'n. bei dieser mechanischen Hetzerei nicht verlassen.

Die Hetzerei war freilich groß, aber nicht bloß mechanisch. Man denke sich zu gleicher Zeit ein Theater das im Ausbau begriffen in einer bestimmten Frist fertig werden soll und G's. mannigfaltige Inspection erheischt; [Nr. 501.] daß An-

(*) Auf diesen Fund war S. doch durch G. geführt worden und hatte ihm das Glück eines glänzenden Erfolgs, nebst so manchem andern wodurch das Stück zu einer vollkommenen Darstellung gelangte, zu verdanken.

(**) Darüber konnte S. ganz außer Sorge seyn. Auf das Gruppiren verstand sich G. „der es von der bildenden Kunst gelernt hatte, und nicht immer nur sentimentale oder pathetische Gruppen auf dem Theater hervorgebracht sehen möchte, da ja noch hundert andere gedenkbar sind." S. Brief Nr. 287, S. 60.

stalten zur Einweihung zu treffen sind; dazu literarische Angelegenheiten, Besorgung der Titelkupfer und Decken zum Schiller'schen Musenalmanach und den im Werke seyenden Propyläen; Anzeigen des neuen Stücks in die Allgem. Zeitung; Empfang und Abfertigung gegenseitiger Boten, und zu dem allen noch Einstudiren und Probiren des Prologs und Vorspiels, andere kleinere und größere Abhaltungen und Zerstreuungen, wie sie bei solchen Ereignissen vorfallen müssen und nicht ohne Aerger und Verdruß ablaufen — und man wird nicht nur G's. Lust und Humor bewundern, sondern auch die uneigennützige, mit Leib und Seele geleistete Theilnahme an dem Interesse seines Freundes gehörig zu schätzen wissen, aber auch begreiflich finden, daß er in solchem Wirrwar zu keiner poetischen Stimmung gelangen konnte, um das versprochene Lied oder sonst einen Beitrag zu liefern. Genug, daß endlich das Stück auf die Bühne und zur öffentlichen Erscheinung gebracht, und S. einer vieljährigen Last glücklich und auf eine Weise entbunden ward, wie es ohne G's. so freundschaftliche als kunstverständige Mitwirkung nicht leicht hätte geschehen mögen.

Nr.518. S.339. Die erste Noth war nun wohl glücklich überstanden, aber nun geht wieder eine neue an: Die Fortsetzung des mit Wallensteins Lager nur angefangenen Drama's, zuförderst die Piccolomini, zur theatralischen Aufführung auszuarbeiten. Die Umsetzung des Textes in eine angemessene, deutliche, „maulrechte" Theatersprache, ist für S. eine sehr aufhaltende Arbeit und das Schlimmste dabei, daß über der nothwendigen und lebhaften Vorstellung der Wirklichkeit, des Personals und aller übrigen Bedingungen sich aller poetische Sinn abstumpfe. „Gott möge ihn — wünscht er —

über diese **Besogne** hinweghelfen!" Uebrigens konnte es auch nicht fehlen, daß dieser deutliche Theaterzweck, auf den er jetzt losarbeitete, ihn wohl auch zu einigen neuen wesentlichen Zusätzen und Veränderungen veranlaßte, welche dem Ganzen zuträglich waren.

Endlich ist er auch an den poetisch wichtigsten Theil des Nr. 526.
Wallenstein gegangen, welcher der Liebe gewidmet ist, und S. 353.
den er sich als etwas Freimenschliches, von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsactionen Getrenntes, ja demselben Entgegengesetztes, (*) auf eine poetische Stimmung (**) verspart hatte, weil er nicht ohne Herzbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stücks denken könne. Nun aber hat er wieder die Furcht, das überwiegend menschliche Interesse dieser großen Episode könne an der schon feststehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken, da ihrer Natur nach die Herrschaft ihr gebühre und je glänzender die Ausführung werden sollte, destomehr die übrige Handlung ins Gedränge kommen würde. (***)

(*) Vergl. Nr. 389.

(**) schon seit dem April dieses Jahres. S. Nr. 448.

(***) Man merkt wohl, S. hat sich — wie es Künstlern mit den Geschöpfen ihrer Phantasie zu gehen pflegt — in sein Liebespaar selbst verliebt, wie es auch bei G. mit seiner Adelheid im Götz der Fall war, [XXVI, 201.] und mochte sie ganz sowie er sie gedacht ihm auch von der Bühne lebendig entgegen kommen sehen. Dagegen ist Nichts zu sagen. Waren doch auch Gottes zwei lieblichste Gedanken jenes erste Liebespaar, Adam und Eva, [Divan, Bd. V, S. 240.] Nur hätte S. es dem Pygmalion nicht verdenken sollen, daß er sein außer sich hingestelltes Gedankenbild ihm lebendig entgegen zu kommen wünschte. G. dachte doch über diese symbolische Fabel, wenn er sie zum Ausdruck seiner tiefsten Empfindung braucht, [S. oben Seite 223.] ganz anders als Schiller, der sie eine unnatürliche Fratze schilt. [Nr. 451.]

Nr.526. S.351. Doch bemächtigt er sich aller Motive, die in dem ganzen Umkreis seines Stücks für diese Episode und in ihr selbst liegen, um die rechte Stimmung in sich reifen zu lassen, wenn es auch langsam gehe. Er glaubt sich schon auf dem eigentlichen rechten Wege zu finden und hofft keine **faux-frais** zu machen. Vorhersagen aber muß er, daß die Piccolomini nicht eher aus seiner Hand und in die der Schauspieler kommen können und dürfen, als bis auch das dritte Stück (Wallensteins Tod), die letze Hand abgerechnet, ganz aus der Feder sey. Apollo möge ihm nur gnädig seyn, um in den nächsten 6 Wochen diesen Weg zurückzulegen!

Nr.526. S.355. Um seine bisherige Arbeit aus den Augen zu bekommen, sendet er sie sogleich an G., bis auf ein paar kleine Lücken. Die zwei ersten und die zwei letzten Acte sind sonst fertig und der Anfang des dritten abgeschrieben.

Nr.527. S.357. G. hält den ersten, den er nun so genau kennt, fast durchaus für theatralisch: die Familienscenen sehr glücklich und von der Art die ihn rührt. „In der Audienzscene möchten einige historische Puncte deutlicher ausgesprochen seyn; wie er auch in seiner Ausgabe des Prologs den Wallenstein zweimal genannt habe.(*) Man glaube nicht, was man deutlich zu seyn Ursache habe. Doch werde sie über alles dieses das Gespräch bald aufklären, worauf er sich freue."

G. war einige Tage in Jena gewesen; seine Abreise erregt
Nr.529. S.360. wiederum S's. Sehnsucht nach ihm: „Ich bin es diese Tage her so gewohnt worden, daß Sie in der Abendstunde kamen und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und stellten, daß es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner

(*) S. oben Seite 439, Nr. 512. a.

Arbeit, mich an mich selbst verwiesen zu sehn. Besonders wünschte ich, daß es uns nicht am letzten Tage eingefallen wäre den chromatischen Cursus anzufangen:(*) denn gerade eine solche reine Sachbeschäftigung gewährt mir eine heilsame Abwechselung und Erholung von meiner jetzigen poetischen Arbeit,(**) und ich würde gesucht haben, mir in Ihrer Abwesenheit auf meine eigene Weise darin fortzuhelfen. Wie wünscht' ich daß Sie mir Ihre Muse, die Sie jetzt gerade nicht brauchen, zu meiner jetzigen Arbeit leihen könnten!" —

Am 30. Nov. hat nun S. den Wallenstein (i. e. das Lager) zum ersten Mal in die Welt ausfliegen lassen, und an Iffland abgeschickt.

Durch die nunmehr größere Ausdehnung der Piccolomini genöthigt, sich über die Wahl des astrologischen Motivs zu entscheiden, „wodurch der Abfall W's. eingeleitet und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden solle," und doch ungewiß ob er das astrologische Zimmer beibehalte oder ein andres Symbol, ein in Gestalt eines Pentagramms anagrammatisch gegebenes Buchstaben-Orakel bringen dürfe, wendet er sich an G. der anfangs hesitirt, weil beides Etwas für sich zu haben schien, nach vielfältiger Ueberlegung aber das astrologische Motiv für besser hält als das neue. Indem er sowohl den astrologischen als den Orakel-Aberglauben zwar aus der menschNr.531. S.365. Nr.532. S.369. Nr.534. S.373.

(*) Ueber diese nicht ungewöhnliche Erscheinung daß bei lang ersehnten Besuchen, spät oder gar nicht, zur Mittheilung kommt was es doch am ersten verdient hätte, siehe G's. treffliche Reflexion in den Briefen an Zelter Nr. 680.

(**) Vergl. oben S. 429, Nr. 443.

lichen Natur deducirt, dünkt ihm doch gerade die von S. gewählte Species des letztern, als zu den Anagrammen, Chronodistichen, Teufelsversen rc. gehörig und also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft, nicht die beste.

S. findet auch sogleich G's. Bemerkungen vollkommen richtig und seine Gründe überzeugend.

Nr.535. S.377. „Es sey eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe er bei dieser Gelegenheit erfahren! Er wisse selbst nicht welcher böse Genius über ihm gewaltet, daß er das astrologische Motiv nie recht ernsthaft anfassen wollen, da doch seine Natur die Sache lieber von der ernsthaften als von der leichten Seite nehme. Er sehe aber daß er noch etwas Bedeutendes in dieser Materie thun

Nr.535. S.378. müsse, obgleich es die Arbeit werde verlängern. — Er hofft jedoch die Piccolomini G'n. zum Christgeschenk schicken zu können."

Nr.536. S.379. G., erfreut, daß er Schillern etwas habe wiedererstatten können von der Art in der er Ihm so Manches schuldig geworden, wünschte nur sein guter Rath hätte zu einer günstigern Jahreszeit anlangen können, damit S. dadurch schneller wäre gefördert worden: denn er müßte ihn wirklich bedauern, daß die Zeit der Vollendung in diese Tage falle, die eben nicht ihre Freunde wären. Von dem Fertigwerden seines Stücks zu Weihnachten, solle G's. Januar-Aufenthalt in Jena abhangen. In jenem Fall hoffe er ihn in Weimar zu sehen; im andern ihn zu besuchen. S. will aber mit Frau und Kind nach Weimar kommen, und bittet G. ihm auf einige Wochen Logis zu verschaffen.

Nr.543. S.395. Am heiligen Christabend schreibt er endlich mit sehr erleichtertem Herzen, daß die Piccolomini soeben an Iffland

abgegangen, der ihn so tribulirt und gequält hatte zu eilen, daß er am 24. Decbr. seine ganze Willenskraft zusammennahm, drei Copisten zugleich anstellte, und, mit Ausschluß der einzigen Scene im astrologischen Thurm, das Werk wirklich zu Stande brachte. — „So sey aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf 30 Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst nicht fertig zu werden."

Diese Woche werde er das Exemplar für das Theater in Ordnung schreiben lassen, die astrologische Scene überdenken und dann, etwa den 2. Januar, nach Weimar kommen. „Ich muß mein Herz erleichtern, und Ihnen dieses neueste Evenement in meinem Hause melden." —

„Viel Glück zu der abgenöthigten Arbeit! — erwiedert Nr.511.
G. — denn ich will Ihnen gar nicht läugnen, daß mir in S.398.
der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing. (*) Bei der Art, wie Sie diese Jahre her den Wallenstein behandelt haben, ließ sich gar keine innere Ursache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, so wenig als das Wachs gerinnen kann so lange es an dem Feuer steht. Sie werden selbst erst finden, wenn Sie die Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an." (**)

(*) Schon früher schrieb G. an Meyer: „Schiller ist auch fleißig, aber auf seine Art, wobei ich nicht sehe, wie W. fertig werden soll" den 27. Novbr. 1798.

(**) Das war es auch, für Schillern und seine fernere Productivität, für das deutsche Theater, für die Nationalehre, für die Aufnahme vaterländischer Gesinnung! G. hatte voraus gesagt: „Es würde Ihm und dem deutschen Theater recht wohl bekommen." S. oben S. 396. Nr. 230.

Sein Quartier sey besorgt, es soll ihm an Nichts fehlen und für erste und letzte Bedürfnisse das Nöthige parat seyn. Nun sollte er sich aber auch nicht abhalten lassen und sich resolviren den zweiten zu kommen, wenn sie bis zum dreißigsten fertig werden wollen, ein Termin der sich nicht verschieben lasse.

Nr. 545. S. 399. f. Ohne sich zuvor mit G. und Meyer zu berathen, hatte S. sich eine eigene sonderbare Bestimmung bei der Decoration des astrologischen Zimmers ausgedacht; wogegen Beide künstlerisch einzuwenden hatten. „Denn, statt des Symbols, die Sache zu geben," sey freilich eine schwere Aufgabe; doch sollte alles was zur Verherrlichung der theatralischen Erscheinung geschehen könne, mit Vergnügen besorgt werden. Freund Meyer werde die Cartone selbst zeichnen.

Nr. 545. S. 400. Nun aber solle S. verzeihen, wenn G. auch, wie Iffland, den Director spiele, auf den sich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häufen. (*) Morgen komme ein Bote der ihm gegen Abend einen Theil des Stücks und auf alle Fälle die Rolle der Herzogin abfordere. „Werden Sie ja nicht ungeduldig! — schließt er — denn wenn Sie nicht bald kommen, so werden noch öfters Boten erscheinen. (**) Es wird ohnehin ein saurer Januar für uns werden, da man am Ende desselben ein solches Stück erwartet und an den übrigen Lustbarkeiten, während desselben, doch Nichts entbehren will." —

(*) Von selbst wird dem Leser „das Vorspiel auf dem Theater" im Faust einfallen, aber dieses Exempel aus der Erfahrung ihn dennoch überraschen, wiewohl es G'n. mit dem Tancred fast eben so erging.

(**) Siehe den lustigen Executionsbrief G's. an S. im Album Weimars, Seite 141.

Der Herzogin Rolle war unterdeß eingegangen. Nun Nr. 546.
kamen auch die Piccolomini, *ganz*, aber ganz *erschrecklich* S. 401.
gestrichen. S. dachte schon genug davon weggeschnitten zu haben; als er aber das Ganze zum ersten Mal hintereinander vorlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Act schon die dritte Stunde zu Ende ging, erschrack er so, daß er sich gestern noch hinsetzte und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. „Sehr lang werde es auch jetzt noch spielen, doch nicht über die vierte Stunde."

Den zweiten Act schickt er doppelt, damit G. ihn in beiden Gestalten lese. Er enthalte die neuen Scenen der *Thekla*, und G'n. würde es nur stören, wenn er bei diesen Scenen, die er zum ersten Mal lese, auch nur durch das Auge an die *Verstümmlung* erinnert würde und den Text mühsam auf dem Papier zusammensuchen müßte. (*)

Nach einigen Wünschen über die Rollenbesetzung schließt Nr. 546.
er mit den Worten: S. 403.

„Und so lege ich denn das Stück in Ihre Hände. Ich habe jetzt schlechterdings kein Urtheil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatralischen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine solche Wirkung auf Sie thun,

---

(*) Nun wird G. doch wohl Recht haben, von einer „*grausamen Schere*" zu reden, wie sie S. auch im *Don Carlos* mußte walten lassen. „Es war freilich nicht möglich — gesteht er — das Stück zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zusammenzureihen und so das Ganze blos zum Träger des Einzelnen zu machen." [Nr. 821.] Man kann sich nur über S's. Hartnäckigkeit verwundern, G's. wohlgemeinte Erinnerungen, sich auf das *dramatisch Wirkende* zu concentriren, nicht bloß außer Acht zu lassen, sondern sich sogar dagegen zu sträuben. Vergl. Nr. 842, S. 148 f.

daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich." (*)

Und so war denn die Ahndung zu Anfang des Jahres an seinem Schlusse, wennnicht ganz, doch dem größten Theil und der Hauptsache nach, in Erfüllung gegangen.

(*) Vergl. was er oben S. 391 Br. Nr. 111, Note (*) gegen einen Freund klagt. Auch weiterhin werden wir ihn wiederum muthlos antreffen.

1 7 9 9.

„Mein Opus ist nun in Ihren Händen, beginnt S. zum Nr.547.
neuen Jahr, und Sie haben ihm, indem ich schreibe, schon die Nativität gestellt. Unterdessen habe ich schon angefangen meine Gedanken auf das dritte Stück zu richten, um sogleich, wenn ich in Weimar bin, daran gehen zu können. Es giebt zwar noch Viel darin zu thun, aber es wird rascher gehen, weil die Handlung bestimmt ist, und lebhafte Affecte herrschen rc." —

„Da es mit dem Hauptpunkte richtig ist — erwiedert Nr.548.
G. — und ich auch überzeugt bin, daß Sie nicht früher S.3.
schließen konnten; so muß sich das Uebrige alles geben. — Die zärtlichen Scenen sind sehr gut gerathen und die Einleitung der Astrologie in denselben äußerst glücklich." —

Schiller ist nun in Weimar angekommen, und da die Verhandlungen zwischen ihm und G. persönlich und mündlich vorgenommen werden, so ist ein directer Nachweis der Einwirkungen von G. auf S. nicht mehr, wenigstens nicht im bisherigen Detail, zu geben; sie können aber, nach der Analogie der früheren, aus dem weitern Erfolg der Sache geschlossen werden.

Nr.556. S.11. Der große Tag war endlich angebrochen auf dessen Abend G. neugierig und verlangend genug war. Die erste Vorstellung der Piccolomini ward den 30. Januar gegeben, und die zweite am 2. Februar ging noch um vieles besser als die erste. Ein Aufsatz von G. in der allgem. Zeitung von 1799, Nr. 84 giebt nähere Nachricht und Auskunft.

Nr.559. S.14. S. ist nun wieder nach Jena gegangen, und nach acht Wochen Stillstand beginnt das Commercium durch die Botenfrauen wieder. S. glaubt in eine viel ältere Zeit zu blicken als es wirklich ist. Das theatralische Wesen, der mehrere Umgang mit der Welt, sein anhaltendes Zusammenseyn mit G. haben seinen Zustand indessen um Vieles verändert; (*) und wenn er erst werde der Wallensteinischen Masse los seyn, werde er sich als einen ganz neuen Menschen fühlen.

Alles das was ihm G. vorausgesagt hatte. S. oben Seite 434., Nr. 504.

Damit es aber, nach dem Laufe der Welt, bei Freude nicht an Leid, bei Lust nicht an Verdruß fehlen möchte, so hatte während der Zeit die Polypragmosyne von Meister Ubique ein Stückchen gespielt, wovon oben Bd. 1, S. 332. f. ausführlicher gesprochen worden, das G'n. und Schillern außer dem Verdruß noch inquisitorische Arbeit und Mühe verursachte, um die sämmtlichen Complicen herauszubekommen, und G'n. zu dem Ausspruch nöthigte:

Nr.560. S.17. „In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich von den

(*) Vergl. oben Seite 394 u. 395.

würdigsten Männern einer Infamie oder Absurdität zu gewärtigen." (*)

S. sendet nun die zwei ersten Acte des W. Er hat es endlich glücklicherweise arrangiren können, daß er auch fünf Acte hat, und den Anstalten zu W's. Ermordung eine größere Breite sowohl als theatralische Bedeutsamkeit gegeben ist, wodurch sich freilich auch seine Arbeit um ein ziemliches vermehrte. Nr.563. S.24.

G. findet die zwei Acte W's. vortrefflich und gleich beim ersten Lesen von so lebhafter Wirkung, daß sie gar keinen Zweifel zuließen. „Wenn sich der Zuschauer, sagt er, bei den Piccolomini's aus einem gewissen künstlichen, hie und da willkührlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit sich und Andern nicht völlig Eins werden kann, so gehen diese neuen Acte nun schon gleichsam als naturnothwendig vor sich hin. Die Welt ist gegeben in der das Alles geschieht, die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Interesses, der Leidenschaft findet sein Bette schon gegraben in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das Uebrige verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu seyn wird. — Meyern ist es auch wie mir ergangen: er konnte im Lesen keine Pause machen. Von dem theatralischen Effect kann man gewiß seyn." Nr.564. S.25. Nr.565. S.28.

Sich freuend über die gute Aufnahme seiner zwei ersten Acte hofft S. daß die drei letzten, wenn er sie auch nicht ganz so genau auszuführen Zeit habe, wenigstens dem gan- Nr.566. S.28.

(*) Diese glorreichen Zeiten dauern übrigens noch fort, und G. hat sich der genannten Alternative in Wort und That noch immer zu gewärtigen. Vergl. oben Bd. I, S. 317—323; u. 332; u. 344 u. f.

zen Effect nach nicht hinter jenen zurückbleiben sollen. Die Arbeit avancire mit beschleunigter Bewegung, und könne er jeden Tag anwenden, wie diese letzteren, so sey es nicht unmöglich den ganzen Rest des W. kommenden Montag (18. März) durch einen Expressen zu senden, um das Manuscript, im Fall keine Erinnerung dagegen zu machen, noch denselben Abend mit der Post an Iffland zu expediren.

Nr.567. Nach ein paar Tagen wiederholt er das Versprechen der
S.31. Sendung. Todt sey der W. schon und auch parentirt;
er habe nur noch zu bessern und zu feilen.

Nr.569. G. gratulirt recht herzlich zum Tode des theatralischen
S.32. Helden! „Könnt' ich doch, setzt er hinzu, meinem epischen(*)
vor eintretendem Herbst auch das Lebenslicht ausblasen!“ — Mit Verlangen erwartet er die montägige Sendung und richtet sich ein, den grünen Donnerstag (21. März) nach Jena zu kommen. „Wenn wir also dann auch nur acht Tage zusammen zubringen, so werden wir schon um ein gutes Theil weiter seyn.“ —

Nr.570. „Hier erfolgt nun das Werk, schreibt S., soweit es unter
S.34. den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte. Es
kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug.“

„Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung

---

(*) Von der Achilleïs waren damals schon fünf Gesänge motivirt und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Viel weiter aber als das was davon gedruckt ist [Bd. XL, S. 341 — 369.] brachte es G. nicht in der Ausarbeitung. Doch hatte er späterhin vor, einen Roman aus dem Sujet zu machen.

erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst, und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sey, so will ich höchlich zufrieden seyn." — —

„Tantae molis erat Germanum condere Drama!"

Ist nun jeder Theilnehmende hoch erfreut, das Werk vieler Jahre und Studien, unglaublicher Anstrengung und Mühe bei Tag und Nacht, unter Abhaltungen und Störungen durch Krankheit und Mißstimmung, dennoch glücklich zu Stande gebracht, und als eine ganz neue Erscheinung in der dramatischen Welt, mit Staunen, Bewunderung, ja mit Enthusiasmus aufgenommen zu sehen: so muß es ihn sowohl befremden, als betrüben, den Dichter selbst nicht in so beglückender Stimmung anzutreffen, als sie das Gelingen eines schwierigen Werkes erwarten ließ. Wir hören ihn an seinen Freund folgendes Geständniß ablegen:

„Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu seyn; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit Nr. 571.
schlimmer als bei der bisherigen Sclaverei. Die Masse die S. 35.
mich bisher anzog und festhielt ist nun auf einmal weg, und mir dünkt als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte. Ich werde nicht eher ruhig seyn, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe. Habe ich wieder eine Bestimmung, so werde ich diese Unruhe los seyn, die mich jetzt auch von kleinen Unternehmungen abzieht."

„Ich werde Ihnen, wenn Sie hier sind, einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz, in dem Gegenstande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, (*) nicht historischen, und zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoff: denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vorjetzt herzlich satt."

Nr.572. S.39. G. antwortete darauf: „Wenn Sie etwas Neues vornehmen und zu einem selbsterfundenen Gegenstande Lust haben, so kann ich es nicht tadeln, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Sie sich bei einer freien Arbeit ungleich besser befinden werden. Mich verlangt es sehr zu hören, wohin gegenwärtig Ihre Neigung gerichtet ist. — Morgen früh gehe ich bei Zeiten ab und bin zu Mittag schon bei Ihnen und will alle meine diätetischen Künste zusammennehmen, um dießmal Etwas zu liefern. Können Sie sich auch zu einer neuen Arbeit entschließen, die ganz aus Ihnen herauskommt, und die auch Ihren Neigungen wie Ihrem Talent angemessen ist, so sind wir auf den Sommer geborgen." (**) —

Wallensteins Tod war indessen aufgeführt und S. auf alle Weise geehrt worden. Er kehrt nach Jena zurück und schreibt:

Nr.576. „Die Zerstreuungen die ich in Weimar erfahren klingen heute noch bei mir nach, und ich kann noch zu keiner ruhi-

(*) Aber er gestand ja oben Nr. 400, S. 9. frei erfundene Stoffe würden seine Klippe seyn!

(**) „Schiller ist kaum von dem Wallenstein entbunden, so hat er sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen, und, von dem obligaten historischen ermüdet, seine Fabel in dem Felde der freien Erfindung gesucht. Der Stoff ist tragisch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten, ehe die Ausführung anfängt." Meldet G. an Meyer d. 21. März 1799.

gen Stimmung kommen. Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und einen großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viele dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der Euripidischen Methode, welche in der vollständigen Darstellung des Zustandes besteht, zu qualificiren: denn ich sehe eine Möglichkeit den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich." —

„Ich freue mich — schreibt G. — über das Zutrauen das Sie zu Maria Stuart haben. Nur im Ganzen angesehen, so scheint dieser Stoff viel zu enthalten, was von tragischer Wirkung seyn kann. Ich freue mich auf unser nächstes Zusammenseyn." Nr. 577.

S. konnte sich nicht enthalten, weil das Schema zu den ersten Acten der Maria in Ordnung war und in den letzten nur noch ein einziger Punct unausgemacht blieb, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung überzugehen. (*) „Ehe ich an den zweiten Act komme, muß mir in den letzten Acten Alles klar seyn. Und so habe ich denn heute den vierten Juni, dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monate schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen." Nr. 586.

G. gratulirt zum Anfang der Ausarbeitung des neuen Stücks. „So wohl es gethan ist seinen Plan im Ganzen Nr. 587.

(*) Ein Gleiches that er schon beim Wallenstein. S. oben S. 399.

gehörig zu überlegen, so hat doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig ist, sogroße Vortheile, daß sie nicht zu versäumen sind."

Nr.589. S's. Arbeit geht zwar sehr langsam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen hat, und beim Anfang alles darauf ankommt sich Nichts zu verderben; aber er hat gute Hoffnung auf dem rechten Wege zu seyn. Nun fühlt er auch von selbst das Bedürfniß und den Nutzen theatralischer Anschauungen. „Wenn ich nicht zuviel Zeit verlöre, so hätte ich wohl eine Versuchung gehabt, das Stück welches morgen in Weimar gegeben wird, zu sehen. Bei meinem jetzigen Geschäft könnte die Anschauung eines neuen historischen Stücks auf der Bühne, wie es auch sonst beschaffen seyn möchte, nützlich auf mich wirken." —

Nr.592. S. sitzt noch immer bei seinen drei ersten Expositions-Scenen und sucht einen festen Grund für das Künftige zu legen. Gegen seinen Fleiß verschwört sich indeß Vieles. Er kann nicht, wie er dachte, bis zum Ende seines ersten Acts vor G's. Hieherkunft gelangen. Aber doch geht es vorwärts und **nulla Dies sine linea.**

„Ich fange schon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragischen Qualität meines Stoffs immermehr zu überzeugen und darunter gehört, daß man die Catastrophe gleich in den ersten Scenen sieht, und indem die Handlung des Stücks sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Aristoteles fehlt es also nicht und das Mitleiden wird sich auch schon finden. — Meine Marie wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht; ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß

mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein persönlich und individuelles Mitgefühl seyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Blos die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie. Doch ich will lieber thun und ausführen als Ihnen viel davon vorsagen, was ich thun will." —

„Die nöthige Exposition des Processes oder der Gerichtsform hat, außerdem, daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war sie nicht. Die englische Geschichte von Rapin Thoyras hat den guten Einfluß, mir das englische Locale und Wesen lebhaft vor der Imagination zu erhalten." — Nr. 606.

G's. lange Abwesenheit macht daß S. keine Anregung von außen erhält und blos in seinem Geschäft lebt. Er fragt deshalb an ob G. nicht indessen über den Dilettantismus weiter nachgedacht. Er sehne sich nach einer solchen Anregung und würde gern seine Gedanken dazu beisteuern, wenn er den activen Zustand des gesammelten Materials vor Augen hätte. Nr. 608.

Von der Maria Stuart ist nur erst ein Act fertig. Dieser hat ihm viel Zeit gekostet und kostet ihm noch 8 Tage, weil er den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff darin bestehen mußte und Mühe brauchte der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem er zugleich von allem was diese Brauchbares hatte, Besitz zu nehmen suchte. „Die folgenden Acte sollen schneller gehn, sind auch beträchtlich kleiner." — Nr. 610.

Nr.612. „Mit dem ersten Acte der Maria hoffe ich zu Ende der Woche ganz im Reinen zu seyn. Ich sollte freilich schon weiter seyn, aber dieser Monat (Juli) war mir nicht so günstig wie der vorige (Juni). Ich bin zufrieden wenn ich den dritten Act mit in die Stadt bringe." —

Nr.615. Er hat wieder vergebens auf G's. Ankunft gehofft. Ihm bleibt nun Nichts übrig als sich so lange es gehn will ins Produciren zu werfen, weil die Mittheilung mangelt. Er ist auch schon ganz ernstlich im zweiten Act seiner Königlichen Heuchlerin. Der erste ist abgeschrieben und erwartet G'n. bei seiner Ankunft.

Nr.621. Es verlangt ihn seine bisherigen Acte vorzulegen, worüber er selbst noch keine gültige Stimme habe. Lebhaft aber fühlt er mit jedem Tage das Bedürfniß theatralischer Anschauungen und werde sich schlechterdings entschließen müssen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die oeconomischen Mittel zur Realisirung sollen ihn zunächst beschäftigen.

Nr.622. Goethe wiederholt nur: Es sey keine Frage, daß S. unendlich gewinnen würde, wenn er eine Zeitlang in der Nähe eines Theaters seyn könnte. In der Einsamkeit steckt man diese Zwecke zu weit hinaus. Er wolle gern das Seinige dazu beitragen, dieses Vorhaben zu erleichtern. Die größte Schwierigkeit sey nur wegen eines Quartiers. „Lassen Sie uns der Sache weiter nachdenken." —

Nr.623. Daß S. die Wintermonate künftighin in W. zubringe,
S.150. ist nun bei ihm eine beschlossene Sache. „Die sinnliche Gegenwart des Theaters muß mir eine Menge faux-frais ersparen, die mir jetzt unvermeidlich sind, weil ich die Vorstellung der lebendigen Masse nicht habe, und auch der Stoff

soll mir alsdann reichlicher zufließen. Diesen Winter werde ich zwar spät dazu kommen, vielleicht erst zu Ende Januars wegen der Frau und des Kleinen." —

Der Herzog habe in diesem Frühjahr den Wunsch zu erkennen gegeben, daß S. öfter nach Weimar käme und länger da bliebe. Da er ihm nun zugleich sehr leicht begreiflich machen könne, wie sehr er sich selbst dabei besser befinden würde, so wolle er sich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, ihm für die dadurch zuwachsenden größern Kosten etwas zuzulegen. Das Versprechen einer Zulage habe er ohnehin seit fünf Jahren her, und der Fürst sey immer gnädig gegen ihn gewesen. Könnte er übrigens durch seine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen schaffen, wozu er sich von ganzem Herzen erbiete, so würde sich die Sache noch einfacher abthun lassen. —

„In meiner dramatischen Arbeit geht es noch immer Nr.625.
frisch fort, und wenn Nichts dazwischen kommt, so kann ich S.157.
vor Ende Augusts den zweiten Act zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er schon da. Ich hoffe daß in dieser Tragödie Alles theatralisch seyn soll, ob ich sie gleich für den Zweck der Repräsentation in etwas enger zusammenziehe. Weil es auch, historisch betrachtet, ein reichhaltiger Stoff ist, so habe ich ihn in dieser Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen können, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich dasteht, nicht nöthig und, wegen historischer Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Interesse sind. Uebrigens ist bei der Arbeit selbst schon auf Alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch

wegbleibt, und es ist durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenstein." —

Hier folge nun ein zufällig ausgelassener Brief Schiller's, vom 20. August, der zwischen Nr. 626 und 627 hineingehört, und auf den G's. Antwort in Nr. 627, Seite 163 sich bezieht, die bisher räthselhaft blieb. Er erscheint hier zum ersten Mal gedruckt.

Nr. 626. a. „Ich bin dieser Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen, die zwar erst noch ganz zu erfinden ist, aber, wie mir dünkt, aus diesem Stoffe erfunden werden kann."

„Unter der Regierung Heinrich VII. in England stand ein Betrüger, Warbeck, auf, der sich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin desselben Hauses York, aus dem Eduard abstammte, welche Heinrich dem VII. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug, sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hofe in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeitlang gespielt hatte, manquirte die Unternehmung, er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet."

„Nun ist zwar von der Geschichte selbst so gut als gar Nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen ist sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der

Herzogin von York, können zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte."

„Ueberhaupt glaube ich, daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen, und alles übrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde, welche die Vortheile des historischen Drama's mit dem erdichteten vereinigte."

„Was die Behandlung des erwähnten Stoffes betrifft, so müßte man, däucht' mir, das Gegentheil von dem thun, was der Comödiendichter daraus machen würde. Dieser würde, durch den Contrast des Betrügers mit seiner großen Rolle und seine Incompetenz zu derselben, das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er zu seiner Rolle geboren erscheinen, und er müßte sie sich sosehr zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geschöpf behandeln wollten, interessante Kämpfe entstünden. Es müßte ganz so aussehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewiesen, zu dem die Natur ihn bestimmt hatte. Die Catastrophe müßte durch seine Anhänger und Lehrsätze, nicht durch seine Feinde und Liebeshändel, durch Eifersucht und dergleichen herbeigeführt werden."

„Wenn Sie diesem Stoff im Ganzen etwas Gutes absehen und ihn zur Grundlage einer tragischen Fabel brauchbar glauben, so soll er mich zuweilen beschäftigen: Denn wenn ich in der Mitte eines Stücks bin, so muß ich in gewissen Stunden an ein neues denken können." — —

Nr.627. S.163. „Der neue tragische Gegenstand den Sie angeben — erwiedert G. — hat auf den ersten Anblick viel Gutes und ich will weiter darüber nachdenken. Es ist gar keine Frage, daß wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand hergiebt, und der Dichter Stoff und Behandlung; so ist man besser und bequemer dran, als wenn man sich des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bedienen soll: denn da wird man immer genöthigt, das Besondere des Zustandes mitaufzunehmen; man entfernt sich vom rein Menschlichen und die Poesie kommt ins Gedränge." —

Nr.629. „Da wir vor Eintritt des Herbstes kaum auf Ihre Hieherkunft hoffen können — klagt S. abermals — so geht dieser Sommer ganz anders hin, als ich mir versprochen hatte. Ob ich mich gleich ernstlich zu meinem Geschäft halte, und darin vorwärts komme, so fühle ich doch im Ganzen meines innern Zustandes diese Beraubung sehr und sie verstärkt mein Verlangen nicht wenig, den Winter in Weimar zuzubringen. Zwar verberge ich mir nicht, daß sich von dem Einfluß der dortigen Societät eben nicht viel Ersprießliches erwarten läßt,(*) aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyern, das Theater, und eine gewisse Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menschenmasse mir vor die Augen bringen muß, werden gut auf mich und meine Beschäftigung wirken. Meine hiesige Existenz ist eine absolute Einsamkeit und das ist doch zuviel." —

Nr.629. S.169. „Wenn meine Frau mit ihren Wochen glücklich ist, so wäre ich geneigt Ende Novembers hinüber zu gehen, anfangs

(*) Vergl. oben S. 57 Note (**) u. S. 77.

allein, bis die Familie nachkommen kann. Es läge mir auch deswegen viel daran, daß ich die zwei letzten Acte meines Stücks unter dem Einfluß der theatralischen Anschauung ausarbeiten könnte."

„Wenn Sie nicht binnen 10 Tagen wenigstens auf Nr. 629.
einige Tage hieherkommen können, so hätte ich große Lust S. 169.
auf einen Tag zu Ihnen hinüberzukommen und meine zwei Acte mitzubringen. Denn jetzt wünschte ich doch Ihr Urtheil darüber, daß ich mich überzeugt halten kann, ob ich auf dem rechten Wege bin."

„Meinen zweiten Act habe ich gestern geendigt, aber Nr. 631.
nach meinem wohlgemeinten und dennoch vergeblichen Be- S. 173.
mühen, mir eine lyrische Stimmung für den Almanach zu verschaffen, habe ich den dritten angefangen. Das einzige Mittel mich jetzt von der Maria weg, und zu einer lyrischen Arbeit zu bringen, ist, daß ich mir eine äußere Zerstreuung mache, dazu ist eine achttägige Reise nach Rudolstadt gut." —

„Ich werde nun in meiner dramatischen Arbeit eine Nr. 635.
Zeitlang pausiren müssen. Der Abschnitt ist auch schicklich. S. 182.
Ich habe die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Die Situation ist an sich selbst moralisch unmöglich. Ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poesie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig sie mit Ihnen zu verhandeln." —

„Ueber Ihre Maria wird es mir eine Freude seyn mit Nr. 636.
Ihnen zu verhandeln," erwiedert G. — „Die Situation ge- S. 184.
hört, wenn ich nicht irre, unter die romantischen. Da wir Modernen nun diesem Genius nicht entgehen können, so werden wir sie wohl passiren lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit

nur einigermaßen gerettet ist. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan. Ich bin äußerst begierig auf die Behandlung." —

Unterdessen hat S. schon wieder einen andern Stoff im Sinne.

Nr.642. S.198. „Ich habe über die Disposition meiner Maltheser-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen, das Punctum saliens ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und so wie Sie sie wünschen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit so wenigen Figuren, als Sie wünschen; dieß erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun." —

Ein Logis ist inzwischen durch G's. Vermittelung ge-
Nr.657. S.218. funden, und Schiller mit Anfang Decembers wirklich und förmlich nach Weimar gezogen und sein erstes Wort von hier aus an Goethe, der indessen nach Jena gegangen war, ist:

Nr.660. „Die Pole unserer magnetischen Stange haben sich jetzt umgekehrt und was Norden war ist jetzt Süden ꝛc."

1800.

Goethe hatte Schillern früher schon den Shakspeare anempfohlen und zu dessen Bearbeitung aufgemuntert; da soviel schon vorgearbeitet sey und man nur zu reinigen, wieder aufs neue genießbar zu machen brauche, so wäre es ein großer Vortheil. Wenn S. nur erst einmal durch die Bearbeitung des Wallenstein sich recht in Uebung gesetzt habe, so müßte jenes Unternehmen ihm nicht schwer fallen [Nr. 382.]; und so finden wir S. im neuen Jahre mit dem Macbeth beschäftigt, nicht zuerst, sondern wieder, sodaß der Anfang schon früher gemacht worden seyn muß. Doch hat er am 20. Januar Nr.695.
dieses Jahrs die zwei ersten Aufzüge des Macbeth aus dem Rohen gearbeitet, anfangs nicht aus dem Original, sondern nach den Uebersetzungen Wieland's und Eschenburg's, findet aber nun daß er besser gethan hätte, sowenig er auch das Englische verstehe,(*) sich gleich an das Original zu hal-

(*) Hierdurch beantwortet sich die in Zelter's Briefen [Nr. 705. S. 374.] aufgeworfene, eine arrière-pensée enthaltende, Frage: ob Schiller Englisch verstanden? zur still mentalen Satisfaction aller sprachgelehrten Dichter und Nachdichter, die sich immer viel damit wissen sowohl G'n. als S'n. Uebersetzungsfehler aufzumutzen und dies nicht müde werden. Auch echt-, aber nicht urdeutsch!

ten, weil der Geist des Gedankens viel unmittelbarer wirkt, und er oft unnöthige Mühe hatte durch das schwerfällige Medium seiner beiden Vorgänger sich zu dem wahren Sinn hindurchzuringen.

Nr. 700. S. liest nun bald mit G. den Macbeth in einigen Abenden durch, und nach wenigen Erinnerungen und Arrangements von Seiten Goethe's, wird das Stück aufgeführt zum ersten Mal den 14. Mai und den 17. wiederholt.

Nr. 716. Inzwischen ist auch die Maria vorgeschritten, bei deren Vorlesung S. jedoch G'n. nicht zugegen wünscht, sondern ihm lieber die ganze zweite Hälfte des Stücks, die er noch nicht kenne, auf einmal vorlegen möchte, weil bei dem verzettelten Lesen das Beste verloren geht.

S., der nach seiner Art objectiv zu seyn strebend, dieses auch durch Darstellungen von feierlichen Functionen zu erreichen vermeinte, begnügte sich nicht blos mit der episch-poetischen Schilderung derselben, sondern versuchte sogar die dramatisch-theatralische Nachbildung; wobei er nicht immer den Tact bewies, der Goethen auszeichnete. Und so hatte er in der Maria eine Scene angebracht, die vielleicht gar nicht entstanden wäre, wenn er früher den Schluß des Stücks G'n. mitgetheilt hätte. Nun mußte G. sie ihm ausreden.

Nr. 723. „Der kühne Gedanke eine Communion aufs Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt Sie zu ersuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst nicht wohl zu Muthe war; nun da man schon im Voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. (*) Mögen Sie mir

(*) Bei einer ähnlichen Gelegenheit sagt G.: „ich habe noch einige

vielleicht den fünften Act mittheilen und mich diesen Morgen besuchen, damit wir die Sache besprechen könnten.“ —

Die Maria war kaum aufgeführt worden, (d. 15. Juni), und Schiller hatte schon wieder eine neue Tragödie in der Arbeit, mit deren Schema er zwar noch immer nicht in Ordnung war, und noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen hatte. Ob man gleich, bei jedem neu zu producirenden Werke durch eine solche Epoche hindurch müsse, so gäbe es doch stets das peinliche Gefühl als ob Nichts geschähe, weil am Abend Nichts kann aufgezeigt werden. Nr. 729.

„Was mich bei meinem Stücke besonders incommodirt, ist, daß es sich nicht, sowie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zuviel Theile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich bei diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.“ Nr. 729. S. 283.

Er hofft G'n. bei seiner Zurückkunft das fertige Schema seines Stücks vorzulegen, um sich, ehe er an das Ausführen gehe, seiner Beistimmung zu versichern. Nr. 732.

So ist er denn durch die Praxis für die Praxis etwas liberaler geworden(*) und nicht mehr an das Kreuz seiner Theorie geheftet, um nicht wenigstens sich zu erlauben, was er Andern noch nicht zugestehen will.

Scrupel, und wenn Einen der Geist warnt, so soll man es wenigstens nicht verschweigen.“ [S. Nr. 128. S. 268.]

(*) Vergl. oben Nr. 397 a. u. 397 b.

S. macht das Stück nicht namhaft und so muß der Leser in Zweifel seyn, ob er die Jungfrau von O. oder die Braut von Messina meine, indem er bald von Trimetern spricht [Nr. 746.] die er machen will, und nicht lange darauf von ihrer Beendigung [Nr. 755.] Diese kommen aber nur in der Braut von Messina, kurz vor dem Schlusse (*) vor, und S. war durch G's. Vorlesung seiner Helena darauf gebracht worden [Nr. 745.]; gerade wie er auf den Gedanken eines Chors in der Braut v. M. durch G. gekommen zu seyn scheint, der in der Bearbeitung des Tancred Chöre anbringen wollte [Nr. 731. 733.]; da er jedoch früher bemerkte, daß sein Stück ihn in die Zeiten der Troubadours führe, [Nr. 734.], so sieht man, es muß die Jungfrau seyn, worin vom alten König René und seiner Wiederherstellung der alten provencalischen Poesie und der Liebeshöfe die Rede ist. (**) Beide Stücke scheinen also gleichzeitig in Arbeit gewesen zu seyn und die Jungfrau nur ihn mehr angezogen zu haben, sodaß sie auch früher zur Erscheinung kommt.

Nr. 762. Seit G's. Abwesenheit hatte S. diese seine Tragödie
S. 349. um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht, doch lag immer noch Viel vor ihm. Mit dem bis jetzt in Ordnung Gebrachten war er sehr zufrieden und hoffte es solle auch G's. Beifall haben. Das Historische sey überwunden, und doch, soviel er urtheilen könne, in seinem möglichsten Umfange benutzt, die Motive alle poetisch und größtentheils von der naiven Gattung.

(*) In der Rede des Don Cesar, Bd. VIII, S. 138.
(**) Aufzug 1, Scene 2.

1 8 0 1.

Im Anfang des neuen Jahres erfahren wir endlich mit Gewißheit, das Stück das S'n. zeither beschäftigte, und das G. selbst nicht näher kannte, sey die Jungfrau von Orleans.

„Ich habe Ihnen, schreibt S., von meiner Jungfrau Nr.768. schon soviel Einzelnes, Zerstreutes verrathen, daß ich es fürs Beste halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewissen Sporn, um mit frischer Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Acte sind in Ordnung geschrieben, wenn Sie Lust haben, sie heute (d. 11. Febr.) (*) zu hören, so werde ich um 6 Uhr mich einfinden ꝛc."

In den ersten Tagen des Märzes war S. nach Jena Nr.774. gegangen, in der Absicht sein Drama zum Abschluß zu bringen, und die heitern Tage in seinem Garten zu genießen.

(*) S. ist leider in Angabe des Datums so nachlässig, zumal gegen Ende der Correspondenz, daß ohne einen Goethe'schen Brief der vorhergeht oder nachfolgt, der Tag gar nicht zu bestimmen ist und man oft nur mit einem weiten Intervall sich begnügen muß. Dieser Umstand erschwerte auch G'n. die lange Jahre nachher unternommene Redaction dieser Briefsammlung.

Doch war er nicht so glücklich von seinem Thun viel Gutes zu sagen. Die Schwierigkeiten seines jetzigen Pensums spannten ihm den Kopf zu sehr an, wozu noch die Furcht kam nicht zu rechter Zeit fertig zu werden. Er hetzte und ängstigte sich, und es wollte nicht recht damit fort. Wenn er diese pathologischen Einflüsse nicht bald überwinde, so
Nr.776. fürchte er muthlos zu werden. — Auch gingen ihm die Abende meist in Gesellschaft hin, und er konnte eher über zuviel Zerstreuung als über zuwenige Unterhaltung klagen. Doch geht es nun mit seiner Arbeit besser, er hat auch wieder mehr Muth und sieht etwas entstehen.

Er ist wieder nach Weimar zurückgekehrt und indem er auf G's. Zurückkunft von seinem Landgute hofft, um das Werk geendigt ihm vorzulegen, sagt er:

Nr.785. „Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes, er erklärt den ersten und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deserirt ist, so zeigt sich ihre Selbstständigkeit und ihr Characteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes ist sehr theatralisch, und der donnernde Deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen." —

Nr.786. „Viel Glück zur Vollendung Ihres Werks! ruft G. an
15.April. dem Tage derselben, bei Rücksendung des Manuscripts. Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav gut und schön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß."(*)

(*) S. war durch das Glück das sein Vorspiel zum Wallenstein gemacht hatte, verlockt worden der Jungfrau ein ähnliches, idyllisches zu geben und es als ersten Act zu behandeln.

S. mußte die Jungfrau dem Herzog schicken, auf den Nr.788.
sie eine unerwartete Wirkung machte. Dieser meinte jedoch, S.45.
sie könne nicht gespielt werden, worin S. ihm Recht giebt. Nach langer Berathung mit sich selbst werde er sie auch nicht aufs Theater bringen, ob ihm gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erst rechnet Unger, an den er sie verkauft habe, darauf, daß er sie als eine vollkommene Novität zur Herbstmesse bringe; jener habe ihn gut bezahlt und so könne er ihm nicht entgegen seyn. Dann aber schrecke ihn auch die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverlust der Proben davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal gerechnet ꝛc."

Nun trägt sich S. schon wieder mit zwei neuen dramatischen Süjets, und will, wenn er sie beide durchdacht und durchgeprüft habe, zu einer neuen Arbeit übergehen.

„Einer Vorstellung der Jungfrau möchte G. nicht Nr.789.
ganz entsagen. Sie habe zwar große Schwierigkeiten, (*) S.46. 28.April.
doch hätten sie schon große genug überwunden; aber freilich werde durch theatralische Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. (**) Daß S. persönlich etwas Besseres thun könne, als sich einer solchen Didaskalie zu unterziehen, sey er selbst überzeugt; es käme darauf an, ob Er (G.), bei seiner jetzigen Halbthätigkeit, dazu nicht am Besten taugte. Doch davon werde sich reden lassen, wenn sie bald wieder zusammenkommen."

(*) besonders damals, wo die ohnehin kleine und enge Bühne, durch eine Hinterwand beschränkt, gar keine Ferne zuließ.

(**) S. wollte „mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit sey Nichts auszurichten." [Nr. 788, S. 44.]

Nr.790. Das Stück ist nun fertig, aber die Arbeit hat S'n. in den letzten Tagen etwas angegriffen, und die rauhe Witterung ihm sehr zugesetzt und seinem Fleiße geschadet. Demunge-
Nr.795. achtet hat er noch eine Ballade „Leander und Hero" nebst
S.53. einigen andern kleinen Gedichten zu Stande gebracht. Auch spricht er von einem Schauspiel das sich anfange zu organisiren und an dessen Ausführung er in acht Tagen zu gehen gedenke. Der Plan sey einfach, die Handlung rasch und er dürfe nicht besorgen ins Breite getrieben zu werden.

Nr.796. G., in seiner Antwort, war ungewiß ob Schiller damit die Malthefer, oder den untergeschobenen Prinzen meine; d. i. den Betrüger Warbeck, von dem oben Nr. 626 a. und 627 die Rede war und unten Nr. 818 seyn wird.

Jenes Schauspiel von einfachem Plan, rascher Handlung u. s. w. ist offenbar Turandot, die auch gleich im Anfang des folgenden Jahres auf die Bühne kommt.

1802.

Das neue Jahr beginnt mit schriftlicher Beglückwünschung, von Seiten Schiller's mit der kurzen Anrede: „Lassen Sie uns das neue Jahr mit den alten Gesinnungen, und mit guter Hoffnung eröffnen;" und mit der Erwiederung von Seiten Goethe's: „Mit Freuden werde ich Sie auch im neuen Jahre bald wieder mündlich begrüßen und die Fortdauer unseres Verhältnisses zur guten Stunde feiern." Nr. 803. S. 70. 1. Jan.

Goethe reist darauf, um ungestört thätig zu seyn, nach Jena. „Dort, in Knebel's alter Stube, — schreibt er — bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raume auf dieser Erde soviel productive Momente verdanke. Es ist lustig, daß ich an einem weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stünde gar Manches darauf was unser Verhältniß aus mir herauslockte." (*)

(*) Bei einer Wiederherstellung des, während der Kriegsjahre 1806—1813, durch mancherlei Gebrauch zur Einquartierung, bald für Gesunde, bald für Kranke, für Freund und Feind entweihten und entstellten Schloßgebäudes, und dessen neuerer Bestimmung, die mineralogischen und naturhistorischen Sammlungen in seine Räume aufzunehmen, wurden Wände

Da man zu Anfang des Jahres 1802 den Jon von A. W. Schlegel aufgeführt hatte, und dadurch das Publikum an Darstellungen aus dem Alterthum gewöhnt, so war es wohl natürlich, daß auch G's. Iphigenie wieder zur Sprache kam, von deren Aufführung schon früher die Rede gewesen war. S. hatte sie bereits vor zwei Jahren [Nr. 687.] durchgesehen und, ohngeachtet dessen was er [Nr. 396.] daran auszustellen wußte, gar nicht mehr an einem guten Erfolg der Vorstellung gezweifelt. „Es brauche nur Weniges an dem Text verändert zu werden, besonders in Hinsicht auf den mythologischen Theil, der für das Publikum in Masse zu kalt sey. Auch ein paar Gemeinsprüche würde er dem dramatischen Interesse aufzuopfern rathen, ob sie gleich ihren Platz sehr wohl verdienen.“ —

G. hatte damals eine wunderliche Empfindung als er anfing sie wieder zu lesen; er kam nicht weit hinein [Nr. 689.]; und meinte, daß sie wohl schwerlich, selbst nicht durch die Künste des Herrn von Eckartshausen, zu palingenisiren seyn möchte. [Nr. 694.]

Nun aber kam sie aufs Neue in Anregung und G. schickte das Manuscript an S. mit folgender Bevorwortung:
Nr. 806. „Hierbei kommt die Abschrift des gräcisirenden
S. 73. 74. Schauspiels. Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen: es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's

---

und Pfosten jenes Zimmers mit übertüncht, und das Andenken, daß darin vormals ein Genius gehauset, der unsterbliche Werke von hier ausgehen lassen, auch im Gedächtniß der Menschen ausgelöscht. Ich habe noch manches Dictat in demselben nachgeschrieben, und mancher guten Unterredung mit Einheimischen und Fremden darin beigewohnt.

versuchen: denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind ꝛc."

S. will nunmehr die Iphigenia mit der gehörigen Hinsicht auf ihre neue Bestimmung (nämlich aufgeführt zu werden) und jedes Wort vom Theater herunter und mit dem Publikum zusammen hören. — „Was G. das Humane [Nr. 806.] darin nenne, werde diese Probe besonders gut aushalten, und dann rathe er Nichts wegzunehmen. Nächsten Sonnabend (23. Januar) hoffe er Etwas über den Erfolg berichten zu können." — Nr.807. S.75. 20.Jan.

„Die Turandot denke er etwa auf den Dienstag (d. 26. Januar) vom Theater herab zu hören und dadurch erst in den Stand gesetzt zu seyn, zu bestimmen, was noch zu thun ist und was der Ort und der Zeitmoment an dieser alten Erscheinung verändert." — Nr.807. S.77. 20.Jan.

Sie wurde den 30. Januar zum ersten Mal aufgeführt und den 3. Februar abermals. — „Bei der Iphigenia habe er weniger Verheerungen in dem Manuscript angerichtet, als er selbst erwartet hatte vornehmen zu müssen; er fand es von der einen Seite nicht nöthig, da das Stück an sich gar nicht zu lang sey, und von einer andern nicht wohl thunlich, weil, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen als in der Haltung des Ganzen liege, die für die dramatische Forderung zu reflectirend sey ꝛc." — Nr.809. S.80. 22.Jan.

„Da überhaupt in der Handlung selbst zuviel moralische Casuistik herrsche, so werde es wohlgethan seyn, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken. — Das Historische und Mythische müsse unangetastet bleiben, als unentbehrliches Gegengewicht des Nr.809. S.81.

Moralischen, und was zur Phantasie spreche, dürfe am wenigsten vermindert werden."

„Orest selbst sey das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustands nicht in die Sinne falle, da sie blos im Gemüth sey,(*) so sey sein Zustand eine zu lange, zu einförmige Qual, ohne Gegenstand. Hier sey eine von den Gränzen des alten und neuen Trauerspiels." —

Nr.809. „Möchte G'n. doch etwas einfallen,(**) diesem Mangel
S.82. zu begegnen, was ihm (S'n.) freilich bei der jetzigen Deconomie des Stücks kaum möglich scheint. Denn was ohne Götter und Geister daraus zu machen war, sey schon geschehen.(***) Auf jeden Fall empfehle er die Orestischen Stellen zu verkürzen; ferner gebe er zu bedenken, ob es nicht rathsam seyn möchte, zur Belebung des dramatischen Interesses, sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Acte

(*) Ist der Fall weit mehr bei S's. Jungfrau v. O. deren Gewissensangst auch gar keine äußerliche sichtbare Veranlassung hat. Ihre Schuld ging im Gemüth vor. Vom Orest weiß doch endlich alle Welt daß er einen Muttermord beging, und soll das Bewußtseyn dieser Unthat ihn in sichtbaren Gestalten von Rachegeistern umgeben? Das gehört für ein Publikum, das, bigott und abergläubisch, Furien wie Hexen, mit Leibesaugen zu sehen verlangt.

(**) Also nur so einfallen? und hinterher? nachdem das Stück längst in ganz anderm Sinne gedacht und gestaltet war? Und wozu? Damit es auf dem Theater könne mit mehr Effect gegeben werden! G. weiß recht gut, daß es nicht für den großen Haufen ist, darum nennt er es verteufelt human!

(***) Also gerade das höchste Verdienst dieses Stücks keiner sogenannten Maschinerie zu bedürfen, verkennt der obstinate Critiker und verlangt die sinnlichen Fratzen, die ihm noch aus der kurz vorher aufgeführten Iphigenie von Gluck vor der Imagination tanzen mochten! Das heißt den Teufel an die Wand gemalt. — Ist es doch als müßte man G's. Bemerkung an Z. Nr. 571, S. 429 hier anwenden.

durch nicht rühren,(*) etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten."

„Man höre zwar im zweiten und dritten Act von der Nr.809.
Gefahr des Orest und Pylades, aber man sehe Nichts davon, S.82.
es sey nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erscheinung käme."

„Nach seinem Gefühl müsse in den zwei Acten, die sich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beschäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemischt werden,(**) damit auch die äußere Handlung stetig bleibe und die nachherige Erscheinung des Arcas mehr vorbereitet würde: denn so wie er jetzt komme, habe man ihn fast ganz aus den Gedanken verloren."

Es gehöre nun freilich zu dem eigenen Character die- Nr.809.
ses Stücks, daß dasjenige was man eigentlich Handlung S.83.
nennt, hinter den Coulissen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, darin zur Handlung gemacht ist und gleichsam vor die Augen gebracht wird. Dieser Geist des Stücks müsse erhalten werden, und das Sinnliche müsse immer dem Sittlichen nachstehen; aber Er verlange auch nur soviel von jenem als nöthig sey, um dieses ganz darzustellen." —

Schillern erging es mit dem Kunstwerk eines Andern, wie mit der Natur. „Sowie er, nach v. Humboldt's

---

(*) Sollten sie etwa mit ihren Waffen klirren, einen Kriegsmarsch anstimmen u. dergl. um sich wenigstens hörbar wennnicht sichtbar zu machen?

(**) Gegen solche Motive ad extra war S. ja selbst, und mochte sie nicht. [Nr. 842, S. 149.]

Bemerkung, [S. oben S. 343, Note] der Natur, noch ehe sie vollkommen auf ihn einwirken könne, schon selbstthätig entgegeneile, nicht sowohl aus ihr schöpfe, als durch sie begeistert ihr Bild durch eigne Kraft schaffe" — oder wie man auch sagen kann, die Natur nicht zu Wort kommen und ausreden lasse, sondern ihr in die Rede falle als schon wissend wo sie hinaus wolle, und nun weiter spreche; so faßt er auch ein fremdes Kunstwerk nicht in seiner Eigenthümlichkeit, sondern modelt und rectificirt es gleich nach seiner mitgebrachten Ansicht. So erregt freilich das fremde Werk auch seine Productivität, aber er behandelt jenes selbst nur wieder als Stoff. — „Er stellte eine Sache gleich auf den Kopf" — sagte mir G. einmal als davon die Rede war, daß man gewisse Dinge nicht von ihm habe verlangen dürfen. Und dieß, dächte ich, bewies er oben am Meister, und hier an der Iphigenia. Bei diesem herrischen gewaltthätigen Character gehörte denn freilich „so große Liebe, Zutrauen und Treue," wie sie G. besaß, dazu, [A. in D. II, II, 650.] um durch ein solches Verfahren nicht indignirt, wenigstens nicht indisponirt zu werden. Aber Goethe ließ ihn gewähren! [Z. Nr. 446, S. 22.] Freilich verlor er Nichts dadurch: denn das Original blieb und wird bleiben: ein Trost, den sich diejenigen sagen können, denen es nicht Recht ist, daß auch G. einen Romeo für unsere Zeit- und Theaterzwecke umgeändert, wiewohl an nichts Wesentlichem sich vergriffen: man müßte denn die Reden der Amme Baubo für das Pivot des Ganzen halten.

Nr.809. Um nun aber auf die Wunden, die der Critiker dem
S. 83. Autor wie dem Stück geschlagen, ein Pflaster aufzulegen,

daß sie, wonicht heilen, doch wenigstens die Schmerzen lindern möge, kommt er mit seiner, schon beim W. Meister gebrauchten, banalen Uebergangsformel zu bemerken:

„Uebrigens“ habe ihn Iphigenia, da er sie wieder las, tief gerührt; setzt aber, gleichsam als schäme er sich dieser Rührung, limitirend hinzu: wiewohl er nicht läugnen wolle, daß etwas Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. (*) Seele möchte er es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmache.“ (**) Nr. 809. S. 83.

„Die Wirkung auf das Publikum würde das Stück nicht verfehlen, alles Vorhergegangene habe zu diesem Erfolge zusammengewirkt. Bei unserer Kennerwelt möchte gerade das, was wir (d. h. S.; aber auch G.?) gegen dasselbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienst gerechnet werden, und das könne man sich gefallen lassen, da man so oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen gescholten werde.“ (***) — Nr. 809. S. 84.

„Ein mächtiger Interesse als der Warbeck (†) hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar blos der Moment der Hoffnung und dunkeln Nr. 818. S. 102. 10. März.

(*) Sehr Kantianisch, auch im Aesthetischen an der Lauterkeit der Maxime zu zweifeln! Uebrigens möchte denn doch diesem Urtheil etwas von jener Empfindung zum Grunde liegen, die er Br. Nr. 178, S. 79 u. 88 schildert und von der man sich, dem Vortrefflichen gegenüber, nicht anders retten kann als durch die Liebe. Vergl. auch oben Band I, S. 341.

(**) Das kann man sich gefallen lassen! Wenn überhaupt Caput homo est, so ist Seele erst das eigentliche Individuum, und demnach Iphigenie ein Gedicht sui generis, wenn auch kein Drama, nach antikem oder modernem Leisten, noch weniger ein Spectakelstück, wie S. verlangte.

(***) Auch nur ein Goethe'sches Brocardicon, wie das: „einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen.“

(†) S. oben Nr. 626. a. ff. Nr. 796.

Ahndung, aber er ist fruchtbar und viel versprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde." — S. nennt das Interesse nicht, aber wahrscheinlich war es der falsche Demetrius.

Nr.820. S.110. 19.März. Das neue Theater in Lauchstedt war im Werke: „Breter und Balken schwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Musentempel in Lauchstedt (*) — schreibt G. — Lassen Sie doch auch dieses unser Unternehmen auf sich wirken und thun Sie für Ihre ältern Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl wie schwer es hält, doch müssen Sie nach und nach durch Nachdenken und Uebung dem dramatischen Metier soviel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig sind."

Nr.820. S.107. Mit der Iphigenie etwas anzufangen, war G'n. nicht möglich. Wenn S. nicht die Unternehmung wage, die paar zweideutigen Verse corrigire und das Einstudiren dirigire, so glaube er nicht, daß es mit der Vorstellung gehen werde, und doch wäre es in der jetzigen Lage (**) gut, und sie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja schon mit dem Nathan (***) gegangen sey.

Nr.821. S.111. Nun will S. gern das Mögliche thun, um die Iphigenie zur theatralischen Erscheinung zu bringen: „Es ist bei einem solchen Geschäft immer Viel zu lernen und an dem Erfolge zweifle ich nicht, wenn unsre Leute das Ihrige leisten. Es ist mir neulich sogar aus Dresden geschrieben worden,

---

(*) Siehe G's. W. Bd. XXXI, S. 134. 135.

(**) Wo es ihnen um Vermehrung des Repertoirs und Verbreitung eines vielseitigern Geschmacks zu thun war.

(***) Vergl. Nr. 783. 789. 792.

daß man die Iphigenie dort auf die Bühne bringen will, und gewiß werden noch andere Theater nachfolgen."

G. freut sich zu hören, daß S. seine Johanna auch für Weimar der theatralischen Möglichkeit nähern wolle. Ueberhaupt müßten sie (S. und G.), da sie mit dieser Vorstellung so lange gezaudert, sich durch irgend Etwas auszuzeichnen suchen. Nr.820. S.107.

„Mit dem Carlos — schreibt S. — bin ich auf ziemlich gutem Wege und hoffe in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu seyn. Es ist ein sicherer theatralischer Fond in dem Stück, und es enthält Vieles was ihm die Gunst verschaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zusammenzureihen und so das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede ist, so ist das Ganze (*) doch das was zuletzt in Betrachtung kommt." Nr.821. S.111. 20.März.

„Die Jungfrau von O. wollen wir aber erst in Lauchstedt spielen lassen, ehe wir hier damit auftreten. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hiesigen Theaterjahrs einlernen lassen und selbst einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird und daß man in Lauchstedt in allen Ehren damit auftreten kann." Nr.821. S.112.

„Für meine andern ältern Stücke kann ich dieses Jahr Nichts mehr thun; auch eilt es damit nicht: denn wenn nur noch die Iphigenia zu Stande kommt, so kommt die Ge-

(*) Das Publicum faßt selten ein Stück als ein Ganzes auf, meist nur in Stücken, und so gefällt ihm Einzelnes, wenn es mit dem Ganzen unzufrieden ist; auch gefällt ein Stück nicht Allen, sondern nur Einzelnen.

fellschaft dieses Jahr reicher als niemals nach Lauchstedt. Ja, es wäre kaum möglich noch mehrere Stücke einzulernen."

Nr.827. S.120. „Iphigenia wäre auf keinem Fall auf den Sonnabend zu zwingen gewesen, weil die Hauptrolle sehr groß und schwer einzulernen ist. Es war schlechterdings nöthig, der Vohs Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beste für dieses Stück; es ist mir nichts vorgekommen, was die Wirkung stören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetisch schönen Stellen und die lyrischen besonders auf unsre Schauspieler immer die höchste Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyestischen Gräueln und nachher der Monolog des Orest, wo er dieselben Figuren wieder in Elysium friedlich zusammen sieht, müßten als zwei sich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Dissonanz vorzüglich herausgehoben werden. Besonders ist alles daran zu wenden, daß der Monolog sehr gut executirt werde, weil er auf der Gränze steht, und, wenn er nicht die höchste Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber er soll eine sublime Wirkung machen." —

Nr.828. S.122.f. „Was Sie mir von Iphigenia sagen — erwiedert G. — ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe, und es Sonnabend den 15. geben, so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte Manches vor und hinter mich. Wie ich höre geht der Theaterbau zu Lauchstedt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieser Pilz aus der Erde wachsen wird." (*)

(*) Es kamen sehr lustige Geschichten dabei zum Vorschein, die man aber G'n. mußte erzählen hören. Unter andern wurde der Proceß mit der Execution angefangen und so ging die Sache von Statten.

„Die Iphigenia soll auf den 15. einstudirt seyn. Auf Nr.829.
nächsten Dienstag (11. Mai) wollen wir mit dem Stück auf S.125.
das Theater.“ —

„Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum Nr.830.
allerbesten. Künftigen Sonnabend (15. Mai) werde ich am S.126.
Schauspielhause anfahren wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.“ —

„Ob noch Sonnabend den 15. Mai Iphigenia wird seyn Nr.832.
können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren und S.128.
werde alsdann eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarsten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines, für mich, mehr als vergangenen Zustandes.“ —

„Die Vorstellung der Iphigenia auf den Sonnabend Nr.833.
wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der Titus ge- S.130.
stern und heute das Theater wegnahm. Morgen und Uebermorgen aber werden die Theaterproben mit Ernst vorgenommen werden und ich hoffe, daß Sie über Ihr Werk nicht erschrecken sollen. Wohl glaube ich, daß die sinnliche Erscheinung dieses Stücks manche vergangene Zustände in Ihnen erwecken wird, sowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt, mit der sie sich damals zusammenfühlten, und in letzterer Rücksicht wird es mehreren hiesigen Freunden und Freundinnen merkwürdig seyn.“(*) —

„Ich bin in diesen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit Nr.846.
meinem Stück (Braut v. M.) beschäftigt gewesen, und ich S.158.

(*) Dem Leser dieses nun wohl auch, da er die Geschichte dieses Schmerzenskindes von seiner Geburt an kennt, das nun abermals geopfert werden und unter Barbaren gerathen sollte!

habe noch bei keiner Arbeit soviel gelernt als bei dieser. Es ist ein Ganzes das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, (*) als einen zu reichen und zu breiten Gegenstand einzuschränken." —

(*) d. h. aufzuquellen, wie S. es [Nr. 400.] nannte. S. oben Seite 366. — Ein ungünstiger Tropus, als wäre von eingeweichtem Zwieback oder dergl. die Rede!

1 8 0 3.

„Gegen die reiche Abwechselung Ihrer Beschäftigun- Nr.854.
gen (*) sticht meine auf einen einzigen Punkt gerichtete Thätig- S.167.f.
keit sehr dürftig ab; auch kann ich Ihnen das Resultat meiner Einsamkeit nur durch die That beurkunden."

„Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geschäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Acten, nun beendigt, und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir, und das letzte Sechstheil, welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieser letzten Handlung sehr zu Statten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbstmord des andern ganz getrennt habe, daß dieser jenen Actus vorher rein beendigt, als ein Geschäft dem er vollkommen abwartet, und erst nach Endigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und Schwester,

---

(*) von denen G. ihm blos geschrieben hatte [Nr. 853.], „da Beide sich gegen das Ausgehen sträubten und nur, wie jene Verliebte, **über den Schirm** correspondirten."

den Don Cesar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Ceremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden." — Nach einigen Tagen schreibt Schiller:

Nr.856. S.172. „Mein Stück ist fertig, und da ich etwas davon in diesen Tagen verlauten ließ, so hat der Herzog von Meiningen den Wunsch geäußert es zu hören. Weil es nun mein Dienstherr ist, dem ich einige Attention schuldig bin, und es sich gerade trifft, daß ich seinen Geburtstag dadurch feiere, so werde ich es heute Abend um 5 Uhr in einer Gesellschaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorlesen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen, und wie ich glaube, auch lieber das Stück allein lesen oder anhören. Ich habe mich in der Catastrophe viel kürzer gefaßt als ich erst wollte, überwiegender Gründe wegen." —

Nr.857. S.173. „Sagen Sie mir doch ein Wort, — fragt G. — wie die gestrige Vorlesung abgelaufen: denn ein geübter Autor weiß wahre Theilnahme von Ueberraschung zu unterscheiden, sowie Höflichkeit und Verstellung zu würdigen. Zunächst bitte ich um Mittheilung des Stücks, wodurch mir für diesen Abend ein großes Fest bereitet würde." —

Nr.858. S.175. „Die gestrige Vorlesung von der ich mir eine sehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, ist mir durch eine recht schöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Bestandtheile meines Publikums fanden sich wirklich in einem gemeinsamen Zustande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwiesen sich in ihrer ganzen Kraft, auch die sanftere Rührung gab sich durch schöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute all-

gemein durch seine naiven Motive und begeisterte durch seinen lyrischen Schwung, sodaß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Bretern eine bedeutende Wirkung von dem Chor versprechen kann. — Mein gestriges Exemplar muß ich dem Herzog schicken. Vielleicht kann ich Ihnen doch noch vor Abend ein anderes Exemplar verschaffen. Alsdann wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, etwa Morgen Mittag zusammenkommen und darüber conferiren; denn ich wünschte das Stück, wenn es die Bühne betreten soll, bald möglichst zu diesem Gebrauch einzurichten, um es auch nach Berlin, Hamburg und Leipzig versenden zu können."

„Der Chor hat sich bereits in einen Cajetan, Berengar, Nr.860.
Manfred, Bohemund, Roger und Hippolit, sowie in zwei S.178.
Boten, in einen Lanzelot und Olivier, verwandelt, (*) sodaß das Stück jetzt von Personen wimmelt."

„Es ist gestern (den 27. Febr.) für eine erste Leseprobe Nr.862.
recht ordentlich gegangen. Der Chor wird, wie ich augurire, S.179.
gut gesprochen werden und Effect machen. Ueber einige Dinge, worüber ich Sie bitte gemeinschaftlich mit mir zu halten und zu wachen, mündlich."

„Vorsichtshalber bitte ich Sie das Theaterexemplar der Nr.864.
Braut v. M. sich ausliefern zu lassen. Ich weiß daß hier S.181.
Jagd darauf gemacht wird, und die Anzeigemacher könnten desselben benöthigt seyn." (**)

(*) Ganz gewiß auf G's. Anrathen, wie dieser auch in der Glocke, bei ihrer dramatischen Aufführung, die langen lyrischen Monodieen unter mehrere Sprecher vertheilte, daß eine gegliederte amöbäische Kette daraus wurde.

(**) Vergl. oben Nr. 562.

S. muß nun, nach seiner Art, gleich wieder an ein anderes Stück gehen und so liest man:

„Ich habe meine alten Papiere über die Malthefer wieder vorgenommen, und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden." —

Nr. 865. S. 182. Nun ist auch von Besetzung und Austheilung der Rollen in der Jungfrau v. O. die Rede, die also gegen S's. frühere Intention [Nr. 821, S. 112.] sie zuerst in Lauchstedt auftreten zu lassen, noch in Weimar aufgeführt werden soll und auch wird, wie wir gleich sehen. Vorher ging von der Braut v. M. eine Probe so gut von Statten, daß G. gar nicht zweifelte das Stück könne den 19. März gegeben werden. Es wurde auch wirklich an diesem Tage zum ersten Mal aufgeführt und am 26. wiederhohlt.

Nun aber erscheint auch, wovon im ganzen Briefwechsel noch nicht die Rede war, G's. Eugenia, oder: die natürliche Tochter, zuerst auf der Bühne, den 2. April, und wurde den 16. wiederhohlt.

Am 23. endlich ward die Jungfrau von Orleans zuerst aufgeführt, am 30. April abermals und den 7. Mai zum dritten Mal, sodaß also beide Dichter das Glück genossen mit den Producten ihrer Muse abwechselnd aufzutreten, wodurch dieses Jahr sich als besonders merkwürdige Epoche sowohl für sie, als das deutsche Drama überhaupt auszeichnet.

Nr. 872. S. 187. Außerdem hatte sich S. noch durch ein kleines Lustspiel, nach dem Französischen des Piccard, legitimirt, unter dem Titel Onkel und Neffe, worüber er sich gegen G., der

ihm am Tage der Aufführung (d. 18. Mai) sich dessen zu Nr.872.
erfreuen wünscht, also vernehmen läßt: S.187.

„Mein kleines Lustspiel hat das Publikum sehr belustigt Nr.876.
und macht sich auch wirklich recht hübsch. Es ist mit vieler S.194.
guten Laune gespielt worden, ob es gleich nicht zum besten einstudirt war, und unsre Schauspieler, wie Sie wissen, gern sudeln (*), wenn sie nicht durch den Vers in Respect gehalten werden. Da Plan und Gedanken nicht mein gehörten und die Worte extemporirt wurden, so habe ich mich um die Vorstellung selbst keines Verdienstes zu rühmen. Das zweite Piccardische Stück (der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen) kann hier nicht mehr einstudirt werden, weil Graff und Becker in dem Niemeyerschen Stück Viel zu thun haben, das man in Lauchstedt produciren wird.“ —

Es wurde auch erst nach Rückkehr der Gesellschaft in Weimar den 12. Octbr. gegeben und den 26. wiederhohlt.

Schiller ging diesen Sommer auf einige Wochen nach Nr.881.
Lauchstedt, wohin ihn schon vorm Jahre Schauspieler und S.201.f.
academisches Publikum von Halle gewünscht und gehofft hatten. Von seinem Aufenthalt giebt er G'n. einige Nachricht und darunter auch von der Aufführung seiner Eugenie. „Die natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden, besonders die letzte Hälfte, wie dieß auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen bei dieser Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen.“ —

Diese Erwähnung ist etwas flau, und allerdings be-

(*) d. h. in dem beliebten und belobten Conversationston sprechen, Sylben verschlucken und Worte und Namen, worauf Alles ankommt, überhuien.

deutender, die merita causae auseinandersetzend, ist was S. darüber an Humboldt schreibt.

Nr. 880. S. 198. Während dessen hatte G. sich nach Jena begeben „wegen des Drucks von dem verschiedenen Zeug, das er in die Welt sende," um die noch brauchbaren drei Monate zu nutzen und das von außen Geforderte nothdürftig zu leisten.

Nr. 880. S. 199. „Auch das altdeutsche wiedererstandene Drama (er meint Götz v. B.) bilde sich mit einiger Bequemlichkeit um. Er wußte nicht zu sagen ob sich's organisirt oder krystallisirt: welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufe." —

Während G. sich mit seinem Götz beschäftigte, der aber erst im folgenden Jahre fertig ward und zur Aufführung kam, bewegte sich S. „um den Waldstettersee herum." Die Conception des Tell war also in der Zwischenzeit vor sich gegangen, nicht ohne lange vorhergepflogene Verhandlung mit G., dessen Relationen S. bereits oben [Nr. 372.] begierig gelauscht hatte, und der von seinem epischen Tell bereits vier Gesänge näher motivirt S'n. anzeigte [Nr. 472, S. 230].

Inzwischen war auch der kühne Versuch den Julius Caesar von Shakspeare auf die Bühne zu bringen im Werke, der umsomehr von G's. Muth und Geschicklichkeit Zeugniß ablegt, als zu der Aufführung noch drei unlängst angenommene theatralische Recruten erst zugestutzt werden mußten.

Nr. 886. S. 208. S. wünscht G'n. guten Succeß, der auch erfolgte, sodaß
Nr. 887. S. 209. nach der ersten Probe S. gestehen mochte: „er nehme einen großen Eindruck mit, und über acht Tage bei der zweiten Probe werde er G'n. Etwas darüber sagen können." —

„Es ist keine Frage daß der Julius Caesar alle Eigenschaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Interesse der Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenschaft, und sinnliches Leben vis à vis des Publikums; und der Kunst gegenüber hat er Alles was man wünscht und braucht. Alle Mühe die man also noch daran wendet, ist ein reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen.“ — „Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Werth, mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung versetzt.“ —

Die Hauptprobe war den 30. Septbr. und G. freute Nr.895.
sich sehr über das am meisten durch Schiller's Theilnahme S.217.
Geleistete. Bei der nächsten Vorstellung schon hoffte er die Erscheinung zu steigern: es sey ein großer Schritt, den sie gleich zu Anfang des Winters thun. „Ich will gern gestehen, daß ich es auch in dem Sinn unternahm Ihre wichtige Arbeit (den Tell) zu fördern; für mein Vornehmen (den Götz) hab' ich auch schon Vortheil daraus gezogen.“ —

So wurde denn das Stück Sonnabend den 8. Octbr. zum ersten Mal aufgeführt. Die Leistung war groß und jene drei Tironen, Wolff, Grüner und Grimmer, übertrafen alle Erwartung.

Der Rest des Jahres gab Goethen noch viel anderweitige, mit der Poesie Nichts gemeinhabende Beschäftigung, ja Plackerei, wozu noch die deprimirenden Einflüsse der kurzen Tage sich steigernd gesellten. Dahin gehörte die Rehabilitirung der Jenaischen Literatur-Zeitung, da die bis-

herige nach Halle zu verpflanzen auswärtige Freunde mit einheimischen Feinden sich angelegen seyn ließen; wiewohl sie nur den meist leeren Bauer statt der Vögel zusammt mit hinüberbekamen. Die Ausfertigung verschiedener Promemoria zu Anwerbung neuer Mitarbeiter, mehrseitige Correspondenz, Abfassung eines Programms über die Weimarische Kunstausstellung und Polygnot's Gemälde als Preisaufgabe, und zu dem Allen, am Schluß der vollgeschriebenen Qualentafel, der Besuch eines der lebhaftesten unruhigsten weiblichen Schöngeister, der Frau von Staël, die selbst in gesunden und unbesetzten Tagen ihm allein schon zu schaffen machen konnte, während S. sich wenigstens dieser Störung einigermaßen erwehren, und seine besten Stunden der Vollendung seines Tell widmen mochte.

Wie Goethen zu Muthe war, als er aus seinem Jenaischen, wenn ihm auch nicht erfreulichen, doch für Andere nützlichen Geschäfte herausgerissen werden sollte, um in den Strudel der Societät und den Schwall der Conversation unterzutauchen, ersieht man aus seinem confidenziellen Schreiben an Schiller [Nr. 900]. „Glück zu allem was Ihre Einsamkeit hervorbringt, nach eigenem Wünschen und Wollen! — ruft er seinem Freunde zu. — Ich rudre in frembem Element herum, ja ich möchte sagen, daß ich nur darin patsche, mit Verlust nach Außen, und ohne die mindeste Befriedigung von Innen oder nach Innen. Da wir denn aber, setzt er mit seiner resignirenden Ironie hinzu, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzustellen haben; so mag denn das auch für ein Leben gelten. Tausend Lebewohl im himmlischen Sinne!" —

Diesmal keine gewöhnliche Schlußformel, sondern einer von den Schmerzenslauten, die der Dichter ausstößt, wo ein anderer Mensch in seiner Qual verstummt.

Er sträubte sich nun so lange wie möglich; mußte aber doch dem Willen des Herzogs, und selbst dem Zureden seines Freundes, der ihm jenes Schreckbild in der Nähe zu betrachten anrieth, um einer gewissen Spannung loszuwerden, und deshalb eine Characteristik von ihr entwarf, unwillig-willige Folge leisten. G. hat jenes Schreiben, als auf einmal über das wechselseitig aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufklärend, aus dem Briefwechsel in seine Tags- und Jahreshefte herübergenommen [Bd. XXXI, S. 164].

---

1 8 0 4.

So war denn G. den 24. December von Jena herübergekommen, mit einem starken Katarrh, den er sich durch den Winteraufenthalt im Jenaischen Schlosse (ungewarnt durch jenen gefährlichen im Jahre 1801) zugezogen hatte, mußte einige Tage im Bette, dann Wochenlang im Zimmer aushalten, und so konnte die Unterhaltung mit der Dame, vorerst nur durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Zirkel stattfinden.

Von ihrem Wesen, ihrer Art zu seyn, zu leben und zu denken, von dem Inhalt ihrer Unterredungen giebt er Nachricht in seinen Tags- und Jahresheften [XXXI, 170 ff.]. Sie hatte es gleich anfangs dadurch bei ihm verdorben, daß sie mit größter Naivetät ihm versicherte [Nr. 907.]: Sie werde seine Worte, wenn sie solcher habhaft werden könne, sämmtlich drucken lassen. Wie dieß auf ihn wirken mußte, bei seiner bekannten Discretion, wäre schon aus dem ersten Bande Seite 39. ersichtlich; nun sagt er selbst noch [XXXI, 175.], daß durch diese und andere Aeußerungen der böse Genius in ihm aufgeregt worden, und er nicht anders als widersprechend, dialectisch und problematisch alles Vorkommende behandelt und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung gebracht habe.

So erinnere ich mich noch jetzt eines Tages, wo die Dame bei G. zum Besuch war, in einem Zimmer das gerade unter dem meinigen lag, Beide in überlautem und heftigem, fast leidenschaftlichem Gespräch begriffen gehört zu haben, wobei besonders sie so kreischend schrie und tobte, daß ich fürchtete sie würde, nach oben die dünne Decke durchbrechend, gleich einer zornigen Fee, zum Dache hinaus in die Lüfte fahren. G. versicherte mir auch nachher, daß er sie durch seine Argumente so ins Enge getrieben, daß es beinah diesen Anschein gehabt hätte. Doch fehlten auch heitre und gemüthliche Scenen nicht, wie die, welche G. so anmuthig erzählt, Bd. XXXI, S. 175., obschon er das eigentliche academische Kunstwort nicht ausspricht, sondern umschreibt.

Ungeachtet dieser Störungen von außen, denen beide Dichter ausgesetzt waren, ist S. doch so glücklich von seiner Arbeit am Tell Goethen den ersten Act vorlegen zu können, Nr.911.
den dieser mit der Belobung empfängt: „Das ist denn Nr.912.
freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein vortreffliches! wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist Alles so recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effecte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen, bei der einen wünschte ich noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist; (*) bei der andern bemerke ich soviel: der

(*) Wahrscheinlich die Stelle, wo der Apfelschuß gefordert wird, und weit und breit kein Apfel zu sehen und zu hören ist. Da pflanzte G. einen Apfelbaum in die Nähe, um Aug' und Sinn des Landvogts sich an jenes Schützenkunststück erinnern zu lassen, und den Zuschauern die Besorgniß wo so geschwind ein Apfel herkommen könne, zu ersparen. — G. mußte

Schweizer fühlt nicht das Heimweh weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört: denn er wird, soviel ich weiß, sonst nirgends geblasen; sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. — Fahren Sie fort, uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen; halten Sie sich auch wacker im Hades der Societät, und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch etwas zu kauen gebe!" (*) —

Nr.913. „An Ihrer Exposition — fährt er fort — habe ich mich recht gelabt und indessen davon gezehrt. Es ist recht gut, daß Sie den Widerspruch gegen die zudringliche Nachbarin durch eine solche gleichzeitige That äußern, sonst müßte der Zustand auch ganz unerträglich seyn. Da ich jetzt krank und grämlich bin, so kommt es mir fast unmöglich vor, jemals wieder solche Discurse zu führen. Man begeht doch eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geist, wenn man ihr auch nur im mindesten nach dem Maule redet. Wäre sie bei Jean Paul in die Schule gegangen, so hielte sie sich nicht so lange in Weimar auf; sie mag's auf ihre Gefahr nur noch drei Wochen probiren." — Auf S's. Erbieten

---

Alles motiviren, und es hätte — wie er einmal zu mir sagte — in einem seiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung seyn können, ohne daß er es nicht schon früher, unvermerkt und als hätte es Nichts auf sich, beigebracht oder angemeldet haben würde. — Das ist nun freilich nicht nach der neuesten Aesthetik, aber man wird es als Rococo müssen gelten lassen.

(*) Anspielung auf Polygnot's Gemälde, den Hades (Unterwelt) vorstellend, worin unter andern „ein Mann, mit dem bedeutungsvollen Namen Oknos bezeichnet, einen Strick aus Schilf flicht; dabei steht eine Eselin, die das Geflochtene sogleich aufzehrt." S. Bd. XLIV, S. 106.

ihm das Rütli zu schicken, erwiedert er sogleich: „Das Rütli wird mir große Freude machen. Ich verlange sehr, das was einzeln so gut eingeführt ist, nun im Ganzen beisammen zu sehen." — Nach Lesung desselben schreibt er:

„Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Nr.915. Preises werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu constituiren, ist fürtrefflich, sowohl der Würde wegen, als der Breite die es gewährt. Ich verlange sehr das Uebrige zu sehen. Alles Gute zur Vollendung!" —

S. war dem Ziel seiner Arbeit nahe und mußte sich vor allem, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern konnte, sorgfältig hüten, besonders aber vor allen französischen Freunden. Er konnte deshalb G's. Einladung auf einen Abend, wo Frau von Staël und Herr von Constant bei ihm seyn würden, nicht annehmen, und bat G. ihn mit der evangelisch-christlichen Liebe, die er ihm in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit halten wollte, zu entschuldigen.

Eben als G. im Begriff stand sich nach S. und seiner Arbeit zu erkundigen, da es ihm allzulästig wurde, Nichts von ihm zu sehen und zu hören, kam das Stück an mit folgendem Billet:

„Hier übersende mein Werk, für das ich unter gegen- Nr.926. wärtigen Umständen nichts weiter zu thun weiß. Wenn Sie es durchlesen haben, bitte ich es zurückzusenden, weil der Rollenschreiber darauf wartet. — Soll es gegen Ostern gegeben werden, so müßten wir suchen es acht Tage vorher zu Stande zu bringen, um noch von Zimmermann's Gegenwart und, in Rücksicht auf die Casse, von dem actuel-

len Zustand in Jena zu profitiren, der sich nach Ostern verändern kann." —

Von den mannigfaltigen Besorgungen und auch vom Wetter sehr angegriffen, mußte sich S. noch einige Tage zu Hause halten; auch war ihm, nach der Abreise „ihrer Freundin," nicht anders zu Muthe, als hätte er eine große Krankheit ausgestanden. Es war ihm daher recht zum Trost, daß G., obgleich selbst noch nicht völlig hergestellt, sich des Tell annehmen wollte.

„Der Anblick des Stücks und der Rollenvertheilung hat mich sehr vergnügt, erwiedert G. Ich sollte denken man müßte die Vorstellung vor Ostern zu Stande bringen, obgleich nur knapp; doch davon, sobald ich gelesen habe. Jetzt nur recht herzlich Dank;" und bald darauf: „Das Werk ist vortrefflich gerathen und hat mir einen schönen Abend verschafft." —

Einige Bedenklichkeiten wegen der Aufführung vor Ostern waren beseitigt: denn der Tell kam wirklich vor Ostern, eine ganze Woche vor der Charwoche, wo das Theater geschlossen wird, und zwar den 17. März zum ersten, den 19. zum zweiten und den 24. zum dritten Mal auf die Bühne. (*)

Während so S. an der Vollendung seines Tell arbeitete, hatte G. den alten Götz, von dem er oben schon bemerkte, daß er mit einiger Bequemlichkeit sich umbilde, wieder vorgenommen, um ihn, wie er an Z. [Nr. 39.] schreibt,

(*) „Was unser Schauspiel zu leisten vermag, hat sich beim Tell gezeigt, der recht gehörig gegeben worden" — schreibt G. an Zelter Nr. 41 — 28. März.

„zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf einmal hinunterschlucke." Er fand aber: „es sey eine böse Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfange und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt habe, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben." (*) —

Er fuhr auch im Sommer daran fort und hoffte ein reines Manuscript und die ausgeschriebenen Rollen zu haben, ehe die Schauspieler von Lauchstedt wieder zurückkämen. Dann wollte er es außer ihm sehen (**) und das Weitere überlegen. Wenn es mit der Länge nur einigermaßen gehe, so habe er wegen des Uebrigen keine Sorge.

Schiller freute sich, daß G. so weit sey und man also dieser theatralischen Festlichkeit mit Gewißheit entgegensehe.

G. meldet dieß auch Zeltern: „Von meinem Götz hoff' ich in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit soweit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahre in dieser Arbeit penelopeïsch verfuhr und was ich gewoben hatte immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz, was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht

---

(*) Eine Bemerkung, die er schon in seiner Kindheit bei dem Umbau seines väterlichen Hauses gewinnen mochte, und später beim Schloßbau wiederholten.

(**) „Ich verlange sehr diesen umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte: denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, so wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde zwar gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden spielen. Außer der Exposition der ersten anderthalb Acte, welche fast ganz geblieben sind, ist das Stück durchaus decomponirt und recomponirt." [Br. an Z. Nr. 48, d. 8. August.]

auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das ebenauch so mit andern weggethan seyn sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit mehr Sammlung auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig."

Es wurde nun auch in dieser neuen Gestalt gegeben (d. 22. Sept.) wie G. an Zelter [Nr. 52.] ebenfalls berichtet. „Der Götz ist gespielt, ich sende hier den bunten Zettel. Herr L. übernimmt Ihnen von dem Stück und der Aufführung zu erzählen. Ich würde es selbst gut heißen, wenn es nicht übermäßig lang wäre. Das nächste Mal laß ich es theilweise spielen. (*) Dann wird sich zeigen, welche einzelne Partien das Publikum am liebsten missen will, die mögen dann herausbleiben." —

Späterhin spricht G. Veranlassung, Absicht und Erfolg zusammen in einem Selbsturtheil aus, das wohl die zufrieden stellen wird, die an dieser allerdings mißlichen Umarbeitung keinen sonderlichen Gefallen finden. (**)

„Der Verabredung mit Schiller gemäß, ein Repertorium unseres deutschen Theaters nachundnach zu bilden, versuchte ich mich an Götz von Berlichingen, — da Schiller diese neue Bearbeitung nicht selbst übernehmen wollte, obgleich mit Rath und That beistehend [XLV, 31.], jedoch ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück

(*) D. 29. Sept. den ersten Theil, den 13. Octbr. den andern.

(**) Sind doch im Grunde alle diese von S., ja von G. selbst vorgenommenen Orthopädien seiner Stücke meist Verschlimmbesserungen, und „der Fehler nahm sich besser aus als die Tugend."

blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scene, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden." [XXXI, 188.] Von der neuen Gestalt des Stücks und der Art wie er dabei verfahren, giebt er Rechenschaft Bd. XLV, S. 31 — 36.

Den 19. Juli war Schiller nach Jena gereist; es traf ihn aber daselbst ein harter Unfall, der leicht lebensgefährlich hätte werden können.

G., der davon erst spät erfuhr, hatte darüber gemurrt und sich geärgert, wie seine Schmerzen gewöhnlich sich ausließen. Nun freut er sich herzlich daß es seit dem 3. August besser geht und räth nur „bei der unerträglichen Hitze, die S'n. nicht zu Kräften kommen ließ," sich ruhig zu halten.

Nach einiger Zeit fragt G. bei S. an: „wie die Geschäfte gehen und stehen." Ohne Zweifel meint er damit das kleine aber herrliche Vorspiel: Die Huldigung der Künste, gedichtet zum feierlichen Empfang der am 9. November in Weimar ersehnt und allbeglückend einziehenden, unlängst in Petersburg mit dem Erbprinzen von Weimar vermählten Großfürstin von Rußland Maria Pawlowna. Es wurde aufgeführt den 12. November.

Gegen Ende des Jahrs war G'n. durch S. ein Antrag Nr. 947. zugekommen zur Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs Rameau's Neffe. Die Hälfte derselben glaubte G. in der Mitte des Januars 1805, die andre Hälfte zu Ende des Monats abzuliefern. Mit den Anmerkungen sehe es schon etwas weitschichtiger aus. „Anfangs — so bemerkt er höchst

treffend, und gewiß mit Zustimmung aller die sich je in aufträgliche literarische Unternehmungen eingelassen, — anfangs geht man ins Wasser und glaubt man wolle wohl durchwaten, bis es immer tiefer wird, und man sich zum Schwimmen genöthigt sieht."

„Wann also diese Zugabe fertig werden könne, da er auch vor Ostern noch die Schilderung Winkelmann's liefern müsse, sey schwerer zu berechnen."

---

1 8 0 5.

Wenn das vergangene Jahr mit traurigen Abspecten drohte, indem zu Anfange Alles krank war, und Weimar, nach G's. Ausdruck, ein allgemeines Lazareth; wenn Schiller auch in der Mitte desselben einen harten Anfall zu bestehen hatte, dessen Wirkungen und Folgen erst bei einer spätern Wiederholung gefährlich werden sollten: so beginnt das neue abermals mit dem Unwohlseyn beider Dichter, beide müssen Haus und Zimmer hüten.

G's. Zuhausebleiben ist kein freiwilliges und S. ist Nr.949. noch am besten dran, der durch die Noth gezwungen sich mit dem Kranksеyn nachundnach hat „vertragen" lernen. Er war froh daß er den Entschluß gefaßt und ausgeführt, sich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen, der Phädra von Racine: so sey doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens Etwas entsprungen, und er habe indessen doch gelebt und gehandelt.

G. ihm Glück wünschend zu dem guten Gebrauch der Nr.950. gefährlichen Zeit, hat drei Acte mit vielem Antheil gelesen. „Das Stück exponire sich kurz und gut, und die gehetzte Leidenschaft gebe ihm Leben. Er habe die beste Hoffnung da-

von. Dazu komme, daß einige Hauptstellen, sobald man die Motive zugiebt, von vortrefflicher Wirkung seyn müssen. In diesen sey auch die Diction vorzüglich gut gerathen. Uebrigens hatte er angefangen, hier und da einige Veränderungen einzuschieben; die beziehen sich aber nur auf den mehrmals vorkommenden Fall, daß ein Hiatus entsteht, oder zwei kurze unbedeutende Sylben statt eines Jambus stehen. Beide Fälle machen den ohnehin kurzen Vers noch kürzer, und er habe bei der Vorstellung gemerkt, daß der Schauspieler bei solchen Stellen, besonders wo sie pathetisch sind, gleichsam zusammenknickt und aus der Fassung kommt. Es werde wenig Mühe kosten solchen Stellen nachzuhelfen." — Auch der Herzog hatte Aehnliches bemerkt und einige treffliche Verbesserungsvorschläge gethan.

Nr.957. Die Phädra, deren Aufführung sich G. annahm, war zweimal gegeben worden, den 30. Jan. und 16. Febr., als S. wiederum einen neuen Krankheitsanfall erlitt, der leider in die traurigsten Nachwehen ausschlagen sollte. „Die
Nr.959. zwei harten Stöße — klagt er — die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben mich zu erhohlen. Mein jetziger Anfall scheint zwar nur die allgemeine epidemische Ursache zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem so geschwächten Zustand überfallen, daß mir ebenso zu Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist."

Während seiner Reconvalescenz schickt ihm G. den An- Nr.961.
fang der neuen Literaturzeitung, und darin seine ästhetischen Recensionen über Voß, Hebel, Grübel, sammt seinen Aufsätzen über Winkelmann. S. liest sie mit wahrem Vergnügen, und seine Billigung macht G'n. große Nr.962.
Freude.

„Die Winkelmann'schen Briefe kommen ihm eben Nr.962.
recht, um seine Reconvalescenz zu befördern. Es gehe noch immer zum Bessern und er denke nächstens die Luft zu versuchen. G. solle fortfahren sich immer mehr zu erheitern und zu stärken. Wenn sich der Wind lege, wage er sich vielleicht Morgen (27. Febr.) heraus und besuche ihn." —

S. hat sich endlich mit ganzem Ernst an seine Arbeit, Nr.964.
d. h. seinen Demetrius, angeklammert, und denkt nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. „Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen, wieder Posto zu fassen und er mußte sich Gewalt anthun. Jetzt aber sey er im Zuge! — Der kalte Nordostwind werde auch G'n. wie ihm die Erholung erschweren; doch habe er sich diesmal noch leidlicher befunden als sonst bei gleichem Barometerstand mit ihm der Fall sey."

G. wünscht ihm Glück zur Arbeit und freut sich, bald Nr.966.
etwas davon zu sehen; seine drei Skizzen zu einer Schilde- 20.April.
rung Winkelmann's sind gestern (19. April) abgegangen. „Ich weiß nicht — sagt er — welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: in doloribus pinxi; diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur daß der Leser Nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die

Gichtschmerzen nicht spürte. — Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freilich in das weite und breite Feld der Musik. Ich will sehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen, und sodann sobald als möglich aus diesem Reiche, das mir doch so ziemlich fremd ist, wieder herauszukommen."

Nr.968. G. sendet endlich den Rest des Manuscripts zu Rameau und bittet S'n. es noch einmal anzusehen und dann an Göschen zu schicken.

„Wäre nicht Alles — setzt er sehr wahr und tief aus dem Leben gegriffen hinzu — was man thut und treibt, am Ende extemporisirt; so würde ich bei den sehr extemporisirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Trost ist dabei, daß ich sagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gern überall gegenwärtig seyn, wohin es gelangen wird."

Nr.971. 24.April. S. findet: „die Anmerkungen lesen sich vortrefflich, auch unabhängig vom Texte, auf den sie übrigens ein sehr helles Licht verbreiten. Was über französischen Geschmack, über Autoren und Publikum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unser Deutschland gesagt werde, sey ebenso glücklich und treffend, als die Artikel von Musik und Musikern, von Pallisot und Andern, für das commentirte Werk passend und unterrichtend sind. Er habe Weniges zu bemerken gefunden und auch dieses nur in Beziehung auf den Ausdruck, eine einzige kleine Stelle im Artikel Geschmack ausgenommen. Da ihm die Anmerkungen so gut als fertig scheinen, so könnten sie gleich mit morgendem Posttag abgehen. Funf-

zehn Artikel darin interessirten für sich selbst und schon die Hälfte derselben würde die Anmerkungen gerechtfertigt haben. Der Brief schließt mit:

„Leben Sie recht wohl und immer besser!" —

Leider sollte dieses Lebewohl das letzte schriftliche seyn. G. und S. sahen sich nur noch einmal. Bei einem ersten Ausgang G's. im Anfang des Mai's, fand ihn G. im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon er ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte G'n. ihn zu begleiten, und so schieden sie vor seiner Hausthüre und sahen sich niemals wieder. S's. Geist war am 9. Mai der Erde entrückt, und Niemand getraute sich G'n. die Trauerkunde zu bringen, um den zeither körperlich angegriffenen, der Genesung nur entgegenschwankenden nicht in schlimmere Rückfälle zu stürzen.(*) Als sie unausbleiblich ihm doch werden mußte, geschwahnt oder zufällig, erfuhr man nur daß G. mit seinem Schmerz sich eingeschlossen, Niemanden vor sich ließ. Zeugen desselben waren keine.

Was G. an S. verlor, weiß nur Er zu sagen. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns."(**) In der geistigen Ehe, in der sie mit einander lebten, war mit dem Scheiden des einen Theils auch der andere vom Leben, von dessen Vollgenuß und Thatkräftigkeit geschieden, und diese

(*) Vergl. G's. Werke Bd. XXXI, S. 192.
(**) Br. an Z. Nr. 63.

plötzlich entstandene Kluft konnte nie wieder auf eine homogene Weise ausgefüllt werden. Welchen Schmerz G. bei diesem Verlust empfand, welchen Trost, um ihn übertragen zu können, er anstrebte, wie er von Verzweiflung zum Enthusiasmus aufgeregt, das angefangene Werk seines Freundes in seinem Sinne fortzusetzen und abzuschließen, ihm die würdigste Todtenfeier zu bereiten und ihrem Zusammenseyn das erfreulichste Monument zu stiften gedachte; wie dieser Wunsch noch im Epilog als letzter Ton der Glocke aus- und nachhallt, den das Lied von ihr anschlägt — das Alles höre man ihn selber mit dem wahrhaften Ausdruck einer eigens und tief empfundenen Trauer für alle Folgezeit aussprechen. Es wäre vermessen sich in seine Empfindungen eindrängen und sie interpretiren oder gar paraphrasiren zu wollen. Genug, die Absicht des gegenwärtigen Berichterstatters konnte nur seyn: einmal von Göthe's innerm intellectuellen und mentalen Leben in einer gewissen Periode, den Schleier den die Zeit entstellend darüber geworfen, bescheiden zu lüften und wenn auch nicht dasselbe im ganzen Umfange seiner Herrlichkeit zu enthüllen, doch diese in weiterer Beziehung ahnden und errathen zu lassen; sodann aber das für seine ästhetische und literarische Wirksamkeit wichtigste Verhältniß in dem Zusammenleben mit Schiller, aus dem falschen Lichte, ja vielmehr aus dem Schatten zu rücken, in welchen es Parteigeist und Anmaßung zu stellen und zu erhalten zur patriotischen Angelegenheit machen.

Aus dem mit gewissenhafter Treue, bei möglicher Kürze, gelieferten Auszug ihrer gegenseitigen Correspondenz, die von Wenigen gekannt, von noch Wenigern gelesen, von den Wenigsten nachgeschlagen seyn und werden möchte, — gewiß

nicht von der jetzt wortführenden Generation — dürfte nun wohl von selbst für alle Zeit hervorgehn, Wer unter beiden Geistern von dem andern am wesentlichsten und dauerndsten im Leben und im Tode gefördert worden; und somit die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, wennnicht völlig gelöst, doch zu endlicher Lösung vorbereitet seyn.

Nachwort.

Nachdem wir G's. Bildungsgang bis zu einem Hauptabschnitte seines Lebens nicht nur, sondern auch bis zu einer Hauptepoche der Weltgeschichte, einem Wendepuncte derselben, [1806,] verfolgt haben, und zwar in und mit actenmäßiger Darlegung seiner Correspondenzen, dem wesentlichen Inhalt nach, ist es wohl nöthig, ehe wir zu einem andern Abschnitt übergehen, zu Rechtfertigung dieses Verfahrens, G's. eigene Ansicht über briefliche Denkmäler so überhaupt wie insbesondere über die gegenwärtige Correspondenz mitzutheilen; woraus denn erhellen dürfte, daß es jedenfalls räthlicher und auch redlicher war, die Worte der Correspondenten zu geben, als sie durch modernes Räsonnement aufgelöst und mit modischer Critik versetzt in subjectiv gezogene Resultate zu verwandeln. Es ist wenigstens artiger die Zeit selbst reden und sich aussprechen zu lassen, als ihr ins Wort fallend sie corrigiren und rectificiren zu wollen. Möge die nächste Folgezeit auch die gegenwärtig wortführende ebenso human behandeln, damit auch ihr Wollen und Bestreben, gleichviel ob zulänglich oder unzulänglich, billige Anerkennung finde.

„Briefe — sagt G. — gehören unter die wichtigsten Denkmäler die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch: denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich vom Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“ —

„Was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, ist: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation, noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.“

„Wenn nun aber dieses für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Documente doch am meisten ein für allemal demjenigen der solche Zeit miterlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückversetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.“

„Meine Correspondenz mit Schiller wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich

expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe: denn ich erfahre was ich einmal war."

„Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern, sodaß doch im Grunde Nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt. Höchst erbaulich wird es seyn: denn jeder tüchtige Kerl wird sich daran zu trösten haben."

„Trauriger Weise verliert sich diese bedeutende freundschaftliche Unterhaltung zuletzt wie der Rhein, und doch mußte auch dieses mitgetheilt und dargestellt werden."

„Sie endigt 1805 und wenn man denkt, daß 1806 die Invasion der Franzosen eintrat, so sieht man beim ersten Anblick, daß sie eine Epoche abschließt von der uns kaum eine Erinnerung übrig bleibt."

„Jene Weise sich zu bilden, die sich aus der langen Friedensepoche des Nordens entwickelte, und immerfort steigerte, ward gewaltsam unterbrochen, Alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt sich anders zu bilden; da es denn auch in einer tumultarischen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Desto reiner steht jenes Zeugniß einer Epoche, die vorüber ist, nicht wiederkommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß ausübt." —

„Eigentlich für so alte Käuze, wie du bist, — schreibt er an Zeltern — habe ich die Correspondenz schon gegenwärtig drucken lassen; die Jetzt- und Folgewelt mag sie hin-

nehmen, wie sie kann;(*) für sie bleibt dies Wesen alles historisch, und auch so wird es manchen Verständigen dienlich und heilsam werden: denen aber, die damals schon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollständigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch sie das Facit ihres Lebens zu ziehen Lust haben." —

„Man könnte sagen, ich sey sehr naiv, dergleichen drucken zu lassen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunkt für den eigentlichen, gerade den, wo Sie, mein verehrter Freund, und so manche andere vortreffliche Menschen jung waren und strebten und sich zu bilden suchten, da wo wir Aelteren aufstrebten und uns auch zu bilden suchten und uns mitunter ungeschickt genug benahmen. Solchen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer seyn, daß es beinahe komisch wird, die Briefe mit der pompösen Ankündigung der Horen anfangen zu sehen und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängstlich um Manuscript verlegen! Das ist wirklich lustig anzuschauen; und doch, — wäre damals nicht der Trieb und Drang gewesen, den Augenblick aufs Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Literatur Alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren. Ich endigte eben die Lehrjahre und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand den Zustand der damaligen deutschen Literatur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden

(*) und leider auch thut, wie Gervinus.

bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzblutes, vielleicht mehr als billig ist, transfundirt, (*) und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe."

„Mit W. Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es: es sey kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was außer der Schiller'schen Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel giebt davon ein merkwürdiges Zeugniß."

„Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schillern, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich zurück oder vielmehr ließ mich freudiger zurückkehren, (**) als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde."

„Hätte es Schillern nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, — ich hätte die Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Epigramme wären, wenigstens damals nicht gedruckt, die Xenien hätten nicht gesummt, die Ele-

(*) Dieses schmeckt aber dem Jungen-Deutschland nicht, das vielmehr ein anderes sich liebt, nächst dem „Blut der edlen Reben."
(**) Vergl. Brief Nr. 351, S. 220.

gien wären im Verborgenen geblieben und im Allgemeinen wie im Besondern wäre Manches anders geworden. Die sechs Bändchen Briefe lassen hiervon gar Vieles durchblicken ꝛc." — —

Möchten doch alle diese Worte beherziget werden, um auch G's. Leben und Wirken, das, wie jedes andere, unter äußern und innern Bedingungen stand, sich gefallen zu lassen, wie es nun einmal ist, und das ewige deutsche Genörgele, das immer Etwas daran auszusetzen und zu desideriren findet, zur Ehre der Nation endlich aufhören.

„Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!"

VII. Goethe's Schriften.

Ein Schriftwerk hat so gut eine Geschichte seines Entstehens und allmähligen Werdens, seiner Schicksale in Bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günstige oder ungünstige Aufnahme, seiner Wirkungen in Nutzen und Schaden, seiner Erhaltung und seines Untergangs, wie jedes andere Menschenwerk, ja wie der Mensch selbst. Diese Geschichte muß man kennen, um bei Beurtheilung eines solchen Werkes nicht blos die Kunstregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht blos zu bestimmen, wie es hätte werden sollen, werden müssen, sondern auch zu begreifen, warum es nicht so, vielmehr nur anders werden konnte. Ebenso nöthig ist es, die Vorsätze eines Dichters zu kennen, sowie die Bruchstücke angefangener Werke; um dadurch in die Sphäre seiner poetischen Anwandlungen geführt zu werden, zu erfahren, womit seine Phantasie und sein Gemüth sich am liebsten beschäftigte, und dabei wahrzunehmen, wie auch wohl ein unvollendet gebliebenes Werk in einer andern Form und Gestalt seiner Idee entsprechender vollkommener zu Stande gebracht worden, wie es gleichsam sich metamorphosirt und gesteigert habe.

Die folgende Gallerie Goethe'scher Schriften, so poetischer als prosaischer, in alphabetischer Ordnung der leichtern Uebersicht und schnellern Auffindung wegen eingerichtet, enthält einige nähere Notizen über Entstehung, Tendenz und Schicksal, soweit sie zu geben nöthig und mir möglich war: denn wo der Dichter sie selbst giebt, wird auf die Stellen nur verwiesen, mit allenfalls beiläufiger Bemerkung dessen, was mir sonst noch darüber, durch ihn selbst, bekannt geworden. Des Dichters eigenes Urtheil ist bedeutender als das der Critiker und Literatoren. Er weiß am Besten zu sagen, was er wollte, und ist unbefangen genug einzusehen und zu gestehen, was ihm gelungen und nicht gelungen. Sie aber legen nur immer rücksichtslos ihre theoretischen Anforderungen und Voraussetzungen als Maßstab an das, was seine Begründung in Früherem und Vorhergehendem hat; „da doch Tadelnswerthes wie Lobenswerthes als existirend, als Folge eines Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen zu betrachten wäre." Denn eigentlich wäre ein Kunstproduct weder zu loben noch zu tadeln, weil dieses ein pathologisches Interesse des Gefallens und Mißfallens ausspricht, sondern nur einzusehen und zu begreifen, als Ursache und Wirkung; welches eine Sache nicht nur des Verstandes, auch der Vernunft ist.

---

a) Gallerie Goethe'scher Dichtungen.

Achilleïs. Ueber Entstehung und ruckweise Ausführung dieses epischen Gedichts giebt der Briefwechsel mit Schiller zerstreute Auskunft, summarischer aber folgende Briefe an Knebel:

„Da mein erster epischer Versuch Hermann und Dorothea, gut aufgenommen worden, so ist es mir eine Art von Pflicht, diese Dichtungsart noch näher zu studiren, um mich noch weiter darin zu wagen: denn ich finde sie sowohl meinen Jahren als meiner Neigung,(*) sowie auch den Umständen überhaupt am angemessensten; ja vielleicht dürfen wir Deutsche in keiner Dichtart uns so nahe an die ächten alten Muster halten als in dieser, und es kommen soviel Umstände zusammen, die ein schwer ja fast unmöglich scheinendes Unternehmen begünstigen. Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyssee gehalten, so möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern. Sollte aber ein solches Unternehmen zu kühn seyn, so gewinne ich doch schon unglaublich beim bloßen Studio, und eine Aussicht auf einen künftig practischen Gebrauch, wenn sie auch nur ein frommer Wahn wäre. Begünstigt doch unglaublich jede theoretische Untersuchung, und selbst die klare Einsicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt schon einen unaussprechlichen Genuß; ja es ist jetzt gewissermaßen einem Jeden, der sich mit ästhetischen Gegenständen beschäftigt, die höchste Angelegenheit sich über diese alten Meisterstücke, wenigstens mit sich selbst, in Einigkeit zu setzen, da man von allerlei Seiten so manches Sonderbare darüber hören muß rc." —

„Schon lange habe ich Viel über das epische Gedicht nachgedacht; seit der Streitigkeit über das Alter der homerischen Gesänge und der Ausführung von Hermann und Do-

(*) Man könnte hinzusetzen, auch seiner besondern Begabung oder Begabtheit für das Epische.

rothea sind mir diese Gegenstände fast nie aus den Gedanken gekommen, und ich habe bei mir einen Plan versucht, wie man die Ilias fortsetzen, oder vielmehr: wie man ein Gedicht, das den Tod des Achilles enthielte, daran schließen könnte. Da ich nur denken kann, insofern ich producire, so wird mir ein solches kühnes Unterfangen zur angenehmsten Beschäftigung, und es mag daraus entstehen was da will, so ist mein Genuß und meine Belehrung im Sichern. Denn wer bei seinen Arbeiten nicht schon ganz seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel dran." (*) —

„Die Achilleïs ist ein tragischer Stoff der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser doppelten Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realistische Behandlung würde jene beiden innern Eigenschaften ins Gleichgewicht setzen. Ferner enthält der Gegenstand ein bloß persönliches oder Privat-Interesse, da hingegen die Ilias das Interesse der Völker der Welttheile der Erde und des Himmels umschließt." — —

Diese Betrachtungen legt er S'n. ans Herz und fragt: „glauben Sie daß nach diesen Eigenschaften ein Gedicht von großem Umfange und mancher Arbeit zu unternehmen sey; so kann ich jede Stunde anfangen: denn über das Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig; werde aber, nach meiner alten Weise, daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen selbst lesen kann."

(*) Ihm war lieber das pingere quam pinxisse [S. oben Bd. I, S. 479; u. G's. W. Band II, 255; III, 255; XIII, 152] und „das Machen — gar zu schön." [Bd. XXII, S. 80.]

Schiller bestätigt ihn nicht nur in diesem Vorhaben, sondern treibt ihn auch an, durch wiederholten Zuruf und Erkundigung nach dem Fortschritt seiner Arbeit. Dadurch ermuntert, hat er einige Tage seine Gedanken auf dem trojanischen Felde festgehalten. Ein großer Theil des Gedichts, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, hat sich bis in seine kleinsten Zweige organisirt, und weil nur das unendlich Endliche ihn interessiren kann, so stellt er sich vor daß er mit dem Ganzen, wenn er alle seine Kräfte darauf wende, bis Ende Septembers fertig seyn kann.

Schon sind fünf Gesänge von der Achilleïs motivirt, und von dem ersten 100 Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät hat er es zu zwingen gewußt; und da es mit dem Anfang gelungen ist, so könne man, meint er, für die Fortsetzung nicht bange seyn. Dennoch sehen wir Lust und Vollbringen in stetem Schwanken. Bald heißt es wieder: „An der Achilleïs ist heute gearbeitet worden. Wenn ich diesmal nur den ersten Gesang zu Stande bringe, will ich gern zufrieden seyn.“ Ferner:

„Heute früh bin ich bis zu der Rede der Minerva gelangt und weil diese eigentlich den Abschnitt eröffnet, so bin ich geneigt Ihnen meine bisherige Arbeit heute vorzulegen.“ —

„Die Achilleïs rückt vor; ich habe schon 350 Verse, welche schon die übrigen nach sich ziehen sollen.“ —

„Diese Woche will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben. Wahrscheinlich wird der erste Gesang fertig, und wenn es mir möglich ist, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillstand eintrete: denn die Arbeit fängt schon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte. Da

schon vier Gesänge ziemlich motivirt vor mir liegen; so bedarf es nur der Geduld der einzelnen Ausführung,(*) indem diese Arbeit ihre Stimmung selbst mit sich führt und erzeugt." —

„Ich schicke hier den ersten Gesang, indem ich eine kleine Pause machen will, um mich der Motive die nun zunächst zu bearbeiten sind, specieller zu versichern; ich schicke das Manuscript damit Sie es selbst lesen und ihm schärfer ins Auge sehen. Ich habe den besten Muth zu dieser Arbeit und ersuche Sie um fortdauernden Beistand." —

Warum aber nach diesem glücklichen Anfang das Gedicht dennoch nicht zu Stande kam, sagt er selbst:

„Zur Achilleïs hatte ich den Plan ganz im Sinne und erzählte ihn Schillern eines Abends ausführlich. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte. Doch hiervon leitete mich ab die Richtung nach der bildenden Kunst, welche sich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt das erste Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geschrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern rc." —

Die Achilleïs gerieth durch diese und andere Studien und Beschäftigungen ganz in Stocken, dergestalt, daß sie erst wieder bei der Herausgabe seiner Schriften 1806, wobei ich ihm an Handen ging, gegen mich zur Sprache kam; wo er

(*) Vergl. oben Seite 275, mit Note (*) und (**).

mir seine Absicht die Achilleïs in einen Roman zu verwandeln mittheilte und die Motive besprach. Als er noch später das Schema derselben aufgefunden hatte, brachte ich ihn durch meine Bemerkung, daß jede Zeit die antiken Mythen mit ihrem Geiste behandele, ja behandelen müsse, indem jene Anfänge ja nur die Cotyledonen der Sache seyen und die Alten ja selbst ihre Sagen und Fabeln weiter ausgebildet hätten, (*) auf die Eröffnung der Idee des Ganzen, die er so ausdrückte: „Achill weiß daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyrena und vergißt sein Schicksal rein darüber, nach der Tollheit seiner Natur." (**) —

Von der Aufnahme, welche dieser Versuch im Publikum gefunden weiß ich Wenig oder Nichts zu sagen.

Nur einer Recension erinnere ich mich, worin er gelobt wird, so dem Einfall als dem Gehalt und der Behandlung nach. Die classischen Philologen, welche am ersten sich darüber hätten erklären können und sollen, schwiegen vornehm, oder gaben dem Autor einen Dünkel schuld, von dem Niemand entfernter war als Er. Wie ein Friedrich August Wolf sich bei diesem humanistischen Specimen seines Freundes benommen, das doch irgend ein Wort oder nur Laut verdiente, läßt Zelter ziemlich errathen oder vielmehr, er spricht es deutlich aus in Nr. 489, S. 145, und Nr. 819, S. 302. Daß aber, wie ein anderer von der Gilde behauptet, Goethe's Absicht gewesen sey: es solle kein Vers in der

(*) Es sind ja Aperçüs in Kraft und Namen der gesammten Menschheit gewonnen, und nur örtlich und jezeitig, also relativ und subjectiv, behandelt und ausgedrückt.

(**) Achill ist ein Genie, das exlex, jura negat sibi data & &.

Achilleis stehen, den Homer nicht könnte geschrieben haben — „während in der That fast keiner darin stehe, den er geschrieben haben könnte" — widerlegt sich durch das was G. von der Kühnheit seines Versuchs und über die klare Einsicht der Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes bemerkt. Und dann: wo hätte denn G. dieses gesagt? und hätte er es, so wäre ja immer noch zu unterscheiden zwischen Motiven, Gedanken, Sentenzen, Gleichnissen und dem technischen Bau des Hexameters. In Beziehung auf jene könnte es G. allenfalls gemeint haben, nicht auf diesen. Auch gehört die technische Vollkommenheit des griechischen Verses, obschon durch die natürliche Anstelligkeit der gelenken Sprache zu jeder rhythmischen Bewegung besonders gefördert, doch nicht so ganz dem Homer allein an, sondern auch den nachhelfenden Grammatikern.

Ahasverus, oder der ewige Jude. [A. in Q. I, 1, S. 145.]

Das bekannte Volksbuch hatte G. schon in seinen Kinderjahren kennen gelernt [Bd. XXIV, 51.] und nahm als Jüngling sich vor, die Fabel episch zu behandeln wie er sie selbst angiebt. [Bd. XXVI, S. 9 ff.] Nach langer Unterbrechung wandelt ihn im Jahr 1786, auf der italiänischen Reise, der Gedanke nochmals an [XXVII, S. 195]: „Heute früh (d. 22. Octbr.) saß ich ganz still im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht: „Der Ankunft des Herrn," oder „dem ewigen Juden" recht ausgedacht. Wenn mir doch der Himmel nur Raum gäbe nachundnach das alles auszuarbeiten, was ich im Sinn habe!" — und einige Tage später: „heute (d. 27. Octbr.) ward ich aufgeregt etwas auszubilden was gar nicht an der Zeit ist. Dem

Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedia eingesperrt, indem ich mit dem reinsten Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachtete, trat es mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich es mir in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir's in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches ja barockes Heidenthum(*) lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der ein Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi sollte mir bei dieser Catastrophe zum Stoffe dienen." — Als eines Fragments erwähnt er das Gedicht [Bd. XXXI, S. 5.] und meldet schließlich wie er den ewigen Juden mit Spinoza zusammenbringen wollen; durch welche Erweiterung aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, seine Anmuth dergestalt verloren habe, und deswegen als lästig aus dem Sinne geschlagen worden sey. [XLVIII, S. 12.]

Uebrigens war ihm die Idee noch nicht völlig aus der Seele gewichen, und er sagte mir noch im Jahre 1808 (d. 6. April) er wolle ein Gedicht schreiben Maran Atha, oder „Der Herr kommt," ich solle ihn nur daran erin-

(*) Heidnisches Judenthum nennt er es an Zelter Nr. 274.

nern. Es war nämlich von Galvanismus und modernem Mysticismus die Rede, und ein anwesender geistreicher Naturforscher bemerkte: daß man leicht glauben könne aus den Tremellen, (*) die bei Gewitterregen zum Vorschein kommen, käme der Messias her.

Alcinous, der neue. [Bd. XLVII, S. 263, f.; T. in Q. I, 1 S. 134.]

Ein satyrisch-parabolisches Gedicht auf Kotzebue, dessen dramatische und journalistische Polemik so gegen wissenschaftliche wie gegen Kunstbemühungen überhaupt, und besonders gegen Weimar, als ein Kegelschieben in seinem Garten vorstellend, und zugleich an dessen Gönnern, Freunden und Anhängern, Frauen wie Männern, durch die feinste Persiflage ihrer Theilnahme eine kleine unschuldige Rache nehmend.

Es muß erst nach 1800 geschrieben seyn: denn Kotzebue's Stück „Die Sucht zu glänzen," wird darin erwähnt, dieses aber ward den 1. Octbr. 1800 zum ersten Mal in Weimar aufgeführt. Des Kegelschiebens gedenkt zwar Schiller schon 1799, [Nr. 608]: „Mit den Philosophen, wie Sie wissen, kann man jetzt nur in der Karte spielen, und mit den Poeten, wie ich höre, nur kegeln: denn man sagt, daß Kotzebue, der aber jetzt abwesend ist, dieses einzige gesellschaftliche Vergnügen hier genossen habe."

Da nun auch der Masken, d. h. der Maskenstücke des Weimarischen Theaters, und Merkel's gedacht wird, der auf Kotzebue's Wink zu handeln, d. h. in ihrem gemeinschaft-

---

(*) Tremella Nostoc Linnei. Deutsch das Rostoch, auch Himmelsblume, Himmelsblatt, Erdblume.

lichen Freimüthigen (1802) gegen G. zu schreiben anfing, und seit 1803 besonders gegen G's. Eugenie; so ist die Vollendung des Gedichts nach dieser Zeit zu setzen: denn 1806 hatte ich es bereits für künftigen Druck ins Reine geschrieben, und vorher schon einige Male von G. vorlesen gehört.

Es brauchte und verdiente allerdings einen Commentar, sowohl in historischer als in ästhetischer Beziehung, der aber gegenwärtig nicht zu geben ist. Unterdessen, das Gedicht auch nur als Bild angesehen, kommt einem doch schon die ganze deutsche Philisterseligkeit eines solchen Sommergartenvergnügens, mit dem Donnergeroll und Wetterschlag der hin und herlaufenden Kugeln, und dem krachenden Fall der stürzenden Kegel, und dem Jubelgeschrei der Sieger, in solcher Wahrheit und Unmittelbarkeit aus dem Gedicht entgegen, daß man sich selbst in diesen Dichtergarten versetzt glaubt, und so wirkt es wie ein lebendiger Ostade, Tennier u. s. w.

Amor, als Landschaftsmaler. [Bd. II, S. 188.]

„Ein Gedicht: Amor als Landschaftsmaler schicke ich Dir ehestens und wünsche ihm gut Glück," schreibt G. an Knebel aus Rom, d. 22. Febr. 1788, [Bd. XXIX, S. 282.] und man könnte beinahe Zeit, Localität und Veranlassung nachweisen. [Vergl. oben S. 291.]

Wie das Gedicht von jeher mein Liebling war, so gefiel es auch Meyern über die Maßen: denn es ist ein Symbol von Goethe's ganzer Dichtart, das Ideelle zu realisiren, das Gedachte und Gedichtete in und als Wirklichkeit zu sehen und zu finden, wenn man die Welt mit Liebe betrachtet;

freilich einem der ersten Requisite des Dichters und Künstlers, ja des Menschen überhaupt wenn er leben will.

Bakis Weissagungen [Bd. I, S. 377 ff.]

Goethe hatte dabei, wie er mir sagte, die Absicht auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches ꝛc. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers ein gutes oder schlimmes Omen, Bestätigung oder Abmahnung und dergl. herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten. (*)

In seinem Tagebuche werden sie zuerst unter dem 23. März 1798 notirt. Sie unterhielten ihn aber nur einige Zeit, [XXXI, 79.] Da nun ihre Abfassung in die Epoche der französischen Revolution fällt, so ist Manches auf die Zeitgeschichte anspielende darin, auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihn des schon im Faust celebrirten Nostradamus orakelmäßige Prophezeihungen zu einem Versuch ähnlicher sibyllinischen Räthselsprüche, als einer poetischen Aufgabe, so gut wie Erfindung von Wahnsinn und Träumen für einen Dichter es seyn können, veranlaßten. Doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel, Vieles nur räthselhaft ausgedrückte Sentenzen practischer Welt- und Lebensweisheit.

(*) Ohne an Superstition zu hangen, wird man doch finden, daß ein am frühen Morgen von ungefähr aufgefangenes Wort, Gedanke, Bild, Umstand u. dergl. uns für den ganzen Tag in eine günstige oder ungünstige Stimmung zu versetzen, oder zwischendurch anklingend, uns zu fördern oder zu hindern vermag.

Das Manuscript war unter Schiller's Papiere gekommen [Nr. 722]; fand sich aber glücklicher Weise wieder, um in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt werden zu können.

Daß Nichts dahinter zu suchen sey, wenigstens das nicht, was man glaubte, erhellt aus seiner Bemerkung gegen Zelter [Nr. 577.] „Diese (deutsche) Nation weiß durchaus Nichts zurecht zu legen, durchaus stolpern sie über Strohhalmen. — So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins, und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt." — Denn gerade um die Zeit wo er dieses schrieb, (1827) hatte ihm Jemand von einem Commentar dieser Weissagungen gesprochen, den er sich der Curiosität wegen ausbat. Ob er ihn erhalten, weiß ich nicht zu sagen.

Belinde, das Gedicht an Belinden, [Bd. I, S. 79.] machte G. nicht ganz ein Jahr vor seinem Weggang nach Weimar, und schickte es an Merck im August 1775. Es ist dieselbe Geliebte, die er auch und öfter unter dem Namen Lili besingt, wie sich aus Bd. XLVIII, 186, ergiebt, sodaß die Erwähnung beider Namen nebeneinander [Bd. XXXI, 4.] nicht etwa auf zwei verschiedene Geliebten zu deuten ist.

Bernhard des Großen Leben. [Unvollendet.]

Daß G. bei seiner Aufnahme und Anstellung am Weimarischen Hofe bald auf den Gedanken kommen mußte, das Leben eines der gefeiertsten Ahnherrn des fürstlichen Hauses zu schildern, da er dessen Urenkeln, in denen so manche Züge desselben leibhaft wiederkommen, so nahe war, ist begreiflich. Er hatte auch, wie wir bereits erfahren haben, zur

Geschichte des Herzog Bernhards viele Documente und Collectanen zusammengebracht, konnte sie schon ziemlich erzählen und wollte, wenn er erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut, ihn einmal bei schöner trockner Nachtzeit anzünden, und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publikums brennen lassen. [Br. an Merck Nr. 102, S. 228. 7. April 1780.] Die Nachricht von diesem Vorhaben war auch bald im Publikum verbreitet, sodaß in einer academischen Glückwünschungsrede bei der Geburt des Erbgroßherzogs, gehalten von dem Prof. Schütz, nachherigem Hofrath, öffentlich gesagt ward: „es sey zu wünschen, daß der berühmte Verfasser des Götz von Berlichingen von dringendern Arbeiten für das Beste dieses Landes, soviel Muße behalten möge, als ihm nöthig seyn wird, die Talente seines Geistes auf die Vollendung der Geschichte Bernhards des Großen, die ein allgemein verbreiteter Ruf von seiner Hand erwarten lasse, zu verwenden."

Allein nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des 30jährigen Kriegs spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von seiner Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte G. jedoch gefunden zu haben. Er wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit jedermann bedauere, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden.

Für G'n. war diese Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium von Berlichingen und Egmont ihm tiefere Einsichten in das 15. und 16. Jahrhundert gewährt hatte, so mußte ihm dießmal die Verworrenheit des 17. sich, mehr als sonst wohl nicht geschehen wäre, entwickeln rc." [XXXI, S. 6 und 7.]

Braut von Corinth. Dieses Vampyrische Gedicht, wie es G. in seinem Tagebuche nennt, begann er den 4. Juni 1797 und gab den 6. bereits die Reinschrift an Schiller, nachdem er bereits an 40—50 Jahre sich mit diesem wie mit andern Stoffen, wie es seine Art war, im Innern getragen hatte. [Bd. L, S. 93.] Die Quelle des Stoffes haben Andere bereits nachgewiesen, Struve,(*) Passow, Weber. Außer dem Phlegon Trallianus, den sie anführen, kann auch Philostrat im Leben des Apollonius von Tyana Bd. 4. Cap. 25, verglichen werden. Des Letztern Erzählung giebt einzelne Motive, z. B. die Vermählung eines Jünglings mit einer schönen Buhlerin, die, wie sich hernach zeigt, eine Lamia oder Empusa war.

Einen heitern prosaischen Pendant, gleichsam eine vom Zufall gespielte komische Parodie, giebt eine in den Ostfrie=

(*) Der eine eigene Abhandlung darüber, zu Ehren Goethe's und keineswegs more philologico geschrieben. Doch wäre das poetische Verdienst des Gedichts, in Behandlung eines so refractären ja apprehensiven Stoffs, noch mehr auseinander zu setzen, und zu zeigen: „wie die Kunst verstehe eine so gewaltig lebendige Form zu erschaffen, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt." [Z. Nr. 191.] Besonders wäre dieß zu wünschen in Bezug auf die Art, wie Englische Dichter solche Stoffe behandeln, welche mit jener Kupferstichmanier „grelle Lichter mit tiefster Finsterniß abzusetzen" übereinstimmend, für eine zweite „schwarze Kunst," so in magischem wie technischem Sinne, gelten könnte.

sischen Blättern(*) und daraus auch im „Grab des Aberglaubens" nacherzählte Geschichte, welche, als vielleicht Wenigen bekannt, hier unten Platz finden möge:(**)

(*) Dritter Jahrgang, 26. Stück. S. 204, Note.

(**) „Vor einiger Zeit besuchte ein junger Engländer einen seiner Verwandten, der auf dem Lande wohnte. Als er ankam fand er alle Zimmer des Hauses besetzt, weil sich viele Fremde zur Hochzeit einer Tochter dieses Edelmanns eingefunden hatten. Ein einziges Schlafzimmer war noch ledig und in demselben spukte es. Allein der furchtlose Jüngling ließ sich gegen die Nacht Caminfeuer darin anmachen, weil es Winter war, und legte sich ruhig darin schlafen. Ohngefähr um 3 Uhr des Nachts öffnete sich die Thüre, eine weiße Figur trat herein, die er bei dem schwachen Schein des Feuers nicht deutlich erkennen konnte. Sie setzte sich zum Camin, schürte mit der Schaufel das Feuer zusammen, ging dann etlichemal im Zimmer auf und nieder, trat endlich an sein Bette, schlug die Decke auf und legte sich ruhig mit ihm darunter. Der junge Mann, dem bei diesem unbekannten Schlaf-Cameraden nicht gut zu Muthe war, rückte bis an den äußersten Rand des Bettes und machte ihm Platz. Allein er merkte bald, daß sein schöner Schlafgeselle Wärme und Athem habe, daß er mit ihm von gleichem Fleisch und Bein, kurz eine von den jungen Frauenzimmern sey, die mit ihren Eltern bei seinem Vetter zum Besuche waren. Er zog ihr einen ihrer Ringe vom Finger um sie am folgenden Tage desto leichter zu entdecken. Als die Erscheinung einige Zeit neben ihm geschlafen, schlug sie die Bettdecke wieder auf, stand auf und spazierte noch einigemal über die Diele und ging wieder zur Thür hinaus. Am andern Morgen fragte die Gesellschaft den Fremden neugierig, wie es ihm diese Nacht mit der Spukerei gegangen. Er erzählte weitläufig das ganze Manöver des Phantoms, nahm den Ring heraus und sagte: diejenige Dame, der er fehlte, wäre das Gespenst, das sich diese Nacht zu ihm ins Bette gelegt hätte. Erröthen und Schaam, kann man leicht denken, ergriff dies junge Fräulein, die den Ring an ihrem Finger vermißte, und sie betheuerte mit der größten Bestürzung, daß ihr von allem, was der Herr erzähle, Nichts bewußt sey. Der Vater entwickelte das Schauspiel, nahm die Hand seiner Tochter, bot sie dem Fremden mit der Frage an: ob er seine Tochter fernerhin, nebst einer guten Aussteuer, zu seiner Bettgesellschaft nehmen wolle. Der liebenswürdige Engländer küßte die Hand der jungen Dame und die Gespenstergeschichte endigte sich mit einer Heirath. (*)

(*) Hannöv. Anzeiger 1784.

Brey, Pater, Fastnachtsspiel [Bd. XIII, 57 ff]

Die Tendenz dieses satyrischen Stücks giebt G. nur im Allgemeinen an in Bd. XXVI, S. 185. Auf Wen aber eigentlich es gemünzt ist, sagt Wagner in den Anmerkungen zu Merck's Briefen [2. Sammlung S. 286]; desgleichen Varnhagen von Ense;(*) früher als Beide, schon Jacobi in seinem Briefwechsel [Bd. I, S. 401, Nr. 145.] nämlich „auf den famösen Leuchsenring, den Urheber des Mährchens vom Cryptocatholicismus, gegen welchen die Berliner Journalisten so zu eifern sich angelegen seyn ließen. Er war Unterhofmeister des Erbprinzen von Darmstadt und hielt sich mit diesem zu Leyden auf. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Bei dieser Gelegenheit schrieb G. das Fastnachtspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, worin L. zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treuste gezeichnet ist. Der Mann, der in folgenden vier Versen als Pater Brey auf das vollkommenste geschildert ist:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verstreichen,
Um dann zu malen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen — —."

dieser Mann — fährt Jacobi fort — konnte nicht anders als zu den Berliner Reformatoren passen, und die eifrigsten Novizen unter ihnen bilden. Und was ihn selbst angeht, so hat er nur in Erdichtungen gelebt. Er vermuthete überall ein gewisses Dessous des Cartes und war bald darauf überzeugt es auch entdeckt zu haben." — So weit Jacobi.

(*) Galerie von Bildnissen ꝛc. Th. I, S. 41—42.

Auch Wagner bemerkt: „Das ganze Fastnachtsspiel hat Beziehungen auf Vorfälle in Darmstadt, und bei der Zeichnung aller Personen hatte G. Bekannte im Auge. L. fand bei seiner Rückkehr aus Leyden freundliche und ehrenvolle Begegnung im Hause des Geh. Raths von Hesse und lernte hier(*) Goethe, Merck und Caroline Flachsland, Herder's Braut, kennen. Er war ein redlicher(**) Mann, hatte aber eine unselige Neigung den Damen im guten Sinne den Hof zu machen und sie durch Vorlesen und Unterredung zu bilden und zu veredeln.(***) G'n. distinguirte er dagegen nicht nach Wunsch und Erwarten und büßte es durch die carrikirte Schilderung welche dieser von ihm als Pater Brey machte. Unter der Maske des Würzkrämers steckt Merck; Balandrino, stellt Herdern; Leonore dessen Braut vor. Der Schwank hätte übrigens schlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder für etwas mehr als solchen gehalten hätte." —

Daß nun aber G. sich auf eine so gemeine Weise an Jemand gerächt haben solle, der ihm nicht Achtung genug erwiesen, ist eine sehr ordinäre Ansicht, die der nicht theilt der ihn genauer kennt, ja der auch nur ein gutes Vorurtheil für ihn hat. Die Ursache ist vielmehr die: aufrichtige und ehrliche Leute erkennen auf den ersten Blick den Schelm unter der Maske der Scheinheiligkeit und Gleißnerei, und ein solcher hat wiederum eine natürliche Scheu und Aversion vor diesen Geistes-Physiognomen. Vergl. Bd. XLIX, 61.

(*) G. sagt: bei Fr. v. La Roche [Bd. XXVI, 185.]

(**) Jacobi ist nicht der Meinung [Briefw. Bd. I, Nr. 145. S. 401.]

(***) „Den Frömmlern fehlt es niemals an Geld und Weibern," bemerkte schon die Königin Christina.

Solcher Halb- und Ganz-Schelme, Schwärmer, Abenteurer, Intrigants u. s. w. gab es damals Mehrere, und G. hatte außer diesem „zarten und weichen", noch einen andern „tüchtigern und derbern" in dem Fastnachtsspiele: Satyros oder der vergötterte Waldteufel, wonicht mit Billigkeit, wie er gesteht, doch mit gutem Humor dargestellt. [XIII, 75 ff.] Ohne Zweifel ist damit der Schweizer Doctor Christoph Kaufmann(*) gemeint, der, ein wahrer Panurg „alles könnend was er will, und alles wollend was er kann", Hohen und Niedern, Fürsten und Herren, Weisen und Gelehrten, eine Zeit lang imponirte, Göthen selbst, der aber bald hinter ihn kommend, Folgendes an Lavater(**) schreibt: „Alle auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich keine Rechenschaft davon zu geben wissen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu seyn." — Auch schrieb G. als er auf seiner Schweizerreise (1779.) in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf seinem Landgute lebenden Mannes kam, folgendes Epigramm an die Thüre:

(*) Geb. zu Winterthur d. 14. August 1753, gest. als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrnhuth, d. 21. Mai 1795. S. die kurze Biographie in: Lausitzische Monatsschrift von 1795, zweiter Theil, 7—12 Stück, S. 25 u. f.

(**) S. Hirzel: Briefe von Goethe an Lavater, Nr. 23, S. 82; u. Hegner: Beiträge rc. S. 127. 128.

„Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben." (*)

Dieses hart scheinende Urtheil findet doch Aufschluß in dem Briefe Campe's an Lavater, der ihn für ein von Gott unmittelbar ausgerüstetes Werkzeug zur Verbreitung der Lavaterschen Lehre von christlicher Vollkommenheit ausgegeben und nun, durch dessen weltliche Ab- und Irrwege compromittirt, sogar den Namen desselben nicht mehr in seiner Gegenwart ausgesprochen hören wollte. [S. Hegner: Beiträge rc. S. 187.]

Da man in neuerer Zeit die Ehrenrettung des Pater Brey vorgenommen hat, wird man vielleicht auch geneigt seyn, seinen tüchtigern und derben Bruder in Christo zu entsatyrn.

Ueberhaupt kommt der Mann in den Briefen der damaligen Gelehrten in mancherlei Beziehungen mit Lob und Tadel vor, z. B. in Hamann's Briefen an Herder Nr. 230, Bd. V, S. 239 — 241, wo er ein monstrum pulcherrimum heißt und sein ganzer Weg zu denken, zu empfinden und zu handeln alpenähnlich.

Briefe aus der Schweiz, Erste Abtheilung. [Bd. XVI, S. 193 ff.]

Goethe wollte im Werther'schen Geschmack eine Reisebeschreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter

(*) Aus Varnhagen's von Ense: Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel 1836, 1. Thl. S. 41. 42. Das Epigramm fand sich auch in G's. Nachlasse.

Mehrere vertheilen, um objectiv zu werden, wie er mir sagte, als wir zusammen diese Briefe durchgingen, um sie in die Ausgabe von 1806 zum ersten Mal aufzunehmen, wo sie den elften Band von S. 201 — 222 füllen.

In jener Absicht, gleichsam eine collective Reisebeschreibung zu geben, wird man übrigens ein ähnliches Vorhaben aus seiner Knabenzeit wiedererkennen, wonach er einen Roman erfand von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Und obschon dieser Roman etwas Anderes, so dem Inhalt als der Form nach, seyn mochte; so beweist er doch, daß Reisen und deren Beschreibungen von früh an zu den Stoffen gehörten, die G. am liebsten bearbeiten mochte und die seinem epischen Talent am meisten zusagten. So ist der Roman von den sieben Brüdern doch auch nur eine Art Reisebeschreibung; so wollte er noch zu Schiller's Zeit empfindsame Reisen schreiben; und so sind seine Schweizerreisen, seine italiänische Reise, seine Rhein- und Main-Reise und die Reise-Correspondenz in den Wanderjahren nur Proben und Belege dieser Geistesrichtung.

Briefe aus der Schweiz, Zweite Abtheilung, [Bd. XVI, S. 219 u. ff.] sind die oben weitläufig besprochene Reisebeschreibung [S. 105 — 110], von denen Schiller sagt: er sey ordentlich froh, daß er sie G'n. habe abjagen können. „Ihre Schweizerbriefe interessiren einen Jeden, der sie liest. Es ist auch wahr, sie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der sie flossen und ohne kunstmäßiges Entstehen stellen sie sich recht natürlich und geschickt in ein Ganzes zusammen.“ [Nr. 228, S. 232.]

Brüder, die sieben, oder Reise der Söhne Megaprazons. [A. in L. II. Bd. I. Abth. S. 445.] G. hatte seit dem Ausbruch der französischen Revolution, um sich von dem wilden Wesen, das im Leben wie in Schriften ihn umstürmte und bekümmerte, wie er sagt, einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen: „eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes." — Als nun, während seines Besuchs bei seinem Freunde Jacobi in Pempelfort, eine Vorlesung von ihm verlangt wurde, ließ er sich nicht viel bitten, rückte mit seinen Heften hervor; aber es bedurfte nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut sey. Er ließ daher seine wandernde Familie in irgend einem Hafen und sein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen [XXX, 195 — 199].

Und so ist es denn bis auf den heutigen Tag Fragment geblieben. Demungeachtet mag die Idee einer solchen wandernden Gesellschaft noch in andern seiner Erzählungen wieder auftauchen, namentlich in den Wanderjahren; ja sie erscheint bereits früher in dem Roman seiner Knabenjahre, worin sechs bis sieben Geschwister in der Welt zerstreut, sich von ihren Zuständen und Empfindungen Nachricht geben.

Denn das ist das Eigene und Wunderbare an G., daß seine poetischen Conceptionen alle zugleich und auf einmal potentiâ als Tragknospen dasind, wenn sie auch alle erst nachundnach zu Blüthe, Frucht und Reife gelangen, oder vor der Entwicklung absterben und abfallen, oder sich metamorphosiren und in andre Systeme übergehen.

Cellini. Benvenuto. **Durch das Studium der** Kunstgeschichte, namentlich der florentinischen, war G. an die Lebensbeschreibung des Cellini gerathen, aus dem er anfangs nur einen Auszug geben wollte. Aber bald schien ihm dieses unmöglich: „denn was sey das menschliche Leben im Auszuge? Alle pragmatische, biographische Characteristik müsse sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Er machte nun den Versuch einer Uebersetzung, die aber schwerer sey als man glaube. Doch bemerkt er bald: „es gehe mit der Uebersetzung eines Buchs, wie mit dem Copiren eines Gemäldes. Man lernt beide durch Nachbildung erst recht kennen. Cellini mit seiner Kunst und mit seinem Lebenswandel ist für uns ein trefflicher Standpunct, von dem man in Absicht auf neue Kunst vorwärts und rückwärts sehen kann. Sowie uns das Leben eines einzelnen Menschen zu einem zwar beschränkten aber desto lebhaftern Mitgenossen vergangener Zeiten macht. Es ist außerordentlich hübsch wie sein Werk über die Kunst und seine Lebensbeschreibung auf einander hinweisen."

Dabei war ihm eine Bemerkung aufgefallen, die er seinem Freunde Meyer zur Beurtheilung mittheilt, und die wohl verdient bekannt zu werden.

„Italien — sagt er — lag in dem 15. Jahrhundert mit der übrigen Welt noch in der Barbarei. Der Barbar weiß die Kunst nicht zu schätzen, als insofern sie ihm unmittelbar zur Zierde dient. Daher war die Goldschmiedearbeit in jenen Zeiten schon so weit getrieben, als man mit der übrigen noch sehr zurück war, und aus den Werkstätten der Goldschmiede gingen durch äußere Anlässe und Aufmunterung die ersten trefflichen Meister anderer Künste hervor. Dona-

tello, Brunelleschi, Ghiberti waren sämmtlich zuerst Goldschmiede. Es wird dieß zu guten Betrachtungen Anlaß geben. Und sind wir nicht auch wieder als Barbaren anzusehen? da nun alle unsre Kunst sich wieder auf Zierat bezieht."

G. gab nun nachundnach die Lebensbeschreibung dieses italiänischen Daedalus — wenn man ihn nicht mit dem Vulcan selber vergleichen will, der die feinste wie die gröbste Schmiedearbeit zu liefern im Stande war — zuerst in die Horen und dann vollständig mit einem Anhang bezüglich auf Sitten, Kunst und Technik versehen, in der Ausgabe seiner Werke von 1817 und nochmals in einer besondern.

Chinese, der, in Rom. Ist eine Abfertigung des Herrn Jean Paul Richter auf eine arrogante Aeußerung desselben in einem Briefe an Knebel. [S. Schiller's Brfw. Nr. 205 u. Nr. 206.] Der Einfall Richtern mit einem Chinesen zu vergleichen, der in Rom die antiken Kunstwerke nach seiner Art critisirt, ist vortrefflich. Auch der Vergleich seiner phantastisch-bunten Schreibart mit dem chinesischen bunten Latten- und Schnitzwerk ist kostbar.

R. war Anfangs gegen die Alten, wie selbst sein Freund Herder bedauert, und lernte sie erst in der Folge kennen, wie ja Schiller auch.

. **Christi** Höllenfahrt. [A. in Q. Bd. I, Abth. I, S. 142.] Eine der geistlichen Oden, deren G. als junger Mensch schon vor seiner academischen Zeit schrieb, und diese zumal, in Nachahmung des jüngsten Gerichts von Elias Schlegel. Sie erhielt den Beifall seiner Eltern und

Freunde, und gefiel ihm selbst noch einige Jahre. [XXIV, 225.] Als sein ältestes gedruckt bekannt gewordenes Gedicht hat man es zuerst in die Quartausgabe aufgenommen, und zugleich als theologisches Specimen aus einer religiösen Schulzeit, welche alle Dichter jener Tage: Klopstock, Wieland, Uz, durchgemacht haben. Das für uns Dichterische daran bleibt die rein-objective Auffassung und Darstellung des protestantisch-christlichen Lehrbegriffs, und so ist das Ganze wie ein geistiges Altargemälde anzusehen und zu beurtheilen, das sich mit einer Himmelfahrt oder jüngstem Gericht, dem Sinne nach, vergleichen läßt.

Clavigo. Die Entstehung dieses Drama's auf den anmuthigsten Anlaß von der Welt erzählt G. in seinem Leben Bd. XXVI, S. 349 ff. Anderswo nennt er es eine dramatisirte moderne Anecdote. Den Werth desselben discreditirte zuerst Freund Merck, und seit der Zeit, von der Lemgoer auserlesenen Bibliothek der neusten deutschen Literatur 1775, [Theil VII] bis auf den Herausgeber von Merck's Leben, hören die Deutschen nicht auf sich in Tadel des Stücks zu ergehen, vermuthlich weil sie den Mephistopheles auf ihrer Seite haben. G. vertheidigt sich dagegen mit hinreichenden Gründen, und auch Andre sind für das Stück, wie Jacobi, der es gegen Wieland in Schutz nimmt; sogar Ludwig Tieck, der sonst nicht Viel von G. gelten läßt, und dem das Beste nicht gut genug ist. (*)

Noch im Jahr 1816 fand G. „Ursach sich zu verwundern, daß man über ein so nacktes und herkömmliches Stück

(*) S. die Einleitung zu: Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, erster Band; S. I — CXXXIX.

wie Clavigo nicht Herr werden könne, und fand es eine recht deutsche Art zu einem Gedicht oder sonstigen Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Thüre zu suchen." — [Z. Nr. 242.] Eine Anstelligkeit, die sie beim Faust nur wiederholen.

Claudine. Bereits im Jahre 1775 d. 4. Juni schickte G. seine Claudine an Knebel, mit der Bitte sie dem Herzog auf der Reise in freien Stunden vorzulesen, dann sie zurück an seine Schwester zu senden: „aber Nichts abgeschrieben! bitte er gar schön". Er nahm sie dann 1786 mit nach Italien, wo sie so zu sagen „ganz neu ausgeführt wurde und die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen." Da er die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kennen lernte, suchte er durch manche Aufopferung dem Componisten und dem Acteur entgegenzuarbeiten. „Das Zeug worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli(*) gewoben seyn! Doch habe er bei dieser wie bei Erwin auch fürs Lesen gesorgt. Genug er habe gethan was er konnte."

Diogenes, St., oder Genialisch Treiben [Bd. II, S. 288]. Dieses Gedichtchen, auf welches Zelter einen vortrefflichen, ebenso humoristischen Canon gesetzt hat, der zum ersten Mal den 4. Novbr. 1810 von G's. kleiner Hauskapelle vorgetragen und hernach, als ein Lieblingsstück, un-

(*) Ein Vergleich den er auch gegen Zelter [Nr. 179, S. 19] wiederholt. Auch spricht er anderswo noch von Segeltuch. Und gewiß mit Recht. Denn die Musik braucht nur ein leichtes Latten-Gerüst um ihr Feuerwerk von Tönen daran abbrennen zu lassen.

zählige Mal wiederholt wurde, muß schon alt seyn: denn in den Briefen an Schiller [Nr. 105, S. 223, d. 26. Sept. 1795] spielt G. schon darauf an; wenigstens ist die dort gebrauchte Redensart, wie er seine Tonne gewälzt habe, eine von seinen gewöhnlichen Sprichwörtern, die meist durch etwas angeregt wurden, was er soeben oder unlängst vorher trieb. Uebrigens bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf seiner Beschäftigungen, den er auch seinen Zodiak [Schill. Nr. 437]; auch das Quodlibet seines Lebens nennt. [Z. Nr. 587; 828; 834.]

Dithyrambe, deutscher Parnaß, Sängerwürde, der Wächter auf dem Parnaß, sind verschiedene Ueberschriften eines und desselben Gedichts, das sich anfängt:

„Unter diesen
Lorbeerbüschen ꝛc.

und zuerst in dem Musenalmanach von 1799 stand, und von Schiller mit Sängerwürde betitelt wurde. [S. Brfw. Nr. 481.] Goethe hatte es Wächter auf dem Parnaß genannt, in seinem Tagebuch vom 15. Juni 1798. Als bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1817 mir der Auftrag wurde, Ueberschriften zu erdenken, erging es mir, wie bei der empfindsamen Gärtnerin: ich wußte nicht, daß frühere Ueberschriften vorhanden waren, und taufte es das erste Mal Dithyrambe. Da mir aber in der Folge beiging, die Philologen könnten Instanzen dagegen erheben, die nicht unbegründet wären, änderte ich es in das deutlichere „Deutscher Parnaß", damit man gleich von vornherein wisse, wo es so zugehe wie in dem Gedicht beschrie-

den wird. Und dabei ist es denn verblieben. In verbis simus faciles!

Divan, west-östlicher. [Bd. V u. VI. od. A. in Q. I, 338 ff.]

Schon im Jahre 1813 waren die sämmtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammer'schen Uebersetzung Goethen zugekommen, und wenn er früher den hie und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten Nichts abgewinnen konnte: so wirkten sie jetzt zusammen desto lebhafter auf ihn ein, und „er mußte sich dagegen productiv verhalten, weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können." Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutsche Uebersetzung lag vor, und er mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei ihm Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dieses mit umsomehr Heftigkeit als er höchst nöthig fühlte sich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, (*) in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen seiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war.

So war denn der Divan dieses und das folgende Jahr mit soviel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß G. den Druck desselben im Monat März des Jahres 1818 anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, um durch Noten, einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen. Denn der Deutsche mußte freilich stutzen, wenn man ihm Etwas aus

(*) Action und Reaction der Jahre 1813 u. 1814 u. ff.

einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatten die Proben, die er in den Damenkalender gegeben, das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder nur angeregte oder angeeignete Nachbildungen seyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute. Er ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt das deutsche Publikum erst stutzen zu sehen, ehe es empfing und genoß." (*)

Als G. im Jahr 1815 Zeltern ein und das andere Gedicht daraus mittheilen sollte, fand er es nicht thunlich. „Jedes einzelne Gedicht sey so durchdrungen von dem Sinne des Ganzen, sey so innig orientalisch, beziehe sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und müsse von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt seyn, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken solle. Er habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite. Das erste Hundert Gedichte sey beinah schon voll, und wenn er das zweite erreicht habe, so werde die Versammlung (Divan) schon ein ernsteres Gesicht machen."

Nachdem der Divan im Jahr 1819 erschienen war und G. Zeltern ein zweites Pracht-Exemplar überschickt hatte, mit dem Wunsche, daß es ihn aufs neue anregen und drängen möge mit musikalischer Fülle „dieses doch im Grunde für sich nackte Liederwesen" zu bekleiden und in die Welt einzuführen; Zelter sich auch gleich nach Empfang des Bandes an die Composition des Liedes „Wie-

(*) „Die Deutschen wollen immer erst wissen, was sie genießen" rc. bemerkt auch Schiller [Nr. 65] bei Gelegenheit der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

verfinden" gemacht hatte, wiederholt G. seinen Wunsch: „Möge mein Divan Dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß was ich hineingelegt habe, welches auf mancherlei Weise herauszuwickeln und zu nutzen (*) ist," und fügt die sowohl Buch als Autor gleichmäßig erklärenden Worte hinzu: „Diese Mohamedanische Religion, Mythologie, Sitten geben Raum einer Poesie wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zweien Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter? etc."

Man sollte denken, die Erklärung wäre hinreichend, diese Gedichtsammlung vor jedem Mißverstehen sicher zu stellen, wenn man sie auch nicht völlig verstehen sollte. Mystisch sind sie, wie die des Hafis, aber nicht in dem unlautern Sinne der Wortgelehrten, die doch wissen könnten „daß ein Wort nicht einfach gelte;" daß das Wort die Braut ist und der Bräutigam der Geist, der sich ihr vermählt. Mystisch also, orientalisch mystisch, ist auch die Liebe darin zu verstehen, die einen so bedeutenden Theil des Buches ausmacht.

Einmal als Liebe zu Gott, dem Inbegriff des Wahren, Guten, Schönen; dann als Liebe zur Natur, insofern sie die von Gott durchdrungene Natur ist, in die Er eben sich

(*) Wie auch geschehen ist, denn man hat es sich angeeignet, in Succum und Sanguinem vertirt und zuletzt in wohlthätigen Zweck verwendet. S. oben 1. Bd, S. 37.

gestaltet; dann als Liebe zur personifizirten, d. h. individualisirten concreten, insofern sie in Frauengestalt, überhaupt in weiblicher Schönheit sich offenbart. Denn die concrete Schöne ist auch die Natur, in einer Gestalt, in einer weiblichen manifestirt — nicht eben Bettine noch eine andre Tine oder Trine — sondern das Allgemeine im Besondern gesehen, erkannt und geliebt; das Besondere ins Allgemeine erhoben erkannt und geliebt, Theil und Ganzes in Wechselspieglung.

Es ist daher keine einseitige unerwiederte Liebe: der Dichter wird geliebt, wieder geliebt wie er liebt: denn wer Gott liebt, den liebt Gott wieder, dadurch, daß er ihm Liebe einflößt zum Wahren, Guten, Schönen, daß er erkennt wie freundlich der Herr ist.

Mit dieser Gesinnung vertragen sich „jene Kleinigkeiten außerhalb der Gränze des Gesetzes" [V, 34, 35], die gerade das Erbtheil sind, wo der Dichter übermüthig, selbst im Kummer lustig, sich bewegt. Denn das wahre Leben ist des Handelns ewige Unschuld, die der reinen Wohllust edler Handlung sich mit frohem Muthe überläßt, und vor solcher der nur ew'ge Pein folgt, mit besonnenem Sinne sich bewahret. Und so kann der alte Dichter hoffen, daß die Houris ihn im Paradiese als verklärten Jüngling wohlempfangen."

Der sämmtliche Inhalt seiner Gedichte ist angedeutet in dem Gedicht an Hafis [V, 41], in dem er sich mit diesem so zu sagen identificirt, dadurch daß er ihn reproducirte. —

Zu bemerken bleibt nur noch, daß in die Wirkung, welche diese Dichtungen haben konnten, sich eine Erschei-

nung intrudirte, welche mehr geeignet ist sie zu hemmen als zu fördern [S. oben Bd. I, S. 31 u. ff.]. Denn sie verrückt nicht nur den wahren Gesichtspunkt aus dem sie angesehen seyn wollen, sondern schiebt auch der Betrachtung ein ganz falsches Gesicht unter.

Eckardt, der getreue. Diese Ballade dichtete Goethe 1813 in Teplitz, von woaus er sie den 6. Juli mir zukommen ließ, und am 24. August las er selbst sie mir vor, wie auch den Todtentanz. Jene thüringische Volkssage ist bekannt. Das Mahlerische, das in der ganzen Behandlung liegt, dergestalt, daß man selbst mit den Kindern in der Landschaft zu stehen meint, das Ungewitter herankommen und mit Wind und Regen an sich vorüberbrausen hört, auch plötzlich den Mann gewahrt, der den Kindern Muth einspricht und Schweigen auferlegt, ihr furchtsames Auftreten vor den Eltern, das Behagen mit dem sie trinken und wieder trinken, das Alles ist nicht nur vom Dichter gesehen, es ist miterlebt und mitgefühlt, mit jener Liebe, womit Amor, der Landschaftsmaler, ihn ein Bildchen und ein hübsches Bildchen mahlen lehrte.

Egmont. Schon in Frankfurt begann G. dieses Drama, nahm es dann mit nach Weimar und arbeitete zu verschiedenen Zeiten, wie wir gesehen haben, daran; schickte es, soweit er es bringen konnte, fertig an Möser, führte es mit nach Italien, vollendete es dort con amore, indem er sich wieder recht jung fühlte, und hoffte seinen Weimarischen Freunden, zumal Herdern, Freude damit zu machen. Das war aber nicht ganz der Fall; doch machte ihn schon die leibliche Aufnahme glücklich: denn er wußte was er hinein-

gearbeitet habe, und daß sich dieß nicht auf einmal herauslesen lasse. Was jene daran lob'en, habe er machen wollen, und wenn sie es sagen, so habe er seinen Entzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen wolle: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben. Nun fehlte es aber nicht an Tadel und Ausstellungen. Besonders war ihnen das Verhältniß von Klärchen zu Egmont nicht recht. G. merkte, daß ihnen eine Nüançe zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheine. Da er aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da er ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen,(*) daß dieser Mann ihr gehöre, als in die Sinnlichkeit setze; da er sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgehe und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht werde: so wisse er nicht wo er die Zwischennüançe hinsetzen solle, ob er gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Pappen- und Lattenwerks, die Schattirungen die er herezählte vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind.

Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswerth schien, war das lakonische Vermächtniß womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Gern hätte G.

(*) Worin doch, beiläufig, auch nur in einer Note, zu sagen, die Freude und Wonne eines jeden Glücks liegt.

ihren Wunsch erfüllen und dem Vermächtniß Egmonts einige Modificationen geben mögen; er dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, der Charactere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden das er abzukürzen hätte. Er trug seiner römischen Freundin Angelica die Sache vor. Mit weiblicher Zartheit wußte sie Alles auseinander zu legen und es ging darauf hinaus: „was Jene noch mündlich von dem Helden erklärt wünschten, sey in der Erscheinung implicite enthalten. Da diese nur vorstelle was in dem Gemüth des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinem Worte stärker ausdrücken, wie er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinaufhebe. Ja es wolle ihr (der Freundin) wohlgefallen, daß der, welcher sein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt träumend wache, und uns still gesagt werde wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme ꝛc."

Es kamen noch mehr Betrachtungen hinzu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war ꝛc.

Jene Ausstellungen waren nur das Vorspiel von andern, welche den Dichter späterhin von seinem Freund Schiller treffen sollten. Von dessen ungerechter, man darf darum sagen unverständiger Recension des Egmont (in seinen kleinen prosaischen Schriften) nicht viel besser als Wes-

senberg's geistliche Salbaderei (über den sittlichen Ernst der Schaubühne) für jetzt nicht zu reden; deuten wir nur auf sein rücksichtsloses, unbarmherziges Zustutzen zu seiner vermeinten Bühnenrichtigkeit, auf das Ausmerzen einer Hauptfigur, der Regentin, auf das gänzliche Verkennen des genialen Motivs, des symbolischen Traums oder der Vision, welche die wahre künstlerische Catharsis des Stückes bildet, und zuletzt auf das henkermäßige Erscheinen des Alba „im Gefängniß" — wahrscheinlich aus Reminiscenz seines Großinquisitors in Don Carlos — als den Gipfel dieser Emendatio palmaria.

G. drückt sich über das Alles höchst gemäßigt aus, er will, obschon gekränkt, der Freundschaft nicht zu nahe treten; aber man müßte weder ästhetisches noch überhaupt menschliches Gefühl haben, wenn man über jenes Verfahren, das noch dazu mit dem Scheine Rechtens und quasi re bene gestá auftritt, nicht indignirt seyn sollte. Dem Manne ist immer Nichts nicht recht! Schiller begriff nicht einmal die antistrophische oder symmetrische Aneinanderreihung der Scenen, indem er nur die plumpen Cäsuren des niederfallenden Vorhangs, der diese rhythmische Scenenreihe in sohergebrachte Acte spaltet, im Sinn und Gehör haben mochte.

Das Stück wieder in seiner ersten Gestalt, mit geringer Aenderung auf die Bühne zu bringen, machte ich mit meinem Freunde Pius Alexander Wolff einen Entwurf, der G'n. keineswegs mißfiel; er blieb aber liegen durch die Gewalt der Zeitumstände des Krieges, und den Abgang des Freundes zur Berliner Bühne. Nur Eins sey erlaubt hinzuzufügen aus G's. Betrachtungen über den Chor.

„Im Egmont sey die Partie des griechischen Chors unter die zwei Liebenden, unter Clärchen und Alba's Sohn vertheilt. Diese stellten denselben vor; das eigentliche Volk sey, wie gewöhnlich, ohne Theilnahme."

Engelhäuser Abschiedsgedicht, an den Herzog.

Dieses in der neusten Ausgabe in Quart [Bd. I, S. 174.] zum ersten Mal öffentlich erschienene Gedicht erwähnt G. in der italiänischen Reise [Bd. XXVIII, S. 254] mit näherer Angabe der Zeit und der Umstände. Auch ohne die Anspielungen darin auf ausgegebene und eingenommene Scherze zu verstehen, ersieht man doch daraus den guten Humor des genialen Fürsten und die heitre Aisance, in welche Er nicht nur die ihn umgebende höhere Gesellschaft zu versetzen wußte, sondern auch ein intimeres Verhältniß des Herrn zum Diener, welches dem Dichter erlaubte, unter fremdem Namen seine eigenen Empfindungen mitauszusprechen, wie er es bereits in einem früheren Gedicht, in der Verkleidung eines Landmanns gethan hatte [A. in Q. Bd. I, S. 174.]

Von dergleichen hat freilich unsere Zeit und die nordische Welt überhaupt keinen Begriff, worin Oben und Unten sich fortdauernd in wechselseitiger Spannung erhalten; worüber G. so wahr als einsichtig urtheilt, wenn er, das vertrauliche Leben der römischen, besonders geistlichen Großen gegen ihre Hausgenossen erwähnend, (*) sagt: „Reisende haben bemerkt, daß die Sclaven gegen ihre türkischen

(*) S. Winkelmann und sein Jahrhundert. S. 433 oder Bd. XXXVII, S. 59 f.

Herren sich mit mehr Aisance betragen, als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten ꝛc."

Fand doch ein ähnliches Verhältniß der griechischen und römischen Hausſclaven (vernae) gegen ihre Herren statt, wie aus ihren Comikern zu ersehen ist, sodaß jene Vertraulichkeit nur als eine Fortsetzung uralter einheimischer Sitte anzusehen ist.

Epimenides Erwachen. Auf Iffland's Anregung unternahm G. dieses Vorspiel schon im Mai 1814. Es war eigentlich nur auf einen Prolog abgesehen, der sich in der Arbeit zu einem ganzen Vorspiel ausdehnte, und dieserwegen allerlei Anstalten und Vorbereitungen nöthig machte, welche die Aufführung des Stücks verzögerten, ja auf ein ganzes Jahr hinausschoben. Goethe berichtet Anlaß und Inhalt in einem Aufsatz des Morgenblatts v. 1815 Nr. 75, und schreibt an Knebel:

„Endlich am 30. März 1815(*) ist Epimenides in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich soviele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesen Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten ꝛc."

Daß so delicate politische Verhältnisse, wie sie hierbei zur Sprache kommen mußten, nicht anders als poetisch,

(*) S. Zelter Nr. 20.

d. h. symbolisch ausgedrückt oder vielmehr nur angedeutet werden konnten, fällt in die Augen. Nicht aber hat man begriffen, oder begreifen wollen daß die gewählten Symbole höchst sinnreich, zugleich ästhetisch, und in ihrer musikalischen Bekleidung von catharsischer Wirkung seyn mußten.

Die getrennte Fesselung von Glauben und Liebe, durch den Dämon der Unterdrückung ist das Pivot des Ganzen. Z. hatte es wohl saisirt, und G. belobt ihn darüber. „Daß Du die Achse worauf mein Stück sich herumdreht — doch wie ich hoffe ohne Knirschen und Knarren — so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, obgleich es Deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diesen furchtbaren Knoten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieses Exempel an Frauen statuirt wird, macht die Sache läßlicher, und zieht sie ins Gebiet der Rührung. Doch — setzt er hinzu — wollen wir weiter Nichts davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheimstellen." —

Diese Wirkung aber war nun eben weder enthusiastischer noch reflexiver Art, vermuthlich weil die Zeichnung zu fein und „silberstiftartig," und die Färbung nicht grob und grell genug ausfiel;(*) daher das Publikum wohl etwas fühlte, aber es nicht zu erkennen vermochte, „ja es rasend übel genommen haben würde, wenn es den Generalbaß wußte," wie Zelter in seiner Art sich trefflich ausdrückt.

Ein Jahr später — und G. bemerkt: bei Uebersendung des nunmehr gedruckten Stücks an Knebel: „Freilich ist die

(*) bequem und vornehm hieß der Patriotismus des Dichters, weil er nicht geharnischt auftrat und wie Goliath dem Feinde Hohn sprach. [S. oben Band I, S. 470.]

Einwirkung einer großen politischen Atmosphären-Veränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichsten Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüthe! Man weiß wahrlich nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja, beides will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte die jetzt in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen; und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken die er bringt, auseinanderreißt. Epimenides selbst würde dießmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren. Und so folgt denn hier das Werk, das vor kurzem als ich Dir's vorlas, noch ein besseres Ansehn hatte. Es mag denn als ein seltsames Document einer so merkwürdigen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie seinen Platz einnehmen ꝛc." — —

Die Zeit ist nicht nur das Weiseste, — wie ein Alter sagt — sondern auch das Närrischste. Sie macht und findet Alles zuletzt — lächerlich.

Als G. seinen Epimenides schrieb, war das eine ernsthafte und ernste Vergleichung, wie es die Zeit selbst war. Unlängst ward in Paris ein Stück gemacht, (1830) welches die Schnelligkeit der jetzigen Revolution so vorstellt, daß Jemand der sich gestern hingelegt hat unter dem alten Regime, heute erwacht unter ganz neuen Verhältnissen, alles Bishergewohnte bereits abolirt und in Vergessenheit gebracht findet, und dagegen Unerwartetes emporgekommen ꝛc. — So ist das ernste Motiv ins Komische gewendet! — und jener Alte hätte nicht Unrecht, welcher sagte: „Was sind Tragödien anders als versificirte Passionen solcher Leute, die

sich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen." [XLIX, 118.] Aus früherem Leid wird zuletzt Lied, und das Allertragischeste endlich ein ästhetisches Spiel, wodurch der Geist erst seine Freiheit beurkundet.

Episteln. Mit der ersten wurden S's. Horen eröffnet. Von der zweiten gab G. nur die erste Hälfte; ihre zweite sollte die dritte Epistel werden und das dritte Stück der Horen anfangen [Schill. Brfw. Nr. 35.]; es verblieb aber bei diesen beiden, wenigstens hat sich kein Manuscript weiter auffinden lassen.

Erwin und Elmire. Erschien zuerst in der ältern Iris von Jacobi, Bd. II, St. 3, S. 161; dann gedruckt Frankfurt 1775, componirt von André. Auch dieses Singspiel nahm G. mit nach Italien und schrieb es um. „Ich habe gesucht dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen, und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge worauf sich Alles dreht, bleiben alle, wie natürlich rc."

Die Arie darin: „Ein Schauspiel für Götter rc." machte G. an demselben Abend, wo er die „Freuden Werthers" erhielt. — „Es ist nicht zu sagen, — schreibt Jacobi an Wieland — [Brfw. Bd. I, Nr. 71.] wie wenig empfindlich G. über Critik ist.(*) Und Niederträchtigkeit, Falschheit — o! die ist von keiner menschlichen Seele ferner als von der seinigen rc."

(*) Dasselbe rühmt auch Schiller ihm nach. S. oben Seite 375, Note (*).

Eugenie, oder die natürliche Tochter. Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregten in G. die Conception der natürlichen Tochter, (d. 18. Nov. 1799.) In dem Plane den er faßte (d. 6. und 7. Decbr.) bereitete er sich ein Gefäß, worin er alles was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. — Er bemerkt dieses mit Beziehung auf die früheren Stücke, den Großcophta und den Bürgergeneral, worin er dem Ungeheuren eine heitre Seite abzugewinnen gesucht hatte, welches ihm aber nicht gelingen wollen, und auch für jene Zeit noch zu früh war, indem Jahrhunderte über solche Ereignisse hingehen müssen, ehe sie sich zu einer Oper oder Intriguenstück pretiren. — Als er aber den Tancred bearbeitete, und seine Freunde den Vorwurf laut werden ließen, daß er sich mit französischen Stücken, die bei derzeitiger Gesinnung in Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige und nichts Eigenes vornehme, wovon er doch Manches hatte merken lassen, rief er sich die natürliche Tochter vor die Seele, indem das ganz ausgeführte Schema derselben schon seit jener Zeit unter seinen Papieren lag. Er gedachte gelegentlich an das Weitere, verschwieg aber aus einem auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß man ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle, selbst seinem Freunde Schiller diese Arbeit und erschien ihm daher untheilnehmend und thatlos. — Schiller äußerte dieses auch in einem mehr erwähnten aber ungedruckten Briefe an Humboldt. — Der erste Act war mit dem Schluß dieses Jahres vollendet.

Unter allen Tumulten des Jahres 1802, in welches der

Theaterbau in Lauchstädt, die Abfassung des kleinen Vorspiels „Was wir bringen" und so manches Andere fällt, unterließ G. doch nicht seinen Liebling im Stillen zu hegen. (*) Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete er am Einzelnen wo er ging und stand, daher die große Ausführlichkeit.

Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt (1803.) Das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor ihm und seine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen. Der zweite Theil sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens vorgehen; (**) der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben.

Weiter wollte der Dichter in seiner Berichterstattung nicht gehen, weil er sonst das Ganze umständlich hätte vorlegen müssen. Doch ist das Scenario des zweiten Stücks nach seiner Verfügung in die A. in O. Bd. I, Abth. II, S. 279 ff. aufgenommen worden.

Von vielen Seiten her hatte er sich der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen, und die wohlthätigsten Zeugnisse ge-

(*) Erklärbar ist daher die Aehnlichkeit der Diction und Versification in der Eugenie mit den poetischen oder versificirten Stellen, in dem eben gedachten Vorspiel: „Was wir bringen."

(**) Man ahndet wohl daß die schöne Ballade „Wanderer und Pächterin" [Bd. I, S. 218.] nicht allein um diese Zeit entstanden sey, sondern auch in einem geheimen Bezug mit dem Stücke selbst stehe, wie sie denn auch auf des Dichters eigenem Landgute in Oberroßla gedichtet worden.

sammelt. **Man empfand, man dachte, man folgerte was er nur wünschen konnte; wie er — ein so genügsamer Autor** als wir ihn kennen — versichert, ohne etwas von den verkehrten Urtheilen einer Frau von Staël, Caroline von Herder, eines Knebel, Paul Richter und Huber zu wissen oder wissen zu wollen. Vielmehr beschuldigt er sich nochmals jenes unverzeihlichen Fehlers, den er gegen seinen alten geprüften Aberglauben begangen. — „Der Fehler war indessen geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten ihn nur manchmal, wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." —

Daher werden alle Ermahner abschlägig beschieden. „Leider stehe es mit der Fortsetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde — schreibt er an Zelter [Nr. 48.]; — ja er sey sogar manchmal versucht den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören, und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen." — Wofür ihn doch Apoll und die Musen bewahrt haben, oder sein richtiges Gefühl daß die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zusehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen würden. Auf jene Besorgniß zusehr ausgeführter Situationen brachten ihn wohl Schiller's Bemerkungen die dieser ihm mündlich mitzutheilen gedachte. [Nr. 881.] Denn G. äußert sich kurz darauf an Zelter: „wie er einige Scenen verkürzen wolle, welche lang scheinen müssen, selbst wenn sie vortrefflich gespielt würden" [3. Nr. 29.] worin man S's. Critik zu vernehmen glaubt, die auf das Concise, aber mit der Schere hinarbeitete. Siehe oben Seite 429, 449, 483.

Zehn Jahre später erhält auch Falk ähnlichen Bescheid.

„Ich wüßte nicht, wo die äußern Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung der Eugenie herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen von meinem alten Grundsatz abgegangen zu seyn. Dadurch daß ich die bloße Exposition dieses Gedichts habe drucken lassen — denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im Voraus weggenommen. Die verkehrten Urtheile die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten denn auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt." —

Falk will nun, um G's. Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu ihm von dieser Tragödie gesagt hatte, mit dessen eigenen Worten angeführt haben, die aber keineswegs mit denen übereinstimmen, welche er selbst und seine Gattin an Knebel schreiben. Entweder hat Falk, der dieses Gespräch am Begräbnißtage Wieland's, d. i. den 25. Januar 1813 aufgesetzt hat [S. 151.] sich der ehemaligen Worte Herder's, die er nur in der Zeit zwischen dem 2. April und 18. Decbr. 1803 geäußert haben konnte,(*) nicht mehr genau erinnert, auch vielleicht in guter Meinung verschönert; oder Herders gehörten zu denen, die aus Einem Munde kalt und warm zugleich hervorgehen lassen. Genug G. war doch selbst durch Herder's Betragen bei seinem letzten Besuch [S.

(*) An jenem wurde Eugenie zum ersten Mal in Weimar aufgeführt, an letzterem starb Herder.

oben Band I, S. 307.] so zurückgestoßen worden, daß die präfracte Art, womit G. das Gespräch mit Falken schließt: „es sey nun für beide zu spät. Er werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen werde" — sich nun wohl erklären und begreifen läßt.

Indessen war durch die vieljährige Richtung die sein Geist gegen die französische Revolution, vermöge der Gegenständlichkeit seines Denkens, zu nehmen genöthigt ward, um das Schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen, der Eindruck bei ihm so tief gewurzelt, daß er immer noch an die Fortsetzung der natürlichen Tochter dachte, sie in Gedanken ausbildete, ohne den Muth sich im Einzelnen der Ausführung zu widmen, wie er noch im Jahre 1823 gestehen mochte. Aber im Jahre 1831 darf er gar nicht daran denken, denn wie wollte er sich das Ungeheure, das da gerade bevorstehe, wieder ins Gedächtniß rufen?" [Z. Nr. 813.] —

Und so ist denn ein Drama, das in Absicht auf symbolische Behandlung im Styl und Sinne der Alten, ein Muster geworden wäre, ein Torso geblieben, den die Folgezeit wohl nicht fortsetzen oder vielmehr nicht vollenden dürfte.

Euphrosyne, eine Elegie „die sich unter ihren Geschwistern sehen lassen darf," schrieb G. zu Ehren und Andenken einer jungen liebenswürdigen Schauspielerin **Christiana Becker**, die er von ihrer Kindheit an wie ein Vater geliebt, deren vorzügliche Anlagen zur theatralischen Kunst er sorgfältig ausgebildet hatte, als sie in der Blüthe ihrer Jahre der Kunst wie dem Leben zugleich entrissen ward, den 22. Sept. 1797.

Die Nachricht von ihrem Dahinscheiden traf ihn auf seiner Reise mit H. Meyer in der Schweiz, und so ist die Vorstellung im Gedicht, daß ihr Bild ihm als geistige Vision auf der Höhe der Alpen erscheint, Wahrheit und Dichtung zugleich.

Geendigt und abgeschlossen ward die Elegie erst den 13. Juni 1798 und Schillern zur Aufnahme in den Almanach von 1799 übergeben. Dieser wünschte zugleich etwas Gebildetes auf sie bezüglich voranzusetzen, und G. forderte daher Meyern auf, die von ihm zu einem Denkmal entworfene Skizze für einen Kupferstich ins Reine zu zeichnen. Die Zeichnung kam zwar nicht vor den Almanach, doch wurde nach ihr von dem Bildhauer Döll das steinerne Monument ausgeführt, das gegenwärtig eine Hauptzierde und den interessantesten Augpunct im Garten der Weimarischen Erholungsgesellschaft bildet, indem es ein vierfaches Andenken still und würdig der Mit- und Nachwelt vor Augen bringt.

Eine treue Lithographische Abbildung nebst Beschreibung, zugleich mit ausführlichen und authentischen Nachrichten über Leben, Character und Leistungen der gefeierten Künstlerin, liefert eine kleine Schrift: Euphrosyne. Leben und Denkmal verfaßt von Theodor Musculus, einem jungen Manne, der sich auch um die letzten Ausgaben der Goethe'schen Werke mehrfaches Verdienst erworben, durch sorgfältige Vergleichung des Textes nach den verschiedenen Editionen, durch genaue Berichtigung der Schreib- und Druckfehler, hauptsächlich aber durch ein fleißig ausgearbeitetes Inhalts- und Namensverzeichniß über des Dichters sämmtliche Werke.

G. war sehr erfreut, „daß seinem Freunde Knebel, in schneebedeckter Jahreszeit, diese Euphrosyne als eine freundliche Natur- und Kunstblume entgegen geleuchtet habe. Ein solcher Beifall sey sehr belohnend; der öffentliche, wie K. ganz richtig bemerke, mehr für den Verleger als für den Autor wünschenswerth.“ [G. an Knebel, den 14. Januar 1799.] Was das übrige Publicum dazu gesagt oder gemeint hat, weiß ich nicht, wahrscheinlich doch dasselbe was man unlängst über das Gedicht auf Miedings Tod urtheilte: „es sey nicht zu begreifen wie G. einen so obscuren Mann habe celebriren können.“ — Denn die Publicums sind sich zu allen Zeiten gleich.

Farbenlehre, zur, wie der Titel bescheiden und anspruchlos lautet, um nur als Materialien anzugeben, was Andere geradezu Farbenlehre oder gar System oder Lehr-Gebäude genannt haben würden. Seine erste Speculation über Farben machte G. in Italien, [S. oben S. 320.] wie er von Rom aus schreibt. [Bd. XXIX, S. 295.] Von seinem weitern Fortschreiten darin, durch Beobachten und Experimentiren, an allen Orten und Enden, zu allen Zeiten und Stunden [S. oben 337.]; durch Aufzeichnen, Ordnen und Schematisiren der Phänomene, so allein als mit methodischer Beihülfe Schiller's, ist bereits in dem Vorigen [Seite 379.] die Rede gewesen. Die Verarbeitung des mannigfaltigen ungeheuren Stoffes aber zu einem großen Werke beginnt erst mit 1806 und dauert, mit Unterbrechung durch andere literarische Arbeiten, durch Krankheit und Reisen, bis in das Jahr 1810; bei welchen Zuständen und Beschäftigungen ich ihm, wie er nach seiner dankbaren Art mir das

Zeugniß öffentlich ausstellt, mehrfach beithätig ward; worüber mir ein Wort zu sagen erlaubt seyn möge.

Von der Natur mit dem Sinn für Form und Farbe begabt, von Kindheit an mit Zeichnen und Malen aus Trieb und Lust beschäftigt, bis zu meinen academischen Jahren, erschien ich wenigstens kein blödes und stummes Werkzeug, das unverständlich und theilnahmlos G's. Ideen nur mechanisch auf das Papier zu fixiren wußte. Ich nahm den lebhaftesten und freudigsten Antheil an der Sache und ihrer Behandlung. Ich achtete auf alle Erscheinungen der Farben, stellte Versuche an, dachte mir Vorrichtungen aus, benutzte sie zu allerlei Schematismen; ja ich wählte mir die Grundbedingung Licht und Schatten zu neuen Versuchen, und arbeitete über die paroptischen Farben an einem kleinen Aufsatze, und zwar kurz vor der schrecklichen Catastrophe die uns mit einem Mal alles Lichts der Sonne wie des Lebens zu berauben und in das Dunkel des Todes zu stürzen drohte — der Schlacht von Jena und der Plünderung Weimars.

G. zwiefach mit Verlust bedroht, des leiblichen Lebens, in der oben beschriebenen Scene, [Band I, S. 369.] des geistigen, in der Vernichtung seiner schriftlichen Materialien, in denen sein früheres dem schönsten Inhalt nach aufbewahrt ruhte, aus denen ein künftiges mit Vergnügen und Nutzen unterhalten werden mochte, war allerdings bekümmert; und nur dumme Gefühllosigkeit und boshafte Neidsucht kann es ihm verargen wenn er gesteht „daß die Furcht seine Papiere zu verlieren, ihm die peinlichste war." [Z. Nr. 98.] Dem Tod in die Augen zu sehen hatte er gelernt bei Valmy und vor Mainz; dieser erschütterte ihn weniger als ein verarmtes zweckberaubtes Leben.

Von dieser Zeit an arbeitete G. zum Druck fort was nur gehen wollte; ich besorgte Reinschrift und Correctur, machte den kleinen Aufsatz über Farbenbenennungen bei den Alten, und am Schluß die beiden Register. Durch oben gedachte Unterbrechungen aber zog sich der Druck hin bis 1810; wo G. diese lange Lebenslust und Last endlich loswarb, von wenigen theilnehmenden Freunden in dem Verdienst seiner Leistungen anerkannt und belobt, von den Gelehrten ignorirt oder negirt, welches auf Eins hinausläuft, von der größern Menge daher weder zu Gesicht noch zu Gehör genommen und für sie so gut als nicht vorhanden; wiewohl hie und da Einer etwas davon erfahrend, sich das zueignete was in seinen Kram taugte, ohne den auch nur zu nennen, dem er es zu verdanken hatte. Doch darf man sich darüber in Deutschland nicht verwundern: „es gehört mit dazu;" und G. selbst war darüber ruhig und im Klaren, wie er nicht nur an Zelter [Nr. 269.] sondern schon 1795 an Schiller [Nr. 130.] schrieb: „daß man im Literarischen jenem Sämann, der nur säete ohne viel zu fragen wohin es fiel, nachahmen soll;" desgleichen [Nr. 525.]: „wer nicht wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben;" und endlich als Xenie: „Ins Wasser wirf deine Kuchen, wer weiß wer sie genießt." [V, 124.]

Faust. Von diesem A und O aller Goethe'schen Dichtungen wäre Viel und Wenig zu sagen; jenes, wenn es darauf ankäme, Werth, Würde, Bedeutung und Verdienst des Gedichts im Einzelnen auseinanderzusetzen, welches alles

jedoch im Stillen zu fühlen, zu ahnden, und allmählig deutlicher zu erkennen und auszusprechen einem Jeden in der Voraussetzung überlassen bleibe, daß Herz und Kopf in Gemeinschaft die Betrachtung anzustellen und sich gegenseitig zu belehren und einander nachzuhelfen gesonnen sind. Diese werden dann täglich mehr entdecken und ausfinden, wie ihr eigenes Leben und Denken vorschreitet: denn freilich muß man alt werden, um den Teufel der alt ist, zu verstehen. Wenig dagegen ist zu sagen, wenn es gilt brutale Absprechungen und alberne Voraussetzungen niederzuschlagen.

Das proton pseudos aller deutschen Critik ist: von einem Dichter zu verlangen, er solle machen und gemacht haben, was sie sich einbildet und wie sie sich's denkt daß es gemacht werden müsse. Sie nimmt den Eingang in sein Gebäude nicht durch die Thüre die er dazu gelassen hat, sondern sucht ihn daneben, durchs Fenster oder gar von oben zum Dache herein beizukommen.

Die Faustsage ist kein Dogma, weder theologisches noch philosophisches; sie ist ein Mythus, d. h. ein als geschichtliches Factum vorgetragenes Aperçu über des Menschen sinnliche und geistige, also zwiefache Natur und ihren Conflict, dargestellt in einer Persönlichkeit und also concretisirt, ja individualisirt. Er findet sich daher auch in andern Zeiten und bei andern Nationen, nur in anderer Art und Form. In der deutschen Auffassung erscheint dieser Mythus, nach der ganzen Rohheit einer barbarischen Zeit, als ein christlich-positiv-religiös Gedachtes, und mit der völligen Dunkelheit, Härte und Strenge einer kirchlichen Orthodoxie behandelt. Diese Auffassung durchaus beizubehalten, noch weiter auszuspinnen, und mit mannigfaltigern und raffinir-

teren Motiven, — etwa mit ein paar Todsünden u. dergl. mehr — die am Wesentlichen des ganzen Verhältnisses doch Nichts ändern, auszustaffiren, will sich weder für unsre Zeit geziemen, noch ist sie einem selbstständigen Dichter anzumuthen.

Steht es ja doch einem jeden Dichter frei, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen; und haben das nicht schon die alten dramatischen Dichter der Griechen gethan, und thun es die modernen Deutschen etwa weniger, wenn sie die alten derben, tüchtigen, aber holzschnittartigen Mährchen in zarte, schwächliche, aber sauber in Stahl gestochene Novellchen verwandeln, und so das eigentlich barbarisch Große, in ein humanes zierliches Damen- und Taschenformat zu bringen wissen.

Es ist daher eine harte Rede zu sagen: „G. habe die Faustsage nicht verstanden, und sey nicht in den Volkssinn derselben eingedrungen."

Was das Volk in Masse sinnt und denkt ist immer ein sehr Dunkles, und es wäre zu wünschen, daß etwas mehr Licht in die Köpfe dränge, welches doch nur von einzelnen Geistern, die wie Sterne an dem finstern Nachthimmel hervorbrechen, ausgehen kann. Auch diese Volkssage ist nicht die Erfindung des Volks, — dem man jetzt Alles zu Liebe sagt und thut mit demagogischer Demokolakie — sondern eines speculativen Kopfes, der vom Stein der Weisen und seinem gefährlichen Besitz einige Kenntniß hatte, aber freilich das Räthsel nicht zu lösen vermochte.

Der Faust der Volkssage ist demnach nur der Kern, der vegetabilische Embryo, der in einen günstigern Boden gelegt, in wärmerem Klima, von Sonne, Mond und allen

Gestirnen gezeitigt, sich in eine weit edlere Pflanze, mit schönerer Blume, in den Faust unseres Dichters metamorphosirte, wennauch die Cotyledonen und untern Stengelblätter die ursprüngliche Herkunft und Heimath nicht verläugnen.

Der Faust als mythische Person mußte in dem Faust des Dichters durch Genese und Epigenese den Weg einer langen und großen Umwandlung machen, und der zweite Theil ein anderer werden, weil er auch erst gelebt werden mußte, d. h. im Fortschritt des Lebens sich erst entwickeln konnte.

„Wie es schon ein ander Ding war — bemerkt G. — das Stück 1788 ausschreiben, als 1773;" so war es noch mehr ein anderes nah am Ausgang des Lebens 1827—1831.

„Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf [XLIX, 17.], welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wären." [Z. Nr. 727.]

„Der zweite Theil sollte und konnte nicht so fragmentarisch seyn als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran, als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser entgegen gearbeitet werden."

„Die Fabel mußte sich dem Ideellen nähern und zuletzt darein entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen."

„Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrthümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren durfte."

„Die Behandlung mußte aus dem Specifischen mehr in das Generische gehen: denn Specification und Varietät gehören der Jugend an." (*)

Tizian, der große Colorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abstracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon: eine Anecdote die G. mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte.

So sind denn freilich einzelne, aber nicht gerade sehr wesentliche, Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das worauf es ankam, „der Sinn und die Idee des Ganzen wird sich dem vernünftigen Leser entgegenbringen, wenn ihm auch an Uebergängen zu suppliren genug übrig bleibt."

„Schon lange wußte der Dichter was und wie er es wollte und arbeitete daran nach Lust und Laune, wie ihn ein Motiv vor dem andern anzog. Nun ward aber das Ausfüllen gewisser Lücken sowohl für historische als ästhetische Stetigkeit nöthig. Der Dichter setzte es so lange fort, bis er endlich für räthlich hielt auszurufen:

„Schließet den Wässerungscanal, genugsam tranken die Wiesen" und nun (1831) faßte er sich ein Herz das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit er nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme."

(*) Eine Bemerkung, welche sich diejenigen merken sollten, die ihm ewig sein Alter und Mangel an Productivität vorwerfen, ohne doch selber eine producible Productivität produciren zu können, wie — die Herren A. B. C. u. s. w. bis Z.

„Da stehe es nun — schreibt er an einen Freund — wie es auch gerathen sey, und wenn es noch Probleme genug enthalte, und keineswegs jede Aufklärung darbiete, so werde es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung verstehe; dieser werde sogar mehr finden als der Dichter geben konnte."

Was nun aber die dem Dichter verargte Symbolik und Allegorie betrifft, so scheinen die Tadler über die Naturnothwendigkeit dieser Mittel keineswegs im Klaren zu seyn.

„Begriffe sprachlich zu personificiren — sagt ein Philosoph — ist theoretische Nothwendigkeit, und was einmal theoretische Nothwendigkeit für den Menschen ist, das verwirklicht er auch äußerlich unwillkührlich als eine reale Gestalt."

„Gutes und Böses werden so personificirt zu Gott und Teufel, zu practischer Realität und Autorität in Gestalt, zu sinnlicher Wahrheit in historische Facta." —

Begriffe in Intuitionen (Anschauungen) übersetzen, Gedanken in Gefühle verwandeln ist des Dichters Sache, wie wir oben sahen.

Verhältnißbegriffe, wie Antik und Modern, wie Classicismus und Romanticismus konnten nicht glücklicher als durch Helena, Schönheit als Princip der alten Kunst, und durch Faust, romantisches Wesen in seinen verschiedenen Ingredienzien, Religion und Ritterthum, Feudalität und Frauendienst, Scholastik und Magie, personificirt symbolisch zur Anschauung gebracht werden.

Wenn Poeten und Bildner Ideen und Begriffe ausdrücken wollen, so müssen sie zu Symbolen und Allegorien greifen.

In die durch das Mährchen gegebene rohe, gemeinsinnliche Vorstellung von einem Beilager des Faust mit der Helena, die ästhetische reine höhere Idee einer Vereinigung des antiken und modernen Kunstgeistes, des Classischen und Romantischen zu legen, (*) sie nicht blos sinnbildlich anzudeuten, sondern sie thatsächlich auszuführen, durch ein phantasmagorisches Drama, in Form und Character beider Kunstarten, und also das was in dem Mährchen eine wüste Todsünde war, in eine geistreiche historische Allegorie zu verwandeln, und darin zugleich seine eigene leidenschaftliche Tendenz zur Antike, die ihn nach Italien, dieser zweiten Unterwelt des Alterthums, führte, mit abzuspiegeln — man wird endlich gestehen müssen: dieses sey eine so geniale Erfindung, daß sie allein schon dem Gedicht einen eigenthümlichen selbstständigen Werth verleihen müßte, und nun bildet sie obenein den Gipfel von dem aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigt, da er nach allen Puncten hinschaut und von allen Puncten gesehen wird.

Das punctum saliens, auch im Leben des Dichters, ist die Liebe zur Kunst, und diese Vermittlerin des Höchsten dürfte ihn wohl zuletzt auch dem Höchsten näher bringen, wenn er erst auf jenem geistigen Montserrat zu Glück und Ruhe gelangt ist.

Aber auch des Dichters weitere Lebensschicksale, seine Naturstudien und Feldzüge, künden sich mit an, in dem Wiedererscheinen des Faust auf dem Hochgebirg, in dessen

---

(*) „Sie sey zur Schlichtung eines Streits gedacht, und es sey Zeit daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich versöhne," schreibt er an Zelter Nr. 497, d. 3. Juni 1826, und an von Humboldt d. 22. Octbr. 1826.

Theilnahme an den Scenen des Kriegs und der Schlacht des Kaisers und Gegenkaisers. Selbst der zur Wolkengestalt gewordene Schleier der Helena, den Faust über dem Gebirge zu sehen meint, ist das Wölkchen von Poesie, das dem Dichter bei seiner Rückkunft nach Deutschland über jener Gegend schweben blieb, und Herz und Sinn „das Beste seines Innern," dahinzog.

Mit großem Verstand und symbolisirender Kunst sind alle die folgenden Kriegs-Erscheinungen nur schattenhaft und gespenstisch vorgestellt und gehalten. Wer möchte auch hier ein ganzes ausgedehntes klares Schlachtgemälde von dem Dichter verlangen, da hier sogar der bildende Künstler, der Maler, nur Abbreviaturen und Skizzen liefern kann. Das Mysteriöse in dem ganzen Vorgang ist der Wirklichkeit abgesehen, da Sinn und Absicht der Manöver, außer dem Heerführer, nur Wenigen und nicht einmal in extenso; Ausgang und Erfolg aber Niemandem bekannt sind, weil die Dämonen des Zufalls sich die Entscheidung vorbehalten. Auch würde eine größere Annäherung an das Reale, da wo man es nicht verlangt, nur für eine satyrische Parodie geschichtlicher Vorfälle angesehen werden, da kein Dichter etwas schlimmer erfinden kann, als es nicht bereits in der Wirklichkeit vorgekommen ist. Mit jenen drei Figuren, der drei auftretenden Gewaltigen: Raufebold, Habebald, Haltefest, kann man jeden Krieg wie mit der Chiffer eines Monogramms abbrevirt symbolisiren, und damit war es hier genug.

Das magische Trugspiel, daß Heereszüge von einem Gebirg herabziehend für herabstürzende Bergwasser angesehen werden, erinnert an das Phänomen „des blinkenden Waffen-

flusses" in der Champagne [XXX, 60.] und ist ganz das Bild, welches die italiänischen Geschichtschreiber brauchen, wenn sie das was sie die deutsche Furia nennen, mit einer plötzlichen Fluth von den Bergen, mit herabstürzenden Waldwassern vergleichen. (*)

So erkennt man auch in Fausts Anlage der Hafenstadt an der dem Meere abgerungenen Küste, die Aehnlichkeit mit der Localität Venedigs, und das Interesse das der Dichter daran nahm, indem er so gern nach Venedig blickte, auf jenes große Daseyn, dem Schooße des Meeres entstiegen, wie Pallas dem Haupte Jupiters, das ihm in frühester Jugend in Bildern und Erzählungen vorschwebte, bis er endlich selbst nach dem Schlusse des Schicksals, in die Lagunen einfahren und diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten sollte. [S. oben Seite 212.]

Um endlich noch ein Wort von den räthselhaften Müttern zu sagen, so sind sie freilich weder mythologische noch sonst allegorische Wesen, und daher nicht auf einen einfachen Begriff zurückzubringen, aber was sie heißen, das gelten sie auch, Elemente woraus Körperliches wie Geistiges entsteht und hervorgeht; also zwar wohl Natur-, aber auch Geisteselemente, aus welchen Ideen, Gedanken, Gebilde der Phantasie, gleich Demokrit's Idolen im Organ, so in der Einbildungskraft zurückgebliebene Schein- und Nachbilder alles Wirklichen, traumartig sich entwickeln, gestalten und umgestalten wie im Kaleidoscop, und durch die Besonnen-

---

(*) S. Ranke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker, Seite 358.

heit des dichtenden Genies festgehalten als Künstlergebilde ans Licht treten.

Die Einsamkeit nur ist das Atelier, in welchem diese Studien den Genius umschweben, aus dieser Traum- und Zaubersphäre gewinnt er die Idee der Schönheit in Gestalt der Helena, und um diese in die sichtbare Gegenwart heraufzubeschwören versinkt er in die Unterwelt. — Den ganzen Proceß einer solchen Dichterreverie schildert er uns in einer der bedeutungsvollsten Scenen der Pandora, in dem Monolog des Epimetheus. [Bd. XL. S. 379.]

Ein Mehreres noch über den Schluß des Gedichts, der nothwendig in unserer Zeit so und nicht anders ausgehen mußte, zu sagen, würde zu weit führen. Genug das Gedicht hat sich im Fortschritt ebenso geläutert und idealisirt, wie der Verfasser, und nur ein bigotter Thor könnte verlangen, es sollte mit der „historischen Vernunft" als womit das Volksmährchen anfängt, d. h. mit der kirchlichen Vorstellung, wie sie aus dem Buch Hiob genommen ist, auch geschlossen werden, und der Herr mit seinen himmlischen Heerschaaren nochmals erscheinen. Auf einem Marionetten-Theater möchte das allerdings practikabel wie zuläßig seyn und obendrein recht volksmäßig erbaulich.

Gastmal der Weisen, oder die Weisen und die Leut'. Lange Zeit secretirte G. dieses Gedicht und wollte es sogar seinem Freunde Zelter nicht abschriftlich zur Composition mittheilen. „Wenn es bekannt würde — meint er — so müßte es gewisse Individuen sehr tief verletzen, und die Welt sey denn doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe." [Z. Nr. 225, S. 181.]

Es ist zu bedauern, daß G's. oft zu ängstliche Discretion, die ihm doch Nichts geholfen, uns die nähere Kenntniß dessen vorenthält, was er doch mitzutheilen Lust hat und gern sähe wenn es verstanden und genossen würde.

Die albernen Philisterfragen, die hier von den Leuten gethan und von den Weisen persiflirt werden — da Ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten im Stande sind — mögen freilich gewissen Individuen vorzugsweise angehören, wie denn jede Narrheit ihren besonderen Liebhaber und Eigenthümer hat; aber dieser bekennt sich meistens nicht dazu, und wenn er nur nicht namentlich aufgerufen wird, so glaubt er nicht, daß es ihn mit angehe. Allein man hat doch diese und ähnliche Fragen schon längst in ältern und neueren, zumal moralischen und popularphilosophischen Schriften gelesen, sodaß sie gar nicht mehr als individuelle, sondern als allgemein auf einer gewissen Culturstufe vorkommende Aporeme zu betrachten sind.

Da es nun nur allgemeine Fehler und Unarten des Geschlechts sind, welche auf seine Art d. h. mit gutem Humor zu rügen der Dichter Fug und Recht hat, sogut wie der Prediger auf die seinige; so hätte das Gedicht für Einzelne nicht verletzender gewirkt als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz, wäre es auch früher bekannt geworden. Es muß also G. noch andre und besondre Ursachen und Gründe gehabt haben, damit so zurückhaltend zu seyn; sie sind mir aber nicht zur Kenntniß gekommen.

Wenn aber die Fragenden sich anonym im großen Haufen verlieren mögen; so mußten doch die Bescheidgebenden durch Persönlichkeit und Namen sich auszeichnen, und da diese nicht aus der Gegenwart genommen werden durften,

um nicht anzüglich zu werden und irgend Wen zu compromittiren: so war kein anderer Ausweg, als ins Alterthum zu gehen und Stellvertreter aus den wissenschaftlichen Gebieten oder Bereichen, in welche die Fragen zu gehören schienen, auszuwählen. G. übertrug mir dieses Geschäft [Z. Nr. 215.], und ich habe gesucht mich so gut aus der Sache zu ziehen als mir möglich war. Da alle Verstorbenen gleich verstorben sind, d. h. Einer nicht mehr todt als der Andere, so gelten sie, als in einer Vergangenheit befangen, für gleichzeitig und so können Epimenides, der bereits angegeben war, wie auch Pelagius, sich recht wohl mit den übrigen Collegen behaben und begehen: wie ja schon jede deutsche Academie, wo alte und neue Philosophie zugleich und nebeneinander gelehrt wird, sattsam ausweist.

Glocke, die wandelnde. [Band I, S. 224.] Diese naiv-anmuthige Dichtung ist ein Beleg zu G's. oft besprochener Gabe, Ereignisse, Vorfälle, Anecdoten des Tags zu benutzen und sie in seine Dichtungen zu verweben, oder zu einem selbstständigen Poem auszubilden. Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den sein Sohn und ich gemeinsam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der des Sonntags vor der Kirchzeit uns besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, sich einigermaßen zu fürchten schien. Nun machten wir ihm weis, die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und scherzreiche August mit einem aufgespannten Regenschirm dem Kinde vor und brachte es dadurch wonicht zum Glau-

ben, doch zur Vorstellung einer Möglichkeit der Sache. Wir erzählten G'n. davon, der aus dieser Posse weiter Nichts zu machen schien. Nach langen Jahren überraschte er mich durch Zusendung jenes Gedichts, das aus einer kindischen Fabelei, eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte. Es war im Jahr 1813, seiner Hegire von Weimar nach Teplitz, wo er auch den getreuen Eckart und den Todtentanz dichtete. Man vergleiche was ich oben Band I, S. 397 von dem Gedicht „Pfaffenspiel" bemerkt habe.

Goetz von Berlichingen. Die umständliche Erzählung der Entstehung und Schicksale dieses National-Drama's, das der Stammvater aller deutschen Ritterstücke geworden und für die neulichst desiderirte Deutschheit und den gewünschten Patriotismus den vollgültigsten Adelsbrief aufweist, giebt G. selbst in seiner Biographie Band XXVI, 123. 136. 199 ff. desgl. XLVIII, 73. Von seiner spätern Umarbeitung, ihrem Gelingen oder Mißlingen und des Verf. Urtheil darüber ist oben Seite 500 u. f. die Rede gewesen, weshalb hier nichts weiter davon zu sagen bleibt, als etwa noch auf die kurze aber poetische Schilderung seines Inhalts in dem Maskenzuge von 1818, in Band IV, S. 49 oder A. in O. I, I, 164 aufmerksam zu machen.

Groß-Cophta. Daß dieses Stück ursprünglich auf eine Oper angelegt war, und daß G. besser gethan hätte diese auszuarbeiten als jenes, sagt er selber an zwei Hauptstellen [Bd. XXX, 266—271; u. XXXI, 11.] Denn die Oper macht durch die Gewalt der Musik, daß auch nicht sehr sittliche Gegenstände in rhythmischer Tonbekleidung ästhetischer empfunden werden, als in prosaischer Nacktheit, und Schil-

ler sagt ganz richtig: „die Oper stimme durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Neigung das Gemüth zu einer schöneren Empfängniß ꝛc." [Nr. 397, a.]

Wie nun aber G. auf diesen widerspenstigsten aller Stoffe gekommen, wie dieser, obgleich in der Behandlung verfehlt, dennoch die Wurzel einer ganzen Reihe dramatischer wie epischer Erzeugnisse geworden, darüber belehrt uns G. gleichfalls an mehreren Orten. Das kurze Resumé davon ist dieses:

Die berüchtigte Halsbandgeschichte erschreckte ihn schon im Jahre 1785, wie das Haupt der Gorgone. Sein ahnungsvoller Prophetengeist sah durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen bereits die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen.

Er trug sie nach Italien und brachte sie noch geschärfter zurück. Wie oft man ihm auch den Vorwurf machte: er lege gar zuviel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen in der Natur; so ließ er sich doch nicht irren: er fühlte wohl daß er sich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, vonwoaus Manches zu erwarten, auch wohl zu thun seyn möchte. (*) Auch hatte er durch viele Jahre her die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt, und sich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlich-

(*) Man könnte G'n. einen moralisch-politischen Campetti nennen, und sein Ahndungsvermögen einen geistigen Siderismus.

keiten mit Widerwillen verwundert.(*) Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor ihm, alle zusammen wirksam genug den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Um sich aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte er diesem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen, und da sich ihm, in der Form der komischen Oper, die er in Italien näher zu studiren Gelegenheit fand, bereits eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, die auch ernsteren Gegenständen nicht fremd schien: so bearbeitete er den Gegenstand rhythmisch und verabredete mit Reichard die Composition. Von dieser aber wurde, außer den Anlagen zu einigen Baßarien,(**) nichts weiter bekannt: denn die Scene des Geistersehens in der Crystallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophta, die als blendendes Final glänzen sollte, kam nicht zu Stande. Kein froher Geist waltete über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb G. ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Allein das Stück wurde ebensowenig in Weimar als auswärts günstig aufgenommen; ja seine Freunde in der

(*) Man erinnere sich der Figuren, die er im Pater Brey, im Satyros u. a. m. durchnimmt und gedenke der Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen die damals an deutschen und ausländischen Höfen ihr Glück machten.

(**) Als „Cophtisches Lied,“ Bd. 1, S. 143 und „Ein Andres“ S. 144.

Nähe wie in der Ferne waren gerade am wenigsten davon erbaut: in Weimar fehlte es nicht an Verstimmung und Tadel, und bei seinem nachherigen Besuch in Pempelfort bei Jacobi und der Fürstin Gallitzin merkte er bald daß er die Freunde sogar verletzt hatte. Auch ohne daß er es selbst sagte, würde man es aus den Briefen Forster's an Jacobi und Heyne abnehmen, worin sie sich nicht sehr freundlich erweisen, vielmehr auf eine Weise aussprechen, die weder ihrem Verstande noch ihrer Freundschaft Ehre macht. Da G. in seiner Apologie in der Parabel „Künstlers Fug und Recht" [II, 199.], nur allgemein des Tadels gedenkt, den „manch Freundespaar" ihm machte, so ist es wohl nöthig zur Characteristik ihrer Gesinnung, wie zur Belobung seines Benehmens jene Briefstellen mit ihren eigenen Worten anzuführen. (*)

(*) „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta, den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte — schreibt G. Forster an Jacobi Nr. CCXCIX, S. 142. — dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Character für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — Ich habe die Wahl zwischen den Gedanken daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht." — Desgleichen an Heyne Nr. CCC, S. 143.: „Ist es möglich, auch dieser Mann hat sich so überleben können? Oder ist das eine Art über die dumme Vergötterung, die Manche ihm zollen, und über die Unempfänglichkeit des Publicums für die Schönheiten seines Egmont, seines Tasso und seiner Iphigenie seinen Spott und seine Verachtung auszulassen? Ich weiß nicht welches von beiden ich wählen soll." — und nochmals an Jacobi, Nr. CCCXVII, S. 168. — „Die altgriechische, Aristophanische Deutlichkeit (alias Plattheit) ist wohl zuverlässig das Modell, welches dem Verfasser

Helena. Obgleich schon oben im Artikel **Faust** von diesem Drama als einem integrirenden Theile desselben das Nöthige beigebracht worden; so darf doch hier, insofern es auch als ein selbstständiges Stück betrachtet werden kann, nochmals die Rede seyn.

Die Helena ist eine der ältesten Conceptionen des Dichters, ruhend auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Er brachte sie schon von Frankfurt mit, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er im Jahr 1780 den 23. und 24. März sie der Herzogin Mutter des Abends vorgelesen. Er hatte seitdem von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, wie der Briefwechsel mit Schiller ausweist, oder „war ihr nachgeschlichen" wie er anderswo sich in seinem Wesen abconterfeiend humoristisch schreibt: „aber geschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine vollen 3000 Jahre spielt, von Troja's Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi (1826.) Dieses könne man also auch für eine Zeiteinheit rechnen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung seyen aber auch im gewöhnlichen Sinn aufs genauste beobachtet rc." — „Wie vielfach hatte sie sich in langen kaum übersehbaren Jahren gestaltet

---

des Groß-Cophta vorgeschwebt hat, und diese Erklärung ist mir lieber, als wenn ich glauben müßte, er habe sein Publicum verspottet." —

Sich so verkannt und so lieblos beurtheilt zu sehen, noch dazu von seinen Freunden, und dabei noch Lust und Humor behalten, „ihnen Etwas zu Liebe zu thun," ist eine Aufgabe deren gelungene Lösung, bei einer künftigen Preisvertheilung, wenigstens das accessit erhalten sollte! (*)

(*) Vergl. das Gedicht „Einlaß" in der A. in O. I, S. 370.

und umgestaltet! Nun möge sie im Zeitmoment solidescirt endlich verharren." —

— „Ich zweifelte niemals — fährt er fort — daß die Leser für die ich eigentlich schrieb, den Hauptsinn dieser Darstellung sogleich fassen würden. Es ist Zeit daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich versöhne. Daß wir uns bilden ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreiung aus mönchischer Barbarei zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken! Lernen wir nicht auf dieser hohen Stelle Alles in seinem wahren ethisch-ästhetischen Werthe schätzen, das Aelteste wie das Neuste?" —

„In solcher Hoffnung einsichtiger Theilnahme habe ich mich bei Ausarbeitung der Helena ganz gehen lassen, ohne an irgend ein Publicum noch an einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich auch nachundnach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben, er wird sich vielmehr an dem wiederbelebtem Alterthum das er schon kennt ergötzen; von der andern Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen was gemüthlich hie und da verdeckt liegt. Eleusis servat quod ostendat revisentibus! und es soll mich freuen wenn dießmal das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlassung giebt. Die ersten Scenen des zweiten Theils von Faust werden auf manche Weise ein frisches

Licht auf Helena, die als der dritte Act des Ganzen anzusehen ist, zurückspiegeln. Auch wegen anderen dunkleren Stellen in frühern und spätern Gedichten möchte ich Folgendes zu bedenken geben. Da sich gar Manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direct mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt durch einander gegenübergestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde (*) Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren." (**)

„Da Alles was von mir mitgetheilt worden auf Lebenserfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leser findet es an sich selbst, daß ihm von Zeit zu Zeit, bei schon im Allgemeinen bekannten Dingen, noch im Besondern etwas Neues erfreulich aufgeht; welches denn ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachsenden Bildung zeugt und uns dabei zu einem frischen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit Allem so was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter sich hat." (***) — —

(*) Die in der letzten Zeit häufig vorkommenden Gleichnisse von Spiegeln und Abspiegeln sind nicht etwa, wie man, dummer oder böslicher Weise, meint, von einer koketten Selbstbesichtigung im Spiegel hergenommen, sondern von der Spiegelung entoptischer Farben und dem Spiegel-Apparat dazu; welche Phänomene ihn bis ans Ende beschäftigten. Vergl. Band XLIX, S. 19 f.

(**) „Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anstoßes über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin." [XLIX, 101.] Eine Bemerkung, die für Mehreres bei G. zu nutzen ist.

(***) Die deutschen Faust-Critiker aber meinten, der Faust ließe sich so prima vista von ihnen abspielen; da ihnen aber seine Trauben zu hoch

Soviel möge einstweilen hinreichen, um zu weiterer Forschlust anzureizen: denn warum will man nur an Ausländer, welche ja den deutschen Patriotismus Nichts angehen, an Dante, Calderon, Shakspeare u. s. w. einzig und allein Zeit und Studium wenden, um am Ende sagen zu müssen oleum et operam perdidi!

Herrmann und Dorothea. [Bd. XL, 231 ff.] Durch seine Idylle Alexis und Dora [Bd. I, S. 295.] ward G. in das verwandte epische Fach geführt, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht bestimmt war, zu einem größern ausdehnte, das sich völlig in der epischen Form darstellte. Der Plan dazu war gleichzeitig mit den Tagesläuften im August 1796 ausgedacht und entwickelt, und während des Septembers das Gedicht begonnen und soweit vollbracht, daß es seinen Freunden schon producirt werden konnte. Es sollten sechs Gesänge werden und etwa zweitausend Hexameter erreichen. Zweidrittel oder vier Gesänge waren den 5. December 1796 fertig und G. hoffte für den Ueberrest die Stimmung im neuen Jahre zu finden.

Dieß war auch glücklicher Weise der Fall. Nachdem er die drei ersten Gesänge fertig an Schiller und Humboldt geschickt hatte, den 18. Februar [Nr. 275.], bringt er den vierten in Ordnung, den 1. März; sodaß das Gedicht nunmehr im Gange vorrückt, Masse macht und in ein paar Tagen der Schatz gehoben werden kann und das Ende sich sei-

---

hingen, so wurden sie für sauer ausgegeben. Vielleicht, wenn sie selbst reif geworden, sagen sie dann: ἁ σταφυλὶς σταφὶς ἐστι, καὶ οὐ ῥόδον αὖον ὀλεῖται!

nem idyllischen Ursprunge zuneigt. Nun hält er noch prosodisches Gericht mit von Humboldt über die letzten Gesänge [Nr. 287.], schickt die vier ersten Musen zum Druck ab [Nr. 291.] und schreibt, unter dem 28. April, an Heinr. Meyer:

„Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus 2000 Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe daran wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden und es kommt hauptsächlich noch darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz vor der es gerichtet werden kann ist die, vor welche der Menschenmaler (*) seine Compositionen bringt, und es wird die Frage seyn, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahre ächte Menschenproportion und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich: ein Sujet wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreise bewegen." —

„Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August (1796), und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenom-

(*) „Der Menschenmaler ist eigentlich der competenteste Richter der epischen Arbeit," wiederholt er später, den 5. August 1797, nachdem ihm Meyer seinen Beifall über das Gedicht bezeigt hatte.

men, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in diesen letzten Zeiten, bei Gelegenheit der Vossischen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte zu entscheiden gesucht. Wenigstens kann ich meine Ueberzeugung nicht besser ausdrücken als auf diese Weise ꝛc." — (*)

Dieses Gedicht war seit langer Zeit das erste wieder, worin die Goethe'sche Muse allgemein ansprach, vom nächsten

---

(*) Einen prosodischen Fehler, „einen Vers mit überzähligem Halbfuß," nämlich:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen."

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbessert geblieben, aber — setzen wir hinzu — mit Bewußtseyn und Absicht in die letzten Ausgaben miteingewandert. Ich hatte G'n. bereits aufmerksam darauf gemacht, weil aber der Vers, ohne sein *proverbialisches* Ansehn zu verlieren und eine gewisse grata negligentia einzubüßen, nicht wohl zu ändern war; ich mich auch erinnerte, daß F. A. *Wolf* einmal von diesem Verse sprechend ihn nicht nur entschuldigt, sondern auch durch Homerische Beispiele erläutert habe: so ließen wir ihn stehen oder hingehen. Nun machte später auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerksam, und G. soll, wie jener erzählt, gesagt haben: „die siebenfüßige Bestie möge als *Wahrzeichen* stehen bleiben!" An der Sache wie an dem Ausdruck, zumal *Wahrzeichen*, ist demnach nicht zu zweifeln: denn er characterisirt das deutsche Wesen vortrefflich, indem es nicht allein die reisenden Handwerksburschen sind, die von sogenannten *Wahrzeichen* eines Orts besondere Notiz nehmen und daran Interesse finden, sondern auch die Gelehrten, besonders die Bibliographen ähnliche *Merkmale* in alten und neuen Büchern aufzufinden und behaglich anzugeben wissen, z. B. Schreib-, Druck- und Uebersetzungsfehler, wodurch solche Werke erst als Raritäten und Curiositäten sich im Preise steigern. Uebrigens bleibt es ja der Welt und Nachwelt unbenommen, die ohnehin die aerugo nobilis mit Sand und Scheidewasser abzureiben liebt, dergleichen Makel und Rost des Alterthums auch von G. wegzutilgen und ihn so fashionable als möglich in ihre Salons einzuführen.

Mitdichter an bis zum prosaischsten Canzleiverwandten. Schiller war entzückt davon und wußte es nicht genug zu beloben, und der kritische Verfasser von: „Goethe und sein Jahrhundert" läßt es allein unter allen Werken des Dichters passiren.

G's. Freude über solchen allgemeinen oder allgemein scheinenden Beifall war jedoch, wie billig und ganz nach seiner Art, nur mäßig, da er das stoffartige Interesse des Publikums kannte, und so äußert er sich darüber mit fast persifflirender Ironie gegen Schiller [Nr. 399, S. 6.]: „In Hermann und Dorothea hab' ich, was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen gethan und nun sind sie äußerst zufrieden. Ich überlege jetzt: ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte, das auf allen Theatern gespielt werden müßte, und das Jedermann für vortrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte." — Das sieht doch einer Ciconia so ähnlich wie nur Etwas, wird aber hoffentlich nicht vermerkt worden seyn oder werden, wiewohl es nun Nichts mehr zu sagen hätte.

Daß es nun aber auch an kritisch-theoretischen Zergliederungen und Entwickelungen des Werks nicht fehlen würde, da es die deutsche Art ist, nachdem man sich bei einer ästhetischen table d'hôte pumpsatt gegessen, beim Nachbar Publicum über das Essen zu räsonniren:

„Die Supp' hätt' können gewürzter seyn,
Der Braten brauner, firner der Wein" rc. [II, 214.]

war nun zu erwarten. Und so kündigt ihm Schiller [Nr. 466a., S. 213.] gleich ein solches Werk über Hermann an, diesmal zwar eines „das in die Materie mit größter Ausführlichkeit

und Gründlichkeit eingehe, alles zur Sprache bringe, was sich durch Räsonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt; spricht von einer schönen Gerechtigkeit, die ihm durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt werde, G'n. freuen müsse, und als ein lautes und gründliches Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen und den Sieg seiner Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Räsonnements, entscheiden und beschleunigen werde."

G., der als gebildeter Mensch und vornehmer Mann es verstand mit guter Art sich auch ins Gesicht loben zu lassen, ohne darüber aus dem Gleichgewicht zu kommen, nahm diese vorläufige Nachricht mit gelassener Freude hin, und erklärte es für „keinen geringen Vortheil, wenigstens auf der letzten Strecke seiner poetischen Laufbahn mit der Critik in Einstimmung zu gerathen!" — Welches allerdings ein Glück heißen kann, da gewöhnlich die Critik einem in die Haare geräth.

Doch konnte diese abstract-philosophische Arbeit nicht ganz in seine gegenwärtigen Umstände eingreifen. „Die Schwierigkeit sey, im Practischen etwas vom Theoretischen zu nutzen. Sobald man beides als getrennt ansehe, finde kein Verbindungsmittel statt, und sie seyen nur insofern verbunden, als sie von Haus aus verbunden wirken; welches bei dem Genie von jeder Art statt finde." —

Und gewiß, wie wollen Geist und Körper, wenn sie einmal getrennt sind, noch ineinander und dadurch miteinander wirken?

Da, wie Schiller trefflich bemerkt, die Deutschen immer erst wissen wollen, was sie in dem Vorgesetzten genießen,

ehe sie sich ein Herz fassen zuzulangen, also: ob ein Gedicht nur ein bloßes **Problema** oder ein **Factum** enthalte; so haben sie nicht eher geruht, als bis sie, ziemlich spät, was sie früher konnten, zu entdecken glaubten: in der Geschichte der Auswanderer aus Salzburg (*) habe G. den Anlaß zu seinem Meistergedicht gefunden, daß also etwas Wahres dem Gedichte zum Grunde liege.

Vielleicht findet eine spätere Zeit auch in den deutschen Auswanderern nach Amerika, oder nach Rußland, oder wo sonst hin dasselbe Motiv. Da die Motive im Menschen stecken und nicht in der Geschichte, obschon sie darin zum Vorschein kommen; so kann ein Dichter wohl ein Motiv brauchen, das auch wohl sonst in Geschichte oder Fabel vorkommt, ohne daß er es gerade daher genommen habe. Shakspeare hatte wohl bei dem Disappointement von Romeo und Julia nicht eben Pyramus und Thisbe zum Vorbild, sowenig wie der italiänische Novellist. Was ein 'Mal geschehen ist, kann immer wieder geschehen. Es ist daher eine unnütze Geschäftigkeit und gelehrte Polypragmosyne nachzuforschen, woher der Dichter einen Stoff habe: denn dieser ist es ja nicht an sich und allein, der es zu einem Poem macht, sondern auch die Zuthaten und Zubereitung, die er als ästhetischer Koch der Sache zu geben weiß. Nur freilich muß er keine Katzenpastete dem Schmecker für eine Hasenpastete vorsetzen. [II, 209.]

Aber weil die Menschen an einem bereits fertigen Gebäude Nichts mehr thun können, obschon gerne möchten; so

(*) Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg. Leipz. 1732. Namentlich Theil II, S. 53. „Wunderbare Heirath."

suchen sie wenigstens geschichtlich nachzuweisen, wo der Steinbruch und Forst gewesen, welche das Baumaterial lieferten, um doch auch völlig au fait zu seyn.

Das Gedicht wurde sehr bald ins Französische übersetzt durch Bitaubé. „Es that aber nur im Stillen seine Wirkung." [XLVI, 180.] G. fand die Uebersetzung sowohl als des Verfassers Aeußerungen in der Vorrede, nebst einigen Bemerkungen eines Recensenten in der Decade philosophique, deshalb merkwürdig, weil die französische Nation hier in einem bedeutenden Gegensatze gegen die deutsche erscheine. Es zeige sich, daß wir durch Schätzung des Mittelstandes ächt-republicanische Gesinnung verrathen, anstatt daß die Republicaner davon gar Nichts wissen wollen, sondern sich noch immer, nach dem Zeugniß ihrer eigenen Landsleute, als eingefleischte Aristocraten beweisen."

Sonach wäre denn das Gedicht mehr als man für jene Zeit verlangen kann, patriotisch und republicanisch, und könnte daher immer noch für ein Zeugniß ächt deutscher Gesinnung gelten und passiren.

Iphigenia. [Bd. IX.] Von Geburt, Auferziehung, Schicksalen und abermals versuchter Opferung dieses schönen Schmerzenskindes ist in gegenwärtigem Bande hin und wieder soviel gemeldet worden, daß uns nichts zu wünschen übrig bleibt, als Diana, die gnädige Retterin, möge sie, die unschuldig Verfolgte, abermals in Wolken hüllen vor — den classischen Philologen, jungen wie alten.

Meisters, Wilhelm, Lehrjahre. Die wunderbaren Schicksale, die bei Entstehung dieses Romans walteten, und die wunderlichen Urtheile, die er nach seinem Erscheinen

erfahren sollte, würden selbst wieder einen reichen Stoff zu einer der wundersamsten Compositionen bilden, wenn man den **Roman** selbst **personificirt** sich durch alle die **personificirten** Urtheile, Vor- und Mißurtheile der Welt, wie durch ein zweites Leben hindurch windend oder schlagend vorstellen wollte.

Wie der Mensch selbst, ohne zu wissen was er sey und was er werden könne, sein Leben beginnt, so scheint auch dieser Roman einen bewußtlosen Anfang genommen zu haben, dem erst in der Folge klare Besonnenheit und Ueberlegung erwuchs, die ihn auf Bedeutung und Zweck hinausführten. Auf diese Annahme leiten uns des Dichters eigene Geständnisse, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen seiner Schriften ausgesprochen. (*)

Die Anfänge desselben setzt er in die Epoche von 1775 bis 1780, obgleich nur cotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung als durch viele Jahre sich hinziehend. Wie wir oben gesehen haben, endigt G. das erste Buch den 2. Januar 1778, und das sechste den 18. November 1785. Er nimmt den Meister mit nach Italien, wo dieser durch Betrachtungen über Kunst recht anschwillt; wo Alles was er über sich selbst und Andere, über Welt und Geschichte nachzudenken Gelegenheit gehabt, im Meister gefaßt und geschlossen werden soll; wo er von jener Himmelsluft etwas den letzten Büchern hofft mittheilen zu können. Nach seiner Rückkehr nimmt er ihn, auf Zureden der Herzogin Amalie,

(*) „Wußte er doch auch beim **Divan** nicht welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite." S. oben S. 545.

wieder vor (1791), und indem er ihn bis zu seiner Bekanntschaft mit Schiller 1794 schon soweit gefördert hat, daß er diesem das erste Buch gedruckt vorlegen kann, der ihm durch ein gutes Zeugniß sehr wohl thut, erklärt er: daß, nach den sonderbaren Schicksalen welche diese Production von innen und außen gehabt, es kein Wunder wäre, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe sich zuletzt bloß an seine Idee gehalten und wolle sich freuen, wenn sie ihn aus diesem Labyrinthe herausleite.

Diese Idee ergiebt sich nun aus dem, was er anderswo sagt: „Die Anfänge entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich im W. Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn

Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand." (*)

Nach diesen authentischen Aufklärungen, welche der Autor selbst giebt, wird man urtheilen können, was von den Ausstellungen seiner nächsten, noch dazu denkenden und dichtenden Freunde zu halten sey: wenn der Eine, dem Titel und dem alten Herkommen zufolge, in jedem Roman einen Helden haben zu müssen, den W. M. zu sehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet — der zwar die nothwendigste aber nicht die wichtigste Person darin ist: an ihm und um ihn geschieht alles, aber nicht eigentlich seinetwegen, eben weil die Dinge um ihn her die Energien, Er aber die Bildsamkeit darstellt und ausdrückt —; wenn ein Zweiter ihn für ein besinnungs- und gehaltloses Geschöpf erklärt und gleichwohl den Roman für geendet hält; — wenn endlich der Dritte, trotz jener richtigen Ansicht von dargestellter Bildsamkeit, es einen zarten und heikligen Umstand findet, daß der Roman in der Person des Meister weder mit einer entschiedenen Individualität, noch mit einer durchgeführten Idealität schließe, sondern mit einem Mitteldinge zwischen beiden. Der Character sey individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er sey ideal, aber nur dem Vermögen nach; er versage uns sonach die nächste Befriedigung, die wir fordern (die Bestimmtheit) und verspreche uns eine höhere und höchste, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müßten." rc. [Schill. Brfw. Nr. 243, S. 273.]

(*) Dieses Königreich ist — Natalie, ist die Humanität, die practische Vernunft, die Tugend der Menschheit.

Der letztere Urtheiler war also seinerseits auch nicht weiter als gewöhnliche Romanleser, welche die Neugier gespannt und endlich befriedigt haben wollen. Wie einer der noch in der Bildung begriffen ist, bereits einen individuellen Gehalt, und vor Abschluß des Lebens Mehr als ein Vermögen zum Idealen zu gelangen, aufweisen solle, ist eine widersinnige Forderung; daß aber der Roman oder vielmehr der Bildungsgang des W. Meister noch nicht als geschlossen anzusehen sey, zeigt der Titel Lehrjahre; und daß ihm eine höhere und höchste Bildung auf eine ferne Zukunft wohl zu creditiren seyn könne, lassen die nothwendigen Wanderjahre hoffen. Freilich die Meisterjahre müssen wohl ungeschrieben bleiben: denn wer dürfte und könnte sich selbst für einen Meister ausgeben, „schon weil die Meisterschaft für Egoismus gilt." [Bd. XLIX, 74.]

„Solches zerbröckelten Urtheils nach der Vollendung seines Romans war kein Maß noch Ziel. G. glaubte manchmal er höre den Sand am Meere reden, sodaß er selbst, der nun nicht mehr darüber denken mochte, beinahe verworren werden könnte." [Br. an Meyer d. 5. Dcbr. 1796.] — „Es bleibe daher eine der incalculabelsten Productionen, man möge sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um sie zu beurtheilen fehle ihm beinahe selbst der Maßstab." [Bd. XXXI, 65. f.]

„Die Urtheile aus der Ferne lauteten ebenfalls nur theilweise erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich. Die Meisten, wenn man es genau nehme, setzten sich gegen die geheime Gewalt des Werks se defendendo in Positur. Eine geistreiche geliebte Freundinn aber brachte G'n. ganz besonders in Verzweiflung durch Ahnung manches Geheimnisses,

Bestreben nach Enthüllung und ängstliche Deutelei, anstatt daß er gewünscht hätte, man möchte die Sache nehmen wie sie lag, und sich den faßlichen Sinn zueignen." [XXXI, 46—49.]

So erging es ihm aber auch mit dem Mährchen, mit Bakis Weissagungen und manchem andern größern oder kleineren Gedicht. Die Menschen müssen immer noch etwas hinter einem Gegenstande suchen, und es ergeht ihnen, wie den kleinen Kindern oder auch den Katzen, die hinter den vorgehaltenen Spiegel mit Händchen oder Pfötchen herumlangen, um das erscheinende Bild zu erhaschen.

Das geheimnißvolle Wesen im Meister, das vielen Lesern so unangenehm ist, wie alle geheimen Gesellschaften, ist von G. nur symbolisch angewendet worden. Es beruht auf keinem Orden und ist kein Orden, sondern es ist, wie die unsichtbare Kirche der Gläubigen oder die Gemeinschaft der Heiligen, ein geistiges Etwas, das die verschiedensten Naturen bindet und verbindet, das, wie anderswo im Religiösen, so hier im Sittlichen und im Weltwesen die Ueberzeugung der Gebildeten ist. Diese Erklärung giebt G. selber an die Hand, wenn er an Schiller schreibt [Nr. 777, S. 17.]: „Uebrigens fällt es mir manchmal ein, daß man auf die Kunst eigentlich eine geheime Gesellschaft fundiren sollte, wobei das Lustige wäre, daß sehr viele Künstler in die höhern Grade gar nicht kommen könnten; auch müßte man sie selbst dem Fähigsten nicht geben, sondern wenn er endlich dahin gelangt, ihm nur erklären, daß er sie erreicht habe rc."

Von dieser unsichtbaren Weisheit hat sich ein Jeder, der noch Etwas über sich erkennt und sich nicht, wie der Strauß, ungesehen glaubt weil er den Jäger nicht sieht, auf

allen Schritten seines Lebens, im Intellectuellen und Sittlichen, als überwacht, beobachtet und erkannt zu denken, und qualificirt sich nur dadurch zu jener Gemeinschaft.

Pandora, ein Festspiel. (Unvollendet.) [Bd. XL, 371 ff.] Sie war für die Wiener Zeitschrift „Prometheus," herausgegeben von Leo von Seckendorf und Stoll, welche im Herbst 1807 in Weimar waren, und G'n. um einen Beitrag gebeten hatten, bestimmt, und G. trug mir eines Morgens, den 11. November 1807 auf der Reise nach Jena, die ganze Idee und Tendenz seines Gedichts so umständlich und ausführlich vor, daß es mir leid that, sie nicht auf der Stelle niederschreiben zu können, sowohl um ihn künftig daran zu erinnern, wenn er davon abkommen sollte, als auch um die kleinen anmuthigen Züge und Ausschmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improvisirten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen. Nach unserer Ankunft in Jena konnte G. nicht sogleich an die Ausarbeitung gehen, andere Geschäfte, auch Zerstreuungen schoben sich dazwischen; doch las er mir am 19. November den Anfang des Gedichts vor, und vom 29. an schrieb ich mehrere Tage hintereinander an dem was er jedesmal fertig hatte und mir dictirte. Doch geriethen diese Morgenbeschäftigungen bald in Stocken, da, vom 2. December an, Zacharias Werner ein neues Interesse in die Jenaischen Cirkel brachte, und durch die Vorlesung seiner Sonette, Romanzen und Dramen, auch G'n. zu gleichen und ähnlichen Productionen anregte. Mit wahrer Sonettenwuth — wie bereits oben Bd. I, S. 35 bemerkt ist — wurden nun jene Sonette gedichtet, welche die schmuckliebende weibliche Aneignungslust zu einem Zankapfel, oder

poetischer zu reden zu einem pomum Eridos gemacht hat. Außerdem beschäftigten G'n. seine prosaischen Schriften, Farbenlehre u. s. w. desgleichen die Aufführung von Werner's **Wanda,** „indem der Hofstaat dieser sarmatischen Königin ihm Viel zu schaffen machte.“ Von der Pandora kam daher nur eben soviel zu Stande als nöthig war, um in die beiden ersten Stücke des Wiener Prometheus aufgenommen werden zu können [Z. Nr. 124, S. 237.]; und obschon G. am 1. Mai dreißig Motive specificirte, welche subdividirt neunzig geben würden; so verzögerte sich doch die Ausführung in der Badezeit durch Abhaltungen aller Art, nicht wenig aber auch durch die antiken Sylbenmaße, welche G. auf seine Weise zu versuchen sich gemuthet fühlte, ohne daß sie ihm so geläufig gewesen wären, wie die Anmuth des Gedichts verlangte. Zelter nahm zwar großen Antheil an dem Gedicht, componirte Mehreres daraus, das er uns gemeinschaftlich vortrug; allein auch Er gerieth nach seiner Rückkehr ins Zaudern, wie G. voraussah. [Z. Nr. 160, S. 429.] Hätte er den Antheil ahnen können, den Z. an der Arbeit nehmen würde, so hätte er den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refractäre, was er jetzt für die Musik und die Darstellung habe, zu benehmen gesucht. [Z. Nr. 168, S. 455.] Durch dieß und anderes kam ein Gedicht, das ein herrliches Philosophem ästhetisch-symbolisch ausgeführt hätte, nicht zu Stande; Idee und Tendenz des Ganzen, die sich in seiner ersten mündlichen Erzählung so schön und deutlich auseinandersetzten, verschwimmen nun in einem Hintergrund, aus dem nur Wenige sich die trostreiche Hoffnung, die durch das Ganze zieht, zu seiner Glorie und Verklärung ausbilden dürften. — Wie gut wäre es damals gewesen nur

eine flüchtige Skizze dessen aufzuhaschen, was G. sich einmal aus der Seele gesprochen nicht wieder mit gleichem Antheil erfassen mochte! Ging es ihm doch mit Mehrerem so. Wie zart, innig und warm er auch wenige Monate vor seinem Scheiden das Verhältniß zu Lili schildert, [Bd. XLVIII.] so reicht es doch im Einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut, womit er es mir in weit früherer Zeit, ebenfalls auf einer Reise, darzustellen und sich sowohl als mich um einen Weg von drei Stunden anmuthigst zu täuschen wußte.

Prometheus. Dramatisches Fragment. [Bd. XXXIII, 241 ff.] Dieses Dramolet entstand gleichzeitig mit dem Satyros, [Z. Nr. 341, S. 87.] und da dieser wiederum in der Tendenz mit dem Pater Brey übereinkommt [Bd. XXVI, 185.] wie oben S. 533 gezeigt ward; so ist das Jahr 1773 für das Geburtsjahr aller drei Productionen, wie auch eines wichtigen Theils von Faust anzunehmen. Der früh bekannt gewordene Monolog, Prometheus überschrieben, [Bd. II, 79.] an dessen voreiliger Publication durch Jacobi, sammt Lessing's beifälligem Urtheil über das Gedicht, der gute Mendelssohn gestorben ist, weil er daraus seinen Freund als heimlichen Spinozisten erkannte, sollte den dritten Act des kleinen Drama's eröffnen [Z. Nr. 341, S. 87.]. Die Bekanntmachung des letztern unterblieb, wahrscheinlich um kein weiteres Skandalum zu geben, wie G's. Worte in der letzten Stelle vermuthen lassen bei seiner Liebe zum secretiren; oder auch G. war um das Manuscript gekommen: denn er erhielt es erst lange Zeit nachher wiederum in Abschrift von der Hand Jacobi's, durch Seebeck aus Lenzens Nachlaß, und so erscheint es zum ersten Mal gedruckt in Bd. XXXIII, 241 ff.

Propyläen. Ursprung, Tendenz, Fortgang und frühes Ende dieses Unternehmens, welches die von Goethe und Meyer in Italien erbeuteten Kunstideen, in dem zumal jener Zeit kunstarmen Deutschland hätte verbreiten und in thätigen Umlauf setzen können, ist aus dem Schiller-Goethe-schen Briefwechsel zu ersehen. „Das Legenden- und Heiligenfieber griff um sich und verdrängte alles wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst." [Z. Nr. 191.] Hinc illae lacrymae des trauernden Königspaares, der Jeremiaden und anderer Litaneien!

Proserpina. Melodrama. Ursprünglich für sich bestehend gedacht und aufgeführt [S. oben S. 37.]; dann in den Triumph der Empfindsamkeit aufgenommen [XXXI, S. 6.]: ward endlich wieder als selbstständige Production, mit allem schicklichen Aufwand von Decoration, Costüm, Musik und Tableaus zu einer ganz neuen Erscheinung gebracht, [XLV, S. 64.] und dadurch dem angenähert, was die Alten mit ihren mimischen, freilich nicht immer so sittlichen, Darstellungen bezweckten.

Tasso, Torquato. Dieser romantische Bruder der um ein Jahr nur früher geborenen hellenischen Schwester Iphigenia, hatte auch gleiches und ähnliches Schicksal mit ihr. Auch Er wurde erst in Italien erzogen und gebildet, und gelangte zu seiner vollen Reife und Schönheit in der kurzen Friedensepoche von 1786 bis 1789. So erblühten denn diese beiden schönsten Blumen der deutschen Muse, wie in stiller Felskluft vor Stürmen und Unwetter geborgen, noch eben zu rechter Zeit um ein scheidendes Jahrhundert mit einem eigenthümlichen Schmuck zu zieren, dessen Glanz

wohl noch in die Dämmerung und Nacht kommender Jahre hineinleuchten und, gleich dem Abendroth zur Zeit der Sonnenwende, als Morgenroth eines neuen Tages aufgehen sollte.

Wennauch jetzt noch Iphigenie den Heiden eine Thorheit und Tasso den Juden ein Aergerniß erscheint, endlich wird doch die Humanität über den Fanatismus siegen, der bald in antiquarischem, bald in democratischem Interesse die schönen Bilder zu schänden und umzustürzen sich zur angelegentlichsten Pflicht macht.

Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten. Wir wissen bereits, daß die berüchtigte Halsbandgeschichte unsern Dichter wie das Haupt der Gorgone erschreckte; daß er in jenem unerhörten Ereigniß die ganzen entsetzlichen Folgen vorausahnete; daß die ausbrechende französische Revolution, gleich dem Blick der Klapperschlange, sein gegenständliches Denken unwillkührlich anzog; daß er, um sich gegen sie herzustellen, auf irgend eine Weise ihr Etwas abzugewinnen suchen mußte, und darüber beinahe sein ganzes poetisches Vermögen, das zu schönen und anmuthigen Gegenständen nicht aber zu gräßlichen und tragischen qualificirt war, eingebüßt hätte.

Aus diesen Versuchen so widerwärtige Stoffe zu gewältigen, entstanden zuerst der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, ein ungenanntes unvollendet gebliebenes Revolutionsstück, ein anderes Die Aufgeregten, und durch die französischen Emigrirten, denen auch deutsche Auswanderer vom Rhein her folgten, die Unterhaltungen der letztern, und zwar in dem Sinne, wie Boccaccio in die

schrecklichste, überall Ansteckung verbreitende Pestzeit seinen Decamerone verlegt.

Sie entstanden in den Jahren 1793 und 1794 und G. schrieb sie nieder um Schillern einen Beitrag zu seinen Horen zu geben. Das Publicum erwies sich aber nicht sehr theilnehmend. „Viele sind an den Unterhaltungen irre — schreibt Schiller [Nr. 65.] — weil sie, wie sie sich ausdrücken, noch nicht absehen könnten, was damit werden solle. Sie sehen: unsere deutschen Gäste verläugnen sich nicht; sie müssen immer wissen was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll; sie müssen einen Begriff haben."(*) —

Goethe wollte darin, wie er mir sagte, eine Art von tausend und einer Nacht liefern, so nämlich, daß eine Erzählung durch die andere hervorgerufen würde [Vergl. Schiller Nr. 27, S. 73.]; dankte aber zuletzt Gott, daß er bis an das Mährchen kam. Die erste Erzählung, der Procurator, war allerdings aus dem Boccaccio genommen, aber mit einem befriedigenderen sittlichen Schlusse, worüber ihn Schiller mit Recht besonders lobt. [Nr. 60.] Sie hat übrigens die größte Aehnlichkeit, ja Gleichheit könnte man sagen, mit dem indischen Touti-Nameh, worin eine junge Frau, in Abwesenheit ihres verreisten Mannes, von einem Rendezvous bei ihrem Galan, jedesmal das sie gehen will, abgehalten wird durch eine neue interessante Erzählung ihres Papageien; worüber denn Zeit und Stunde

(*) Sie holen sich auch wohl die Früchte von den Bäumen selber, statt sie ausgesucht und sauber servirt von der Tafel des Wirths hinzunehmen. Vergl. die Parabel: „Ich stand in meiner Gartenthür ꝛc. [XLVII, 76.]

vergehen, bis denn endlich der Mann zurückkommt und das verrathene Gelüst der Frau an ihr rächt.

Es ist zu verwundern, daß Iken und Kosegarten in ihren Uebersetzungen des Touti-Nameh nicht auf die Nachbildung von Boccaccio und Goethe aufmerksam gemacht haben, um wenigstens dem letztern den Preis der sittlichsten und lehrreichsten Behandlung zuzuerkennen. Aus fremder wie aus eigener Erfahrung kann ich versichern, daß die Geschichte des Procurators uns stets von ungemeinem Interesse durch die nette, zierliche Persönlichkeit desselben, sowie die sanfte leise so natürliche Entwicklung von einer wohlthuenden Rührung, wie sie das sittlich Schöne jederzeit hervorbringt, gewesen ist. Die unnachahmliche Ruhe, Einfachheit und Anmuth der Erzählungsweise ist denn freilich G's. eigenthümliches Talent, wodurch er das Gemeinste wie das Höchste zu rein ästhetischer Wirkung zu bringen versteht.

Den allgemeinsten Beifall fand jedoch das Mährchen [XV, 210 ff.] worüber nicht nur die Zeugnisse Schiller's, Schlegel's, von Humboldt und anderer [Nr. 120.], sondern auch die zahllosen Versuche es zu deuten und auszulegen bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten Beweis liefern. Schiller fand darin die Idee, deren G. einmal erwähnt habe: „Das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auseinander" recht artig ausgeführt, und seine Frau es ganz im Voltairischen Geschmack. [Nr. 95.] Uebrigens aber habe G. durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sey. Man könne sich nicht enthalten in Allem eine Bedeutung zu suchen. G. ist zuvörderst über die gute Aufnahme erfreut und aufgemuntert, und wenn nur einer von den hundert Kobolden des Alten

von Ferney darinnen spuke, schon zufrieden. Wie ernsthaft jede Kleinigkeit werde, sobald man sie kunstmäßig behandle habe er auch dießmal wieder erfahren. Er hoffe die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als soviele Räthsel dem räthselliebenden willkommen seyn. Nun wünscht er über das ganze Genre mit S. zu sprechen und noch einige Versuche zu machen. Er trug auch S'n. die Skizze eines neuen vor, das er vielleicht bis zum ersten März (1795) fertig schreiben könne und dabei mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des ersten wegschlüpfen. — Unterdessen waren allerlei Erklärungen bei S'n. eingelaufen, wobei dieser bemerkt: „in dergleichen Dingen erfinde die Phantasie selbst nicht soviel als die Tollheit der Menschen wirklich aushecke, und er sey überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen." — G. meint: er würde freilich noch ein bischen zusehen; hoffe aber auf eine günstige Wendung in den Unterhaltungen seinen beliebigen Spaß darüber machen zu können. — Auch v. Humboldt erfreut ihn durch seine Bemerkungen über das Mährchen: „Es war freilich eine schwere Aufgabe zugleich bedeutend und bedeutungslos zu seyn, erwiedert G. darauf. Ich habe noch ein anderes im Sinn, das aber gerade da umgekehrt ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordinirtes Kunstwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblicke zu tilgen." — In der Folge schreibt er an Schiller [Nr. 269.]: „Vielleicht bilde sich die Idee zu einem Mährchen, die ihm gekommen sey, weiter aus. Es sey nur gar zu verständlich, darum wolle es ihm nicht recht behagen. Könne er aber das Schiffchen auf dem Ocean der

Imagination recht herumjagen, so gäbe es doch vielleicht eine leibliche Composition, die den Leuten besser gefalle, als wenn sie besser wäre. Das Mährchen mit dem Weibchen im Kasten [Nr. 269.] lache ihn auch manchmal wieder an, es wolle aber noch nicht recht reif werden." — Er nahm dieses Undenische Pygmäenweibchen, wie er es auch nennt, [Nr. 347.] auf die Reise nach der Schweiz mit und hoffte es zusammenschreiben zu können. Es kam aber erst im Jahr 1808, unter dem Namen „die neue Melusine," zur völligen Erscheinung, in Carlsbad, wo es uns gemeinsam höchst angenehme Stunden verschaffte, indem auch die feine Ironie und verborgene Schalkheit nicht unvermerkt und unerörtert blieb. —

Jenes erste Mährchen wurde auch damals von Diesem 21.März. so, von Jenem anders gedeutet, und G. sagte zu mir: „es 1809. komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch heut zu Tage auf Napoleon deute. Es fühle ein Jeder, daß noch etwas drin stecke, und wisse nur nicht was." — In der allerneusten Zeit sind die Deutungen, welche Göschel und Hartung versucht haben,(*) die geistreichsten, indem sie die von Schiller schon angedeutete abstracte Idee „vom gegenseitigen Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander" selbst wiederum concretisiren und specificiren.

Wahlverwandtschaften, die. Auch Ottilie genannt. „Das Uebel nur hat eine Geschichte nicht das Gute;" der Krieg, nicht der Friede. Von diesem ist Wenig zu

(*) In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik, 1837, Nr. 59, S. 466 f.

erzählen, wie von der Tugend. Daher weiß man Nichts vom Leben im Paradiese, destomehr von dem Hergang nach dem Sündenfalle: wie Dante's Hölle auch mannigfaltiger ist als sein Himmel. Auch dem Dichter sind die pathologischen Seelenzustände der Menschheit das buntfarbige Feld das er bearbeitet, und unser Freund war besonders und früh schon berufen:

„Weltverwirrung zu betrachten
Herzensirrung zu beachten ꝛc."

Werther war sein erster Roman, **Ottilie** sein letzter. Beide behandeln sittlich-pathologische Phänomene, jener aus dem Braut- dieser aus dem Ehestande. Der Text ist und bleibt immer das **sechste** Gebot, sammt Christi Auslegung, dasjenige wogegen am meisten in der Welt peccirt wird; „welches schon in der Wüste dem Elohim-Jehova so nöthig schien, daß er es mit eignen Fingern in Granittafeln schnitt, und in unsern löschpapiernen Catechismen immerfort aufrecht zu halten sey." [G. an Z. Nr. 707, S. 381.] Goethe hat das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt; sondern wie ein Künstler, wie ein Maler, der eine Schlange die unter Blumen lauschen soll, nicht in extenso malt, aber durch die verführerischen Blumen soviel von ihr hindurch blicken läßt, daß man wohlerkennen mag: hier lausche etwas Gefährliches das einen Jeden verletzen kann, der nach diesen Blumen hinlangen will.

Wie nun beide Romane eine innere Aehnlichkeit und Verwandtschaft haben, so auch eine äußere in ihren Wirkungen und Schicksalen. Werther erregte bei seinem Erscheinen das Zetergeschrei alter Herren und Damen, während stiller Sympathie der Jugend mit dem Dichter: die Wahlverwandtschaften ebenfalls lauten Tadel der Erfahrenen bei

stillem Herzensgemunkel über das Schwätzen aus der Schule und Verrath von Mysterien; die Unschuld der Jugend aber merkte Nichts davon und wie sollte sie's auch! Nun hieß das ein unsittlicher Roman, weil er auf Unsitte deutet, aber doch warnt, indem er Verhältnisse, die Anfangs ganz unschuldig und unverfänglich scheinen, durch natürliche und sociale Conflicte des Weltlebens in gefährliche und zuletzt verderbliche ausschlagen läßt.

Wenn man aber auch nach der Zeit allenfalls das Thema zuzugeben geneigt war; so wünschte man es doch anders behandelt, das Punctum saliens nicht so in Evidenz gestellt, sondern nur zu errathen gegeben. Auch die ganze schöne Echafaudage der Localitäten, der häuslichen und geselligen Zustände, sammt Allem was den Dichter auch als Landschafts- und Genremaler ankündigt: denn den Porträtisten giebt man ihm allenfalls zu; alles jenes wünschte man hinweg. Nicht episch hätte der Roman behandelt werden sollen, sondern dramatisch, d. h. der Dichter hätte mit der Thüre ins Haus fallen sollen, um gleich in medias res zu kommen, und den casus conscientiae ohne weitere Einleitung und Anbahnung als Factum hinstellen. Hierauf ist denn weiter Nichts zu sagen, als was Euripides seinen athenischen Kunstrichtern geantwortet haben soll:

„Ich verfertige meine Werke nicht, daß ich von Euch lernen will, sondern daß ich euch lehren will." (*) —

Oder wie unser Dichter, unabhängig von jenem Vorbilde, von selber spricht:

(*) „Se, ut populum doceret, non ut ab eo disceret, fabulas componere solere;" Valerius Maximus lib. III, c. 7.

„Ich schreibe nicht Euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!" [III, 241.]

Unter andern Philister-Critiken über die Wahlverwandtschaften, gleich nach ihrer Erscheinung, war auch die: daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Nrigung
sehe. — G. bemerkte dabei gegen mich: „dieser Kampf ist Decbr.
aber hinter die Scene verlegt und man sieht, daß er vorge- 1809.
gangen seyn müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch das äußere Decorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung: denn entweder siegt das Sittliche oder es wird überwunden. Im ersten Falle weiß man nicht was und warum es dargestellt worden; im andern ist es schmählich das mitanzusehen. Denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieses Moment giebt der Zuschauer gerade nicht zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte immer wieder eludirt je sittlicher er selbst ist. In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salvirt. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen, so muß Ottilie karteriren(*) und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph." —

Statt aller weitern Controverse, deren kein Ende abzu-

(*) Nach dem Griechischen καρτερεῖν, sich enthalten, (der Speise, des Schlafs u. s. w.) von G. der Kürze wegen gebraucht, wie öfter solche fremdsprachige Worte in dem Cotterie-Jargon den wir unter uns führten.

sehen wäre, weil Jeder immer noch ein Wort hat, möge eine nicht uninteressante Nachricht hier Platz finden.

Der rothe Faden, der nun aus den Wahlverwandtschaften für alle Welt zur Phrase geworden, hatte für G. den realen und reellen Erfolg, daß im Jahr 1813, als die englische Flotte vor der Elbe lag, ein Oberwundarzt derselben, Herr John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin G's. erfahren, daß dieser in den Wahlverwandtschaften von dem rothen Faden der englischen Schiffstaue spreche, in der Freude darüber sich augenblicklich erbot, ein Stück eines solchen Taues an den Dichter zu senden, mit der Bitte, er möge es als einen Beweis seiner hohen Achtung annehmen. Es geschah durch eben jene Freundinn, und Goethe zeigte es uns am 9. Januar 1814 mit billigem Behagen vor. Es ist nicht zu glauben, daß seine Landsleute ihm etwas ähnlich Angenehmes zum Dank erzeigt hätten.

Wahrheit und Dichtung, oder aus meinem Leben. Von dem einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus seinem Leben, wodurch er veranlaßt worden und wie er sich rechtfertige, ist schon oben die Rede gewesen, und G's. Brief an Zelter Nr. 711. zur weiteren Nachlesung empfohlen worden; desgl. Bd. XXXII, S. 63; it. A. in D. S. 600b. Er wurde sogar ein Probierstein für die ganze deutsche Nation, die sich daran in verschiedener Legirung abstrich und über das „Wahrheit" und „Dichtung" bald fabelnd bald witzelnd sich den Kopf zerbrach, dergestalt daß
d. 15. Oct. 1813. G. nicht umhin konnte an einen Freund zu schreiben: „Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie Nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt. Reicht man ihnen den

Stiel(*) des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze,(**) so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich Viel gelesen und für neue Formen (***) fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor habe ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war, und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte. Hieraus sehen Sie, wie sehr ich die so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen werde, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen rc."—

Einige Zeit darauf schreibt er: „es sey wohl der Mühe werth länger zu leben und die Unbilden der Zeit mit Geduld zu ertragen, wenn uns bescheert sey zu erfahren, daß eine so seltsame Persönlichkeit wie die seinige, die mit sich selbst nicht einig werden können, sich doch noch zuletzt im Geist und Gemüth der vorzüglichsten Männer der Nation dergestalt abspiegele, daß nicht mehr von Lob oder Tadel, nur von psychologischen und pathologischen Bemerkungen die Rede bleibe. — Er fühle jedoch bei weiterm Fortschreiten, daß es nun über diese Confession eine zweite und dann wieder eine dritte und so bis ins Unendliche bedürfe, und die höhere Critik immer noch zu thun finden würde. Bei Bearbeitung des vierten Bandes entsprängen neue Schwierigkeiten und die Gefahr werde schon größer: es möchten die Euphemismen, deren sich Ironie in einer gewissen Region mit Glück bediente, in einer höheren zu Phrasen auslaufen, und wo

(*) d. i. Dichtung. (**) d. i. Wahrheit. (***) ein ἓν διὰ δυοῖν.

fänden sich immer die glücklichen Augenblicke des Humors, wo das Rechte allenfalls zu leisten wäre."

„Schon seit einem halben Jahre habe er den vierten Band aus seinem Leben, welcher ungefähr bis zur Hälfte gediehen gewesen, plötzlich liegen lassen und, um nicht völlig zu stocken, zehn Jahre übersprungen, wo das bisher bewachte und beängstete Naturkind in seiner ganzen Losheit wieder nach Luft schnappt im September 1786 auf der Reise nach Italien. (*) Diesen aus Instinct ergriffenen, dann mit Ueberzeugung verfolgten Ausweg möchte er von jenem vortrefflichen Menschenkenner gebilligt wissen um desto anmuthiger fortzusetzen. Er rette sich in eine Epoche, von der ihm die entschiedensten Documente übrig sind, Tagebücher, Briefe, kleine Aufsätze, Skizzen von ihm und Andern, und zu diesem Allen die Gegenwart eines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten, des Hofraths Meyer. Diese anlockende und leichtere Arbeit werde gewiß rückwärts günstigen Einfluß erweisen und die indeß vergehende Zeit ihn über einige Bedenklichkeiten hinausheben rc." —

Hätte sie ihn doch hinausgehoben, oder hätte sie ihn auch nur veranlaßt jene Lücke für sich auszufüllen und das Manuscript zu secretiren, um es einer spätern Folgezeit als Vermächtniß zu hinterlassen! Ich wäre gern der gewagten Restauration überhoben gewesen, in Hoffnung die Nachwelt

(*) Das sind die zehn Jahre von 1776 bis 1786 die wir gewagt haben, wennauch nicht nach dem Leben und nach der Natur zu schildern, welches allein nur der Autor vermocht hätte, wenigstens mit etwas Mehr als bloßen Hirngespinsten ausgefüllt, an die früheren und späteren Lebensepochen anzuknüpfen, die Er selber wiederum hatte darstellen wollen.

würde ein ächtes, ganzes, völlig authentisches Leben, von ihm selbst beschrieben, zu bewundern haben.

Uebrigens bleibt mir, was die Zeit der Entstehung dieser Biographie betrifft, noch zu bemerken, daß G. sie zwar in das Jahr 1811 versetzt [XXXII, S. 62.], wo er die Ausführung derselben begann, daß aber der Gedanke dazu ihm bereits in Carlsbad den 28. August 1808 gekommen war, auf meine Ermunterung seine Confessionen zu schreiben; welches er denn versprach und auf das künftige Jahr festsetzte. —

Walpurgisnacht, erste. [Bd. I, S. 232 ff.] Dieses herrliche, ganz zur Cantate geeignete Gedicht, das G. für einen Versuch erklärt dramatische Balladen so auszubilden, daß sie zu einem größeren Singstück dem Componisten Stoff gäben, obschon diese nicht Würde genug habe einen so großen Aufwand zu verdienen, hatte er bereits 1799 d. 26. Aug. an Zelter [Nr. 4, S. 8.] gesendet, der jedoch lange nicht damit zu Rande kommen konnte. [Nr. 186, S. 42.] G. giebt ihm hierauf an, wie und wo er auf die Fabel gekommen [Nr. 187, S. 49. 50.]; es scheint aber nicht daß Z. seine Composition fertig gemacht habe: denn G. schreibt (d. 9. Septb. 1831) an den jungen Mendelssohn-Bartholdy: „Daß Du die erste Walpurgisnacht Dir so ernstlich zugeeignet hast, freut mich sehr, da Niemand, selbst unser trefflicher Zelter nicht, diesem Gedicht Etwas abgewinnen können. Es ist im eigentlichen Sinne hoch-symbolisch intentionirt: denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederhohlen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepferchet werde.

Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein freudiger, unzerstörbarer Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Wahrheit hinauf ꝛc." —

Wanderer, der. [Bd. II, S. 176.] Daß dieses Gedicht bereits im Jahre 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor G's. italiänischer Reise, ward bereits oben angemerkt aus G's. Brief an Z. [Nr. 799.] „Das ist aber — fährt er fort — der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält was der Wirklichkeit suchende, wenn er es im Daseyn findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran sich erfreuen muß." — Solcher Prolepsen und Anticipationen sind nun gar viele in G's. Dichtungen und Reflexionen; aber man muß alt werden, um sie zu erleben, und jetzt ist Jeder noch so jung, so jung, daß es Einen erbarmen könnte.

Wanderer und Pächterin. [Bd. I, S. 218.] Diese reizende Ballade ist wahrscheinlich eine der bei G's. ländlichem Aufenthalt in Roßla entstandenen Productionen, deren er [Bd. XXXI, S. 144.] gedenkt, und scheint offenbar auf das Verhältniß der Eugenie in deren zweitem Theil anzuspielen; wenigstens beschäftigte sich G. um diese Zeit auch mit Eugenien, nach S. 146. Der Synchronismus seiner Bilder und Gleichnisse deutet immer auf die Gleichzeitigkeit seiner Productionen und Beschäftigungen.

Wanderjahre W. Meisters. Die Lehrjahre W. Meisters deuteten schon auf künftige Wanderjahre, und so war der Dichter genöthigt auch diese zu schreiben, umsomehr als durch den Schluß der erstern der Roman wohl zu

einem Wendepunkt, aber nicht zu einem Ende gekommen war. Mit dem Eintritt Meisters in die weite große Welt waren auch mannigfaltigere Situationen gegeben, und ein buntes Gemisch abwechselnder Scenen bildete nun den neuen Schauplatz. Von einem Plane, von einem abgesteckten Ziele konnte in einer Dichtung nicht die Rede seyn, die eben das Labyrinthische des Lebens zum Gegenstand ihrer Schilderung machte, und Goethe, wie wir gesehen haben, liebte es „abzuwarten, an welches Ufer der Genius sein Schifflein treiben werde.“ [Schill. Nr. 326, S. 137.]

Kleine Geschichten, allmählich ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, sollten durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen ein wunderlich anziehendes Ganze bilden [XXXII, 11 f.]; sie sollten durch die Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen. Es war Wenig daran zu thun und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung [XXXII, 188. 189.].

Das größere Publikum das einen zweiten W. Meister erwartet hatte, wenigstens einen Roman in gewohntem Sinne, war unzufrieden und äußerte sich eben nicht günstig und schmeichelhaft für den Verfasser. Er selbst nahm das Werk noch einmal vor, zerstückte es, stellte um, schob ein u. s. w., mußte aber am Ende seinem Freunde Zelter gestehen: das Beginnen, das ganze Werk umzuarbeiten, leichtsinnig unternommen, wolle sich nicht leichtfertig abthun lassen, und so hab' er denn noch vier Wochen zu ächzen, um diesen Alp völlig wegzudrängen [Nr. 624.]. Nachdem er jedoch

seine Wanderer redlich ausgestattet [Nr. 624.], sandte er sie in die Welt und hoffte, daß sie bei näherer Betrachtung gewinnen würden: es sey keine Zeile darin, die nicht gefühlt oder gedacht wäre [Nr. 375.]; der ächte Leser werde das Alles schon wieder herausfühlen und denken: denn das sey's doch eigentlich worauf es ankomme. [Nr. 619.]

Und das geschah denn auch. Erfreut über die günstige Aufnahme seiner Wanderjahre, die sich in drei Beurtheilungen kundgab, einmal von Varnhagen von Ense, sodann von einem Ungenannten, zuletzt von Professor Kaysler, äußert sich Goethe in einem Aufsatze: „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" überschrieben [Bd. XLV, 307.], so liebenswürdig wie möglich, d. h. mit der naiven kindlichen Gesinnung, die dem Alter als einer zweiten Jugend so wohl ansteht, die sich ihrer Existenz und dessen was sie darin vermag und vermochte, als einer von Gott und Natur gegönnten Bestimmung mit Freude bewußt wird. Auch nach G's. Hinscheiden entwickelte mit der Pietät eines edlen, und mit dem Fein- und Scharfblick eines welt- und zeitkundigen Mannes, Sinn und Tendenz der Wanderjahre abermals Varnhagen von Ense. Auch Hotho gab schon früher von dem Inhalt und der Gestalt dieses Werks eindringliche und erläuternde Uebersicht, und G's. Wunsch: „jenes Innige was in ihm lebte, strebte, suchte, und oft ohne Bewußtseyn nach langem Tasten und Irren das Rechte fand, eben jenes unbegreifliche Ich in seinem Verlauf, von einem wohlwollenden Geiste günstig abgespiegelt zu sehen," ging noch vor seinem Ableben in Erfüllung.

Um noch ein Wort von den Novellen zu sagen, so ist „der Mann von 50 Jahren", vor dem ein gewisser Non-

chalant soviel Aversion hat, eine frühe Conception, schon 1803 von G. accusirt, 1807 wieder aufgenommen und in den folgenden Jahren weiter ausgeführt, ohne Zweifel ein aus der Erfahrung aufgefaßtes Motiv aus dem Leben der höheren Stände, wo es deren genug giebt die sich zu conserviren wissen und gewußt haben. Die neue Melusine ist ebenfalls ein frühes Erzeugniß, als „Weibchen im Kasten", auch „undenisches Pygmäenweibchen" in Schiller's Brfw. [Nr. 269; it. 347.] vorkommend. Die pilgernde Thörin ist eine freie Uebersetzung einer französischen Novelle la folle en pélerinage, die bereits in den achtziger Jahren in Weimar circulirte und aus der die Romanze „der Müllerin Verrath" nach G's. freier Behandlung zuerst in Schiller's Musenalmanach erschien. Was endlich die Pädagogische Provinz betrifft, so ist sie — was sich eigentlich vonselbst versteht — nach G's. eigner Aussage ein Utopien. Unter dem Bilde der Wirklichkeit ist eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen gemeint, die freilich zusammenhangen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Weil aber G. gern durch Bilder das Mögliche und das Unmögliche verwirklichen mag, so muß man es schon gelten lassen und keinen philologischen Feldzug dagegen unternehmen. Wenn man sich ferner über die Macaria mokirt und sie absurd und ich weiß nicht was findet; so möge hier zuvörderst G's. Bemerkung gelten: „Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird." [XLIX, 51.] Sodann sage man sich im Stillen: „Weiß man doch eben nicht, was er sich dachte, der

Schalk!" Es könnte ja wohl auch Ironie, Persiflage, oder gar Symbolik des Siderismus seyn. Es ist nichts so absurd was nicht schon einmal geglaubt worden und wieder geglaubt werden könnte; dem Dichter ist das einerlei, was sich mahlen läßt, das mahlt er, Engel und Hexen. Uebrigens ist diese Macaria, nur als Bild angesehen, eines der schönsten Porträte von einer würdigen alten Frau, das vollkommen in diese Gallerie paßt.

Werther. Nachdem ein Werk über ein halbes Jahrhundert in der ganzen Welt gewirkt hat, sollte man denken die Tendenz des Autors würde eingesehen worden seyn, und ihm nicht zu Schaden und Unehren gereichen. Gerade die damalige Zeitgesinnung, der Selbstquälerei, welche das Buch schildert, sollte damit abgeschlossen seyn [XXVI, 248.], und noch wirft man ihm vor, daß er das Fieber erregt habe, das bereits in jungen Gemüthern verborgen lag und nur bei ihm zum eclatanten Ausbruch kam; wovon er sich errettete, dadurch daß er sich's aus der Seele schrieb [XXX, 213.]. Warum ahmte man nur das Todtschießen nach und nicht das am Leben Bleiben des Autors? — Das ganze Gerede über den W., von Lessing und Nicolai an bis auf den neuesten Ultimus, den nach dem Sprichwort scabies occupat — wie wird es beschämt durch das briefliche Zeugniß eines Ausländers, der seine gelungene Heilung durch den Werther bekräftigt! [Bd. XXIX, S. 158.] Hat G. mit diesem Buche gesündigt, so ward er übermäßig sein ganzes Leben hindurch bestraft, durch die zudringlichen Forschungen nach der Wahrheit der Geschichte, denen er auch durch kein Incognito entgehen konnte. [XXVI, 235 f.] Noch im Jahr 1809 oder 1810

kam unter französischer Aufschrift: „an den Verfasser der Leiden des jungen Werther" ein Paket von Ingolstadt, mit einer französischen Nachbildung des Werther, das, weil es den Weg von Isle de France nach Ingolstadt gemacht und hier mit begreiflichem Protest, als inconnu à Ingolstadt abgewiesen worden, den ganzen Rückweg hätte antreten müssen, wennnicht zuletzt irgendwo ein Postmeister sich auf den Namen des Autors und ein Anderer auf dessen Wohnort besonnen und dem Herumirrenden die rechte Straße gewiesen hätte. Das ist wohl der einzige Spaß, den G. von seinem Werke erlebte, und an dem er auch, wie an einem gefundenen Groschen, den Nachbar theilnehmen ließ, indem er das mit allen möglichen Postzeichen decorirte Couvert, wie ein Quodlibet, unter Glas und Ramen in seinem Besuchzimmer eine Zeit lang aufhing, um abermaliges Quästioniren der Neugier auszustehn.

Wette, die, Lustspiel in Einem Act. [A. in Q. I, II, S. 381.] Dieses kleine dramatische Stück machte G. in Teplitz 1812, auf Verlangen Ihro Majestät der Kaiserin Louise von Oesterreich. Die Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden." Der Auftrag ward ihm den 28. Juli; den 29. ist das Stück bereits im Kopfe fertig; den 30. wird es dictirt, den 31. die Rollen ausgeschrieben, und nach Lese- und Hauptproben den 5. August aufgeführt. — Die Kaiserin verehrte dem Dichter ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi. Zur Erwiederung schrieb G. das Sonett an denselben in Band IV, S. 97.

Xenien, zahme. [Bd. III, 239 ff.; IV, 309 ff.; XLVII, 241 ff.] Obgleich das voranstehende Motto aus Horaz,

welches ich G'n. vorschlug und Er mit Billigung annahm, hinlänglich und treffend, Inhalt und Veranlassung dieser kleinen Gedichte angiebt; so ist doch, zu tieferer Begründung der Angemessenheit desselben, zu vergleichen was G. selbst in seinem Leben gesteht [Bd. XXV, S. 115.], daß Er nämlich alles was ihn quälte, angenehm oder unangenehm beschäftigte, in ein Lied, Epigramm oder sonst einen Reim zu bringen pflegte, um es loszuwerden. Und wie Er ferner bei Entstehung seines Werther bemerkt, daß ebendiese Briefe aus ideellen Unterhaltungen mit Personen, die er in Gedanken sich herbeirief, hervorgegangen [XXV, 209, 210.], geradeso sind diese Xenien ideelle, mentale Apostrophen an gewisse Personen, die er sich im Geiste vorstellt, sie harangirt, rectificirt, tadelt, schilt, abfertigt u. s. w. also an Gegner, Widersacher, Feinde und solche denen Lehre und Belehrung noththut. Er machte sich dadurch Luft [XXXII, 187.]: „denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen." [VI, 141—145.]

Zauberlehrling, der. [Bd. I, S. 237.]. Eine der schönsten Balladen Goethe's, aus einer Stelle bei Lucian(*) entnommen, und zu einem selbstständigen, für sich bedeutenden Gedicht erhoben, und doch auch als satyrische Parabel auf die Wassermänner, die Antixenisten, anwendbar, „die es keine große Mühe kosten werde in den Kreis zu bannen, wohin sie gehören." [Schill. Nr. 195.].

(*) aus dem Dialog Philopseudes, oder der Lügenfreund.

b) Atelier Goethe'scher Dichtungen.

Achilleis. Diese als Roman zu behandeln, war G's. spätere Absicht, die er in Carlsbad mir eröffnete, wie oben S. 523 bemerkt worden.

Amor und Psyche. G. wollte diese wunderschöne Fabel, die er äußerst hochschätzte, ebenfalls bearbeiten, kam jedoch, auch spät noch erinnert, nicht dazu.

Balladen. Außer den, im Wetteifer mit Schillern, gedichteten Balladen im Musenalmanach von 1797, hatte G. noch andere, theils gefertigt, theils noch zu fertigen vor. So trug er sich mit einer Ballade von Meerfrauen, welche einem kühnen Helden weissagen; nach dem Vorgang in den Nibelungen, wo die Meerfrauen dem Hagen sein Schicksal prophezeihen; brachte sie aber auch nicht zum Abschluß. Dagegen hatte er die altenglische Ballade, welche sich anfängt: It was a joly Miller once, und mit den Worten schließt: I care for no body, no not I, for no body cares for me, übersetzt, und sie einer von seinen Freundinnen mitgetheilt, welche sie zugleich mit dem Original noch haben müsse." Man vergaß in der Folge, bei dem Drange der Umstände und der Regeneration Deutschlands, sich darnach zu erkundigen, und so könnte sie allenfalls in ihrer Verlassenschaft noch aufzufinden seyn.

Bürgergeneral. G. wollte ihn wieder vornehmen, und die dogmatische Figur des Edelmanns ganz herauswerfen, wenn es ihm gelänge durch eine Schnurre die widerwärtigen Elemente zu vereinigen, um jenen Deus ex machina nicht nöthig zu haben. [Schiller's Corresp. Nr. 954. 956.] Eine Fortsetzung desselben, eigentlich des Schnaps, von G.

schematisirt und eigenhändig geschrieben, hat sich erst kürzlich aufgefunden, geht aber ἐς ἄλλο γένος über.

Ballette. Seiner Programme zu Kinderballetten erwähnte G. mehrmals gegen mich, aus der frühern Theaterzeit von Bellomo und Morelli, welche bei ihrem Weggange sie mitgenommen haben müßten.

Eins waren die Weiber von Weinsberg, ein anderes der Rattenfänger; aus welchem noch die Romanze: „ich bin der wohlbekannte Sänger rc." sich erhalten hat. [Bd. I, S. 200.]. Auch in den Briefen des Herzogs an Knebel wird ein Comedie-Ballet erwähnt, und vom Fräulein v. Göchhausen in den Briefen an Merck [Nr. 87, S. 199.] beschrieben.

Bei der Herausgabe seiner Schriften seit 1806 gaben wir uns alle Mühe, nächst den Gedichten zu Maskenzügen auch diese Programme zu den Balletten aufzufinden oder aufzutreiben; doch glückte es nicht einmal vollständig mit jenen, mit letzteren aber gar nicht. Die Ursachen sind oben bereits angeführt.

Cäsar, Julius, als Drama, war ein sehr frühes Unternehmen Goethe's, wie er an den Consul Schönborn nach Algier schreibt. S. Ausg. in Q. II, II, S. 646; desgl. T. Merkur von 1778 Stück 1. S. 84.

Clytämnestra, — „durch ein Irrthum ermordet," — entweder als Motiv für eine moderne Bearbeitung, oder als Notiz, mußte ich ihm einst in sein Tagebuch anmerken.

Comischer Roman, ein; dergleichen er mehrere im Sinne hatte, welche zum Theil in kurze Novellen übergegangen sind.

Danaiden, ein ernsthaftes Singstück, worin nach Art der ältern griechischen Tragödie der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte. Der Entwurf dazu war schon einige Jahre vor 1801 gemacht. [Z. Nr. 8, S. 17.]. Wahrscheinlich also um die Zeit, wo er über den griechischen Chor dachte und auch zum Tancred einen Chor schreiben wollte. [Schill. Nr. 732 u. 733.] Er sprach darüber mit mir im Jahr 1809, den 20. August. S. unter Supplices.

Degrieux und Manon l'Escot. G. epitomisirte diesen Roman, den er besonders bewunderte, zu irgend einem Zweck, ihn kritisch zu beurtheilen, oder zu eigenem Gebrauch. (d. 16. Mai 1811.). Vergl. Bd. XXXII, 74.

Dido. Unter den Carnavalslustbarkeiten des Jahrs 1777 kam auch eine Tragödie vor unter dem Titel: Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin **Dido** von Carthago. Eine noch nie gesehene Tragödie in 31 Aufzügen. Ob diese Farçe von G. überhaupt herrühre, ganz oder zum Theil, weiß ich nicht zu sagen. Genug, sein Diener Philipp Seidel schickte eine Abschrift davon an G's. Mutter, die sich darüber folgendermaßen ausläßt:

„So ein Spectakel ist unter dem Mond weder gesehen noch gehört worden. Unter andern ist Hanswurst Carthagischer Bürgermeister und Nebenbuhler des Aeneas. Ferner ist die Scene in den ersten 15 Aufzügen auf der Erde und noch in dieser Zeitlichkeit; bald zu Carthago, bald im Walde, bald auf dem Markte, bald im Zimmer u. s. w. Die folgenden 10 Aufzüge werden in der Hölle tragirt; die 6 letzten aber spielen im schönen Elysium. Mit einem Wort, das Ding muß man lesen, wenn der Unterleib verstopft ist, und

vor die Kur bin ich Bürge." — — [S. den Brief derselben, mitgetheilt in der Abendzeitung von 1837, Nr. 281.].

Eginhard, muthmaßlicher Titel des altdeutschen Trauerspiels, dessen Scenario mir G. dictirte, das er schon früher concipirt hatte, und zu welchem er im Jahr 1810 noch besondere Studien machte, indem er Eginhard's Leben Carls des Großen und Turpins Chronik fleißig las. Die Tragödie roulirt auf einem Motiv, das er bei anderer Gelegenheit so ausspricht:

„Ehe man sich's versieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserm credo herüber." Dieß war, soviel ich mich erinnere, in dieser Tragödie der Fall. Die Tochter eines heidnischen Fürsten neigt zum christlichen Glauben hin, da sie bereits einen Christen liebt, den der Vater perhorrescirt. Sie wird zuletzt getauft, aber der Vater stirbt seinem Character und Glauben getreu.

Egoist, der, sollte ein Roman werden, dessen Motive G. mir erzählte d. 10. März 1811. Der Sinn war „daß die Meisterschaft für Egoismus gelte." Er hat wenigstens diesen Gedanken aufbewahrt in Bd. XLIX, 74.

Elegien, römische. G. hatte sie nicht vollständig mitgetheilt, sondern Nr. II. und III. ausgelassen, als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Styl behandelt werden können; wie auch Schiller fand, ihre Unterdrückung nur bedauernd.

Goethe hatte vor noch ein zweites Buch Elegien zu den römischen zu schreiben. „Indem er mit dem Prooemium sein neues Gedicht, Hermann und Dorothea ankündige — schreibt er an Schiller [Nr. 247, S. 283.], gedenke er

damit ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite (Elegie) werde wahrscheinlich die Sehnsucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen enthalten, und so werde er weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise fortfahren ꝛc." —

Als eine solche Fortsetzung, oder wenigstens als eine nachträgliche Vermehrung dieser Gedichtsclasse, wären die Elegien an Euphrosyne, das Wiedersehn, Amyntas zu betrachten. Ja, zwei Jahre darauf brachten die Elegien des Properz, die er in Knebel's Uebersetzung wiederum las, eine Erschütterung in seiner Natur hervor, wie es Werke dieser Art zu thun pflegen, eine Lust etwas Aehnliches hervorzubringen, die er aber vermeiden mußte, weil er damals ganz andere Dinge vorhatte. Eine sogenannte erotische, wahrscheinlich angeregt durch die novelle galanti des Abbate Casti, die er bereits in Rom von ihm selber hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der castischen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz, dictirte er mir in Carlsbad 1810. Sie ist zur Zeit noch secretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baaren Ernst nehmen, was auch nur ein Lusus Ingenii ist. Es muß einer das Privilegium dazu haben, wie Wieland, Heinse, Thümmel ꝛc. um dergleichen mit Beifall und Nachfrage in die Welt zu setzen, Andern wird die Waare confiscirt, wenn sie auch zehnmal besser ist. Doch G. kehrte von selbst „zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurück." [XXXII, 74.]

Sie ist das Tagebuch betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer schildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte

paralysirt wird. Den besten Commentar, zugleich mit dem Thema selbst, würden Montaigne's Gedanken und Meinungen, übersetzt von Bode Bd. I, Cap. 20. „über die Einbildungskraft" besonders S. 167 zu geben vermögen, wenigstens hat es mir immer so bedäuchten wollen.

Elisene, Prinzessin, die sich verheimlicht und Christus der sich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die G. bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte. Kenner der spanischen Literatur, besonders der Geschichte spanischer Ritterorden, werden das Mährchen aufzufinden und zu erzählen wissen, und der hohen Aristokratie einen Dienst damit erweisen.

Elpenor. Diese unvollendet gebliebene Tragödie wurde angefangen den 11. August 1781, und neben der Iphigenie her fortgeführt und mitverbessert. Doch gerieth sie in Stocken; G. weiß selbst nicht zu sagen, ob die Schuld an ihm oder an der Sache lag. [Z. Nr. 104.]. Genug er bekam eine Aversion dagegen und ließ sie liegen. Doch theilte er das Product, so weit es fertig war, Schillern mit, ohne sich als Verfasser davon anzugeben und war neugierig, was dieser ihm für eine Nativität stellen würde. Schiller urtheilte davon günstiger als G. [Nr. 470.]. „Es erinnere an eine gute Schule, ob es gleich ein dilettantisches Product sey und kein Kunsturtheil zulasse. Es zeuge von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern." — Nun erst giebt G. sich als Verfasser zu erkennen [Nr. 470.], und S. belobt das Stück von neuem: „Es gehöre zu den Werken, wo man über den Gegenstand hinweg, unmittelbar zu dem Gemüth des Hervorbringenden geführt und getrie-

ben werde.(*) Uebrigens sey es für die Geschichte des Goethe'schen Geistes und seiner Perioden ein schätzbares Document, das Er (G.) in Ehren halten müsse" [Nr. 471.]; wie denn S. noch kurz vor seinem Tode es sich noch einmal ausbittet. [Nr. 971.].

Das Stück war ursprünglich in der sogenannten poetischen, d. h. rhythmischen Prosa, wieauch die erste Iphigenia, und zwar in fortlaufendem Context geschrieben; als aber G. die Ausgabe in 8. besorgte und mir das Manuscript zur Durchsicht gab, bewog ich ihn, den größtentheils schon jambisch hinschreitenden Text vollends in Verse abzutheilen. Er überließ jedoch, da er fast kein Interesse mehr daran hatte, die Arbeit mir, der sie, als seine erste der Art, noch furchtsam und vielleicht zu ängstlich gewissenhaft ausführte, in der Meinung, es sey sowenig als möglich durch Zusätze oder Weglassung daran zu ändern; daher denn hie und da Verse mit zuviel oder zuwenig oder gar keinen Füßen unterlaufen.(**) G. war indeß damit zufrieden und so ward das Manuscript zum Druck abgesendet.

Wie Schiller und Zelter, so habe auch ich immer eine besondre Neigung zu diesem Fragment gehabt. Das Colorit ist so warm, so südlich, daß man die Geschichte nach Kleinasien, etwa in die Zeit der Nachfolger Alexanders, und an einen der Höfe derselben zu verlegen sich angemuthet fühlt. Ich habe damals versäumt oder nicht verstanden nachzu-

(*) So nennt Schiller auch Seele was ihn in der Iphigenia rührte, und freilich wer in G's. Dichtungen nicht Seele erkennen wollte, mußte selbst keine haben.

(**) welche denn das Morgenblatt zu bedauern haben wird. S. oben den Artikel Hermann und Dorothea. S. 586, Note (*).

fragen, wie G. auf die Bearbeitung dieses Sujets gekommen sey, und welches Vorbild ihn zur Nachbildung gereizt habe. Nach der Zeit hat es mir geschienen als könnte es der Philotas von Lessing gewesen seyn, sowohl dem Stoff als der Form nach; wie denn auch wohl Lessing's jambisirter Nathan G'n. zu Bearbeitung der Iphigenie in Jamben mitbestimmt haben kann; wodurch die Einwirkung der italiänischen Hendecasyllaben und Moritzens prosodischer Grundsätze keineswegs ausgeschlossen wird.

Empfindsamen, die. So nennt G. das Drama, das jetzt unter dem Titel Triumph der Empfindsamkeit geht, und zuerst den 30. Januar 1778 gegeben und den 10. Februar wiederholt wurde. Die frühere Gestalt war eine andere; einmal kürzer, einfacher, man könnte sagen ländlicher, idyllischer; dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels; die spätere und gegenwärtige Bearbeitung reicher, aber durch freventliche Einschaltung des Melodrams Proserpina, als eines hors d'oeuvre, um Einheit und Zusammenhang gebracht, wie Goethe selbst aufrichtig und uneingenommen genug ist zu gestehen. [XXXI, 6.]

Empfindsame Reisen. Dergleichen zu schreiben hatte G. vor, laut einem Briefe an Schiller [Nr. 349, S.
[Nr.359. 205.] kam aber durch dessen bekannte Quängeleien davon
S.256f.] ab, wie G. sehr bedauert in einem Briefe an den Geh. O. R. R. Schulz (vom 29. Juni 1829.) „Es ist ein eigenes Ding — setzt er hinzu — der Dichter allein weiß, was in einem Gegenstande liegt, der ihm seines Antheils werth erscheint.“ — Er zeigt dieses so schön in einem Beispiel an

dem Brunnen vor seinem Hause, an den sich das Leben und die Geschäftigkeit eines ganzen bürgerlichen Tages anschließt und die mannigfachsten Motive für den bildenden wie den dichtenden Künstler darbietet. (*)

Diese sentimentale Reisebeschreibung würde ein ganz ander Ding geworden seyn als Schiller's Elegie „Der Spaziergang;" wie sehr auch dieser selbst davon erbaut ist und sich nicht wenig darauf einbildet. [S. Briefw. von Schiller und von Humboldt S. 219, 227, 247, 294.] Die Fortschritte der Cultur vom ersten Nomadenzustande bis zum Bürgerthume, durch Ackerbau und Gesetzgebung, vermittelst mythologischer Personen und geschichtlicher Anspielungen allegorisch-symbolisch zu schildern, oder vielmehr in einer Art Maskenzug oder ästhetischen Procession aufzuführen, ist zwar in Schiller's Art, aber philosophisch-abstract, in nur rhetorisch-poetischer Einkleidung. Bei ihm müssen immer die griechischen Götter dazu dienen, um reale Zustände ja Gegenstände selbst auszudrücken, Ceres den Ackerbau, Bacchus den Weinbau, Hermes den Handel u. s. w. (**) Das sind freilich Figuren, aber doch nur personificirte Begriffe. Bei Goethe würde Alles concreter, realistischer geworden seyn und dadurch lebendig und augenscheinlich. Man kann sich davon schon aus seiner italiänischen Reisebeschreibung überzeugen, die stellenweis das leistet, was hier durch das ganze Werk geschehen seyn würde.

(*) S. Kunst und Alterthum Bd. VI, Heft 3, S. 529.

(**) wie bei den römischen Dichtern Bacchus für Weinstock und Wein, Ceres für Getreide und Brod steht; jener in der Amphora, diese in Körben steckt.

Epicedium, oder Requiem. Mit dieser hypothetischen Benennung sey einstweilen ein Trauergedicht bezeichnet, welches G. auf einen Verlust, der den Ritter Gluck betroffen, nach Wieland's Anregung vorhatte, aber nicht dazu kommen konnte, „da seine Wirksamkeit durch den Eintritt ins geheime Conseil und die besondre Affection des Herzogs auf ganz andre Dinge gezogen wurde." [S. Wieland's Leben von Gruber 2. Theil S. 130, 131.] Ein ähnliches Schicksal erfuhr das Requiem, das er dem Prinzen de Ligne zugedacht hatte, wovon sich doch noch einzelne Verse erhalten haben.

Farbenlehre. Seine Farbenlehre in einen Roman zu bringen, that ich G'n. den Vorschlag (1810, den 17. Januar) um sie mehr zu popularisiren und sie besonders den Frauen zugänglicher zu machen, in einer Art etwa wie Fontenelle sein Entretien sur la pluralité des Mondes. Der Einfall mißfiel ihm keineswegs;(*) aber wo sollte Zeit, Muße und Lust herkommen, zur Ausführung einer zugleich wissenschaftlichen und ästhetischen Aufgabe, die den tiefsten Frieden verlangte, und uns umgab nur entweder Kriegsgetöse oder die dumpfe Stille, die einem Gewittersturme, einem Erdbeben voranzugehen pflegt.

Festcalender, römischer, war ein Gegenstand den G. in Italien vorhatte, nämlich die neurömischen Festtage durchs ganze Jahr, rein objectiv zu beschreiben, ohngefähr wie Moriz es mit den altrömischen Festen in seiner An-

(*) Vielleicht hätte er ihn als Lehrgedicht in der Art ausführen können, wie der Engländer John Scafe die Geognosie in seinem „King Coole" [S. Bd. LI, 193. ff.]

thusa, nur freilich unzulänglich, versucht hat. Wahrscheinlich brachte ihn dieser Umstand davon ab; was aber sein Werk hätte werden können, läßt sich aus der Beschreibung des römischen Carnevals, ja anderer kleinerer Feste, die er schildert, einigermaßen abnehmen. Man erinnere sich nur seiner Beschreibung des Rochusfestes. [Bd. XXXVIII, S. 157 ff.]

Garten. Eines Abschiedsgedichts an seinen Garten, zu der Zeit wo er denselben verlassen und eine Wohnung in der Stadt beziehen mußte, das G. nicht nur im Sinne, sondern bereits angefangen hatte, wegen der Unruhe des Umzugs aber nicht vollenden konnte, ist bereits oben gedacht worden. [S. 150.]

Gärtnerin, die empfindsame, so sollte nämlich das Gedicht heißen, das jetzt mit dem Titel „Hauspark" überschrieben ist, und eigentlich einen Pendant zu den „Musen und Grazien in der Mark" abgiebt, wie G. bei Uebersendung der zwei letzten Verse an Schiller schreibt [Nr. 299, S. 91.]

Als G. mir das Gedicht ohne Ueberschrift übergab, um eine solche dafür auszudenken — wie er es mit den meisten kleinern Gedichten zumal in der spätern Zeit zu halten liebte, daß er mich Titel und Ueberschriften finden ließ, die er meist approbirte — ich aber von jener früheren Nichts wußte, er selbst auch deren sich nicht zu erinnern schien; so kam ich, bei der Kenntniß seiner Abneigung gegen Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung, statt eines Blumen und Gemüse hegenden Hausgartens, [Vergl. Bd. I, S. 343.] auf den Einfall es Hauspark zu betiteln: denn jene empfindsame Gärtnerin wünscht sich ja prächtige Pappeln um

das Haus, und verbittet sich die niederträchtigen Zwiebeln und vor allem den Kohl. G. hatte Nichts dagegen zu erinnern und so wird man sich wohl bei seiner Genehmigung beruhigen — oder auch nicht.

Gespräch über die deutsche Literatur. — Von dieser Schrift ist bereits oben die Rede gewesen. [S. Bd. II, S. 133.]

Gespräch im Reiche der Todten. — Ein satyrischer Einfall! „Ich habe große Lust „ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen dem Canzler einer Academie und einem Schauspieldirector" zu verfassen, wo sie denn zuletzt, bei der Seelenwanderung, die Stellen tauschen rc." schrieb G. an den Großherzog nach Wien 1814. — Es war eben nicht nöthig, diese Lust auszuführen: denn die Ankündigung selbst enthält schon zur Genüge die Beziehungen von denen in dem Gespräch selbst die Rede seyn konnte und wozu er nur aus seiner doppelten Erfahrung die Motive herzunehmen brauchte. Erhöhte Gagen, heimliche Zulagen, größere Rollen, gewisse Immunitäten und dergleichen sind doch in beiden Sphären integrirende Lebensfragen. Es scheint sogar ein stehender Comment zu seyn und eine Art von Gesellschaftsspiel wie „Kämmerchenvermiethens" oder ein „Ihr Büchsen dreht euch" u. s. w.

Hymnus auf Apollo. Eines Hymnus, den er in die Horen liefern könne, erwähnt G. zwar in den Briefen an Schiller [Nr. 86, S. 190.] auch, daß er soviel daran gethan habe als die Kürze der Zeit und die Zerstreuung in der er sich befinde erlauben wollen [Nr. 89, S. 197.]; und Schiller specificirt unter den Artikeln die er im 9. Stück der Horen bringen wolle gleichfalls eine Hymne auf die Geburt des Apollo [Nr. 100.] die im

Inhaltsverzeichniß Goethen zugeschrieben wird. Sonach wäre der Hymnus von G.; es hat mir aber niemals so scheinen wollen, schon wegen der Orthographie Läto st. Leto, Häre st. Here und dergl., die eigentlich Stolberg beliebte und G. niemals angenommen hat. Sollte er also von diesem herrühren und G., der damals wohl nicht gemuthet war, aus dem Griechischen zu übersetzen, ihn nur hin und wieder verbessert d. h. lesbarer gemacht haben, im Uebrigen es bei der Orthographie belassend, da er in diesen grammatischen Leptologien sich niemals ein eignes entscheidendes Urtheil erlaubte? — In den letzten Lebensjahren befragte ich G. darum, er konnte sich aber nicht mehr erinnern, daß er ihn gemacht habe; wie ihn denn sein Gedächtniß, zumal in Dingen die kein Interesse mehr für ihn hatten, zu verlassen pflegte. Aus v. Humboldt's Brief an Schiller erhellt jedoch, daß dieser auch des Glaubens war, G. habe ihn gemacht, und so läßt sich, verbunden mit meiner obigen Meinung, das Widersprechende reimen.

Jagd, die. Gleich nach Erscheinung von Hermann und Dorothea hatte G. ein neues episch-romantisches Gedicht entworfen und den Plan in allen seinen Theilen durchgedacht. Unglücklicher Weise verhehlte er ihn nicht seinen Freunden, Schiller und Humboldt. Sie riethen es ihm ab, als würde es die Concurrenz mit Hermann nicht bestehen [Nr. 293, S. 72; it. 296, S. 79 ff.]; (*) obschon S. es zuletzt, bei einer Behandlung in moderner Strophenform, zulässiger fand [Nr. 327.]; und es betrübte G'n. noch spät, daß er ihnen Folge leistete: „denn der Dichter allein könne wissen,

(*) Wie wenn der Dichter nur immer Götterbildnisse mahlen müßte, und nicht manchmal auch allerlei Thiere, „sogar das wüste Schwein, die doch alle vom Herren sind!" [W. Bd. 11, 200.]

was in einem Gegenstande liege, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne." [XXXI, S. 71. 72.]. In seiner damaligen Antwort schien es ihm zwar auch ausgemacht, daß seine Tiger und Löwen in diese Form gehören würden; nur fürchtete er, „das eigentliche Interesse des Sujets möchte sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen." [Nr. 326.]; und so geschah es auch. Das Gedicht metamorphosirte sich in die Novelle „das Kind mit dem Löwen." [XV, 297 ff.]

Gleichwohl hat er uns von dem Stoff, dem Inhalt und der Behandlung des intentionirten Gedichts noch Etwas verrathen. Er erwähnt nämlich in den Wanderjahren [XXII, 79 ff.] eines Jagdgedichts, als von dem Mann von 50 Jahren verfaßt, und giebt den Inhalt desselben an, der ohne Zweifel für den Inhalt seines projectirten Gedichts gelten darf. Zu bedauern bleibt es daher immer, daß eine voreilige Critik wie die deutsche, diesen poetischen Embryo ums Leben brachte, der ja auch einmal etwas Anderes werden und seyn konnte, als gerade ein Hermann. Aber just so führten sich die Deutschen bei den übrigen Productionen G's. auf. Da war Etwas kein Werther, kein Götz u. s. w. (*) Dieses Geschlecht bleibt sich doch von Oben bis Unten, von Vorn bis Hinten gleich. Wenn man der Justiz hie und da einen Mord schuld giebt, so könnte man ihn bei weitem mehr und eher der deutschen Critik vorwerfen, als welche Geistesgeburten im Keime erstickt, ja den Autor zu fernern Zeugun=

(*) Vergl. Band XXVII, 255; it. XXVIII, 20; it. XXX, 195. Und doch taugten diese wiederum Anderen Nichts. Was hätte er nun machen sollen? „Er hätte es gerne Allen recht gemacht, es wäre aber Nichts geworden." Bd. IV, S. 345.

gen unfähig, wenigstens unlustig macht. Der wahren Poeten sind doch eben nicht so Viele, daß man die Wenigen noch infibuliren müßte, um ihre Productivität zu vermindern und die literarische Welt vor Uebervölkerung mit Musenkindern zu bewahren.

Magnet. Ein Gedicht über die magnetischen Kräfte auf ebendie Weise wie das über die Metamorphose der Pflanzen aufzustellen, als einen integrirenden Theil des großen Naturgedichts, das Schiller und Knebel von ihm wünschten, gedachte G. bereits im Juli 1798: „Man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte," schreibt er an Knebel, nachdem er bereits eigene Studien und Experimente versucht hatte, und dazu besondere Eisenkörper, nach gewissen Modellen, in Ilmenau hatte gießen lassen, welches ihm Knebel besorgte. Vergl. Schiller's Brfw. Nr. 471, 474, 476.

Mahomed. G. hatte vor ein eigenes Stück unter diesem Titel zu schreiben, wozu er Veranlassung, Inhalt und Gang des Drama's ausführlich angiebt. Bd. XXVI, S. 297—300. Von den einzuschaltenden Gesängen wurden mehrere vorläufig gedichtet, von denen allein noch übrig, was jetzt unter der Rubrik Mahomeds Gesang in seinen Gedichten steht. Bd. II, S. 55.

Naturgedicht. Ein Naturgedicht, wie das über die Metamorphose der Pflanzen, forderte Schiller [Nr. 625.], der bereits 1796 sich G's. Ideen zu Gemüthe geführt und daraus „die Klage der Ceres" gebildet hatte [Nr. 170, S. 57.]. Desgleichen Knebel. Letzterem erwiedert Goethe: „Jenes große Naturgedicht habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften,

die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch was besonders Freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert an das größere Werk zu denken. Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach- und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt. Mit Bezug darauf schreibt er Bd. XXXI, S. 85: „Im August und September (1799) bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondwechsel durch ein gutes Spiegeltelescop(*) zu beobachten, und so ward ich denn mit diesem, so lang geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem diesem lag ein großes **Naturgedicht**, (**) das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrunde."

Nausicaa. Fragment eines Trauerspiels [Bd. IV, 225 ff.]. Den Plan zu diesem unvollendeten Trauerspiel faßte G., wie wir oben [S. 265 ff.] gesehen haben, in Sicilien, im Jahr 1787. Einen andern zu einem Trauerspiel Ulysses auf Phäa kündigt er bereits 1786 d. 22. Octbr. an (Mscpt. der ital. Reise). Wahrscheinlich ist beides dasselbe. Nur irrte sich G. im Namen der Insel. Es giebt keine Insel Phäa, und er scheint sie sich aus dem Namen Phäaken gebildet zu haben, wie der allgemeine Irrthum eine Iphigenia in Tauris aus einem Mißverstande des lateinischen in Tauris (ἐν Ταύροις) „bei oder unter den Taurern oder Tau-

---

(*) Schiller's Corresp. Nr. 622, S. 148.

(**) Schiller's Corresp. Nr. 625. Item Knebel's 22. März 1799.

riern" eine Insel Tauris sich eingebildet hat. Die finnlichern Alten hören auf den Namen, womit die Bewohner einer Gegend, eines Landes sich nennen, und sehen nicht auf das Local, das an sich gleichgültig und namenlos, erst nach jenen Benennung und Bedeutung gewinnt.

Nero. Ein Monodram hatte G. schon in früherer Zeit intentionirt: „Nero wie er vor dem Volke agirt und wie er während dieser Zeit die Nachricht von einer Verschwörung gegen ihn erhält." Schon im Triumph der Empfindsamkeit [Bd. XIV, S. 24.] führt er Nero als Monodramenspieler an. Vielleicht war das zu der Zeit wo er jenen Gedanken hatte.

Phaëthon. Tragödie des Euripides [Bd. XLVI, S. 30 f.] G. versuchte sie aus den vorhandenen Bruchstücken zu restauriren, und erfreute sich des gewagten Unternehmens. Nur eins betrübte ihn, daß er nicht die zwei Hauptscenen damals niederschrieb. „Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas, wovon sich jetzt Niemand einen Begriff machen kann." [3 Nr. 495, S. 161.]

Pinto. G. wollte auch des Mendez Pinto abenteuerliche Reise nach Ostindien und Sina in den Jahren 1537—1558 übersetzen, kam aber durch Schiller davon ab, „der immer gleich, wenn er ein Fremdes bearbeiten sollte, die Sache auf den Kopf stellte und etwas Anderes daraus machte." Vergl. oben S. 343.

Prolog zu Hans Sachs. Einen Prolog zu seinem „Hans Sachs und dessen poetische Sendung" verfaßte G. im Januar 1828 auf Anlaß des Grafen von Brühl, der das Deinhardsteinische Stück „Hans Sachs" wollte geben lassen, und weil ihm der Prolog jenes Dichters nicht gefiel, bei G. anfragte, ob er nicht erlaube, das Gedicht: „Hans

Sachsens poetische Sendung" dazu als Prolog sprechen zu lassen, mit beliebiger Aenderung und Kürzung. G. faßte darauf den Gedanken zu einem einleitenden Prolog, den er einem Meistersänger in den Mund legt und „der das Gedicht so recitirt als sähe er den Meister in der Art wie ihn G's. Gedicht schildert." „Ich darf nicht erst bemerken — setzt G. hinzu — daß der Anfang etwas moderner ist, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdem getroffen werde; sodann geht der Ton ins Aeltere hinüber, und wird sich ganz wohl an die Beschreibung des Bildes anschließen. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht weitläuftig zu werden: denn hier fand sich Stoff zu einem selbstständigen Prolog ꝛc."

Prometheus. Goethe hatte vor auch einen gefesselten Prometheus zu schreiben, und davon war bereits der erste Monolog sammt dem Chor der Nereïden, die ihn in seiner Einsamkeit besuchen und bedauern, fertig. Dieß ist der Chor, dessen in Schiller's und Goethe's Briefwechsel Nr. 290, S. 65; it. 321a, S. 126. gedacht wird.

Daß er auch einen befreiten Prometheus geschrieben und ihn ziemlich weit gebracht, sagt er irgendwo schon gedruckt. Ein Gedicht, dramatisch, unter dem Namen: „Der befreite Prometheus" mit Z. unterschrieben, findet sich im deutschen Merkur v. 1782, Aprilstück Nr. II, S. 33—45. Es hat viel Goethisches, ist aber doch nicht so tief und geistreich als anderes. Vielleicht ist es auch ein plagiarisches Product wie:

Prometheus und seine Recensenten. Eine satyrische Flugschrift, die man gleich nach ihrer Erscheinung G'n. zuschrieb und noch jetzt gern zuschreiben möchte, trotz seiner

Erklärung im Bd. XXVI, 332 ff. und einer gleichzeitigen auf ein Blättchen gedruckten Anzeige, die, als wohl Wenigen zu Gesicht gekommen, hier mitgetheilt werden möge.

„Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen."(*) —

Dies wird wohl hinreichen, die feste Ueberzeugung eines sehr unterrichtet seyn wollenden Mannes, „daß Wagner nicht der Verfasser des Prometheus seyn könne," in Etwas zu erschüttern. Nehme man zu G's. Auseinandersetzung, wie es zugegangen, folgende Bemerkung Rousseau's: „Ich beobachtete, daß in einer sehr innigen Gesellschaft die Schreibarten sich einander so nähern, wie die Charactere, und daß, wie die Seelen der Freunde sich vermischen, ebensoauch ihre Arten zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken, ineinanderfließen," (**) — so wird sich das Räthsel so psychologisch wie historisch lösen.

(*) Vorstehendes ein querübergedrucktes Octavblatt, mit folgendem Postscript von Goethe's eigener Hand:

„Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wissen, drum schicke ich das mit. Weiter mag ich darüber Nichts sagen. G."

An Knebel gesendet und unter dessen Correspondenz mit G. befindlich.

(**) Jacobi's auserl. Brifw. Nr. 83.

Requiem, ein auf Prince de Ligne († im Decbr. 1814), hatte G. vor. Bruchstücke dazu fanden sich unter seinem Nachlaß.

Sultan wider Willen, der. G. hat sich immer und zumeist im Jahr 1806 mit dieser Geschichte getragen, für die er eine besondere Liebe zu haben schien. Vier Damen von ganz verschiedenen Characteren interessiren sich alle für einen Mann. Jede ist auf eine eigene Art liebenswürdig; Jede trifft er, wenn er sich ihr nähert, seinem Zustande angemessen, allein liebenswürdig, und unbegreiflich wie er eine andere lieben kann u. s. w.

G. konnte nun bei diesem Stoffe freilich Viel de suo hinzuthun, indem es ihm begegnete, daß gar viele Frauen ihm entgegenkamen, wie er denn in der frühern Zeit für diese und jene zugleich wennauch nicht das Gleiche empfand. Vergl. Bd. II, 254; III, 285; XXVI, 119.

Supplices. Zu dieser Tragödie des Aeschylus hatte G. — wie er mir 1809 d. 20. August sagte — das dritte Stück der Trilogie erfunden, im Kopf ausgeführt; aber nichts davon aufgeschrieben.

„Das sey das Vortreffliche, daß aus der Masse des Chors (der Danaiden), der übereingesinnt ist, eine, die Hermione, als der Gegensatz heraustrete.“ — Es ist also dieß das ernsthafte Singstück, welches er in den Briefen an Zelter Nr. 8. die Danaiden nennt, und dieses Motiv recht in seiner Art nach seiner Bemerkung: „Ehe man sich's versieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter zu unserm Credo herüber.“ Also dasselbe Motiv wie in Eginhard.

Tell. Als episches Gedicht. Der Gedanke dazu kam G'n. schon auf seiner Schweizerreise 1797. [Schill Nr. 367,

S. 300.] Die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell fällt in den Juni 1798. [Nr. 472, S. 230.] Im Jahr 1798 wünscht er sich auf ein Bergschloß eingesperrt und sein Tell sollte bis Michaelis fertig seyn. [Nr. 480, S. 245.] Wie G. mir mündlich schon den 16. Januar 1806 sagte: so sollte sowohl Tell als der Landvogt in einem heitern Character erscheinen; jener mehr der gute, aber unbesonnene Tell, und der Landvogt wenigstens gegen die Weiber freundlich und zuthulich seyn; kurz Alles läßlicher gehalten, und soviel ich mich erinnere auch der Apfelschuß nicht so barsch und präcipitirt. G. erzählt nun Alles selbst ausführlicher Bd. XXXI, S. 184—188, u. 249, 250, wieauch daß sein Tell recht gut neben dem Schillerschen hätte bestehen können.

Volksbuch, deutsches. Ein Plan dazu wurde von G. mit mir besprochen in Carlsbad, im August 1808. Es sollte, soviel ich mich noch erinnere, aus der Bibel die Geschichte der Juden, desgleichen aus dem Josephus enthalten, nebst anderem Nützlichen und Wissenswürdigen aus der vaterländischen Geschichte, auch Poesien, Lieder u. a. m., dessen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andre Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es versteht sich, daß auch Mitarbeiter dazu gesucht und eingeladen werden sollten. Wäre es geschehen, so würde man wenigstens nicht sagen können, daß er keine Zeile für Deutschland geschrieben. Bleibt denn aber nicht das schönste und beste Encomium für die Deutschen wie für Ihn selbst, sein Hermann?

VIII. Goethe's Urtheile

über

I. Dichter.

---

1) Classische.

a) Griechen.

1804. **Aeschylus.** „Aeschylus und Sophokles führen den Pylades nur stumm ein.(*) Orest und Pylades sind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, also was der Eine denkt und sagt, thut der Andere auch." —

„Die alte Tragödie bei Aeschylus hat Aehnlichkeit mit den alten tragischen Balladen besonders den schottischen. Vielleicht ließen sich diese auf alte Weise zu Dramen machen." —

20. Aug. 1809. „Was A. W. Schlegel am Aeschylus tadelt, daß sein Chor meist Hauptperson ist, finde ich ebenso zu loben und als das Rechte." —

Zu den Supplices hatte G. früher das dritte Stück der Trilogie erfunden und im Kopfe ausgeführt, aber Nichts aufgeschrieben.(**) „Das ist eben das Vortreffliche — be-

---

(*) Vergl. Aristoteles Poetik, Aeschylus in den Choephoren, Sophokles in der Elektra.

(**) Vergl. was G. an Zelter schreibt Bd. 1, Brief 8, S. 17.

merkte er gegen mich — daß aus der Masse des Chors (der **Danaiden**), der übereingesinnt ist, eine, die **Hermione**, als Gegensatz heraustritt."

Hermann's Programm de Aeschyli Philocteta ver- Mai
ursachte G'n. manche unruhige Stunde. „Wie ich — schreibt 1826.
er an einen Freund — durch die Fragmente des **Phaëthon** zu mannigfaltigen Bemühungen aufgerufen worden, wie ich ferner durch die wenigen Bruchstücke der **Niobe** auf einige Zeit angezogen ward, so erging es mir abermals und zwar dießmal sehr lebhaft. Denn was könnte uns wünschenswertheres begegnen, als die drei großen Tragiker, **gegen die wir denn doch die Augen aufzuheben uns kaum erkühnen**, dergestalt vergleichen zu lernen, daß wir einsehen könnten wie sie einen Gegenstand, jeder nach seiner Weise, behandelt und durchgeführt." (*) —

Euripides. „In der Poesie einer jeden Nation ist 7. Nov.
etwas Conventionelles, (**) so auch bei Euripides. Zu seiner 1831.
Zeit, die schon rhetorisch war, wollte man nur **das** sehen und hören. Es ist nicht zu läugnen, daß die Art des Sophokles und Aeschylus etwas hat, was näher an die Natur geht." (***)

(*) Diese wenigen Worte sind ein abermaliger Beleg seiner großen Bescheidenheit in Bezug auf seine eigenen Leistungen. Er mußte sich gewaltsam losmachen von diesen Betrachtungen: „sie hätten ihn ein Vierteljahr gekostet, das er nicht mehr nebenher auszugeben hatte: denn er konnte sich doch nicht enthalten diese für ihn so wichtige Angelegenheit vor allen Dingen durch und durch zu denken. Aber es wäre ein Meer auszutrinken, für seine alte Kehle nicht wohl hinab zu schlucken." [Z. Nr. 495, S. 161 f.]

(**) Denn sie ist ja ein Geschmack, fiel ich ein, eine Auswahl dessen was zur Sache gehört, und was der Nation zusagt und ihr gefällt.

(***) Ich bemerkte daß Euripides in sich vereinige, was die römischen Dichter und Prosaisten des silbernen Zeitalters auszeichne, das Epigram-

13. Nov. 1831. „Die Euripidischen Trauerspiele ferner beachtet, zu immer größerem Erstaunen über ein Talent das wir gar nicht mehr begreifen. Denn was gehörte dazu, nach Aeschylus und Sophokles, seiner Zeit genugzuthun; welche genau besehen jener ersten nicht gewachsen war, und der daher sehr wohlthat, das Mindere zu allgemeiner Zufriedenheit in Gang zu bringen." (*)

22. Juli 1807. **Longus.** „Bei Gelegenheit von Daphnis und Chloe ward bemerkt, daß der Autor einen großen Reichthum von Motiven der Pastoralwelt auf eine höchst geschickte Weise zusammengefunden, und besonders das Hauptmotiv der Retardation in der größten Mannigfaltigkeit zu nutzen gewußt."

„Es ist verwunderlich daß man die Schriftsteller späterer Zeiten, aus Ursachen die von der Sprache und von der Technik hergenommen sind, gegen die früheren unbedingt zurücksetzt, da doch im dritten Jahrhundert so gut ein Genie geboren werden konnte als im ersten."

---

matische und Concise. Wenn man das Conventionelle nicht zugebe, so könne man auch den Calderon nicht genießen.

(*) Dieses Urtheil lautet etwas mehr welt- und kunstverständig, als was zeither durch die Philologen, „die auch bei Geschmacksachen sich ein Urtheil zutrauen" [XLIX, 33.], sich verbreitet: „daß Euripides die Idealität aufgegeben, mit der Kunst allzusehr zu dem Leben seiner Zeit herabgesunken sey, zu ihren Interessen, Gedanken, Empfindungen und Formen, die durch Bildung und Verbildung vervielfältigt und verdorben, nicht blos von der Höhe der künstlerischen oder idealischen Natur, sondern selbst von der Tugend und Einfachheit der vorigen Generation, sehr stark abstechen" — und wie die moralisch-ästhetische Salbaderei weiter klingen mag, worin sich die gegenwärtige Zeit selbst ihr Urtheil fällt. Ueber die Billigung G's., sowohl die er hier ausspricht, als in Bd. XLVI, 11, 12 hat ihn neulich ein junger Philologus „angequarkt" [III, 202.], unkundig dessen was G. bereits im Meister [XX, 248 f.] in Bezug auf den bildenden Künstler aussprach.

„Selbst eine glücklich neue Benutzung schon früher von andern gebrauchter Motive setzt einen Schriftsteller keineswegs herab, vielmehr gereicht ihm solches zur Ehre wenn er es nur recht macht." (*)

„Es ist jedoch zu bemerken, daß die Schriftsteller einer späteren Zeit gegen die einer früheren in einem gewissen Vortheile stehen, indem das Bedeutende des menschlichen Lebens und Treibens schon öfter vorgebracht und durchgearbeitet worden ist, und daher einem guten Kopfe eine bessere Auswahl und eine glücklichere Verbindung möglich wird." (**)

Daphnis und Chloe, von Courier. „Es ist eine 19. März 1831.
bewundernswürdige Tagesklarheit in dieser Darstellung. Sie ist von der höchsten Milde; aller Schatten wird Reflex, welcher Künstler überhaupt doch das verstünde!"

b) Römer.

Horaz. „Sein poetisches Talent anerkannt nur in im Nov. 1806.
Absicht auf technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nach-

(*) Wie Seneca seinem Freunde dem Dichter Lucilius räth, sich von der poetischen Beschreibung des Aetna nicht dadurch abhalten zu lassen, daß Andere vor ihm diesen Gegenstand besungen, im Gegentheil diese zu benutzen, und so etwas Reicheres und Vollständigeres zu produciren.

(**) Die Kunst auf ihrem höchsten Gipfel ist ein guter Geschmack, eine Auswahl des Besten. So bei Rafael, Goethe und wahrscheinlich auch bei Sophokles. Das Judicium, aus dem Vorhandenen das Beste zu erkennen und zu wählen ist auch ein Verdienst und zwar ein größeres als pêle-mêle Gutes und Schlechtes zu produciren. Letzteres tadelte ja Horatius am Lucilius; ob er ihn gleich genial findet, nennt er ihn doch geschmacklos. Jenes giebt blos ein Chaos, durch das letztere wird erst ein Mundus daraus. Alles ist am Ende Geschmack: Charakter, Tugend, Kunst, nämlich aus dem Möglichen das Zweckmäßige, Harmonische zu wählen.

bildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache, nebst einer furchtbaren Realität, ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden." —

14.Febr. 1821. **Lucrez.** „Was den Dichter so hochstellt und seinen Rang auf ewige Zeiten sichert, ist ein hohes tüchtig-sinnliches Anschauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darstellung befähigt; sodann steht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeschaute bis in die unschaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieses beides wäre vor allen Dingen durch Hindeutung auf die wichtigsten Stellen zu belegen. Meiner Ansicht bin ich gewiß, weiß auch was und wohin ich will; aber man muß sich erst eines großen Details versichern, wenn man ein solches Wesen durch die vier Categorien von Mensch und Römer, Dichter und Naturphilosoph durchführen will; doch müssen wir es uns nicht schwer machen und lieber eine Skizze geben als zurücktreten." [Vergl. Bd. XLV, 215 ff.]

„Die Anschauung kann eine physiologische und eine pathologische seyn. Erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt. Daß Lucrez zu beiden befähigt gewesen, ist wohl kein Zweifel. Schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derselbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Gesundheit, sodann aber, wo er sie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausspricht.

Zur Anschauung gesellt sich die Einbildungskraft. Diese ist zuerst nachbildend, die Gegenstände nur wiederhohlend. Sodann ist sie productiv, indem sie das Aufgefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt. Ferner können wir noch eine umsichtige Einbildungskraft annehmen,

die sich beim Vortrag umherschaut, Gleiches und Aehnliches erfaßt, um das Ausgesprochene zu bewähren. Hier zeigt sich nun das Wünschenswerthe der Analogie, die den Geist auf viele bezügliche Puncte versetzt, damit seine Thätigkeit alles das Zusammengehörige, das Zusammenstimmende wieder vereinige. Unmittelbar daraus erzeugen sich die Gleichnisse, welche destomehr Werth haben, jemehr sie sich dem Gegenstande nähern, zu dessen Erleuchtung sie herbeigerufen werden. Die vortrefflichsten aber sind die welche den Gegenstand völlig decken und identisch mit ihm zu werden scheinen.

Von allen diesen Geistes-Operationen finden sich herrliche Beispiele im Lucrez und ich wünschte unter jeder Rubrik die vorzüglichsten aufgeführt zu sehen. Betrachtenswerth findet sich gerade hierzu im 6. Buch die wichtige Stelle von Vers 95—599. Sie ist sehr ausgearbeitet und würde davon Manches zu brauchen seyn. Er selbst hat sie für so wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muse vorausschickt. Es darf uns nicht verdrießen den Dichter auf solche Weise gleichsam zu zerstückeln. Ich kenne nur diesen Weg um aus der allgemeinen in die besondere Bewunderung zu gelangen. Haben wir dieses vorausgeschickt, so können wir andere Verdienste dieses außerordentlichen Mannes gleichfalls hervorheben." —

Auf diese Grundlage hin wünschte G. mit Knebeln gemeinschaftlich eine Einleitung in den Lucrez auszuarbeiten; es kam aber nicht dazu, weil K. sich in G's. Idee nicht recht zu finden oder zu fügen wußte, und so ließ G. ihn nach seiner Art gewähren. — „Die Mitlebenden, besonders die älteren, muß man jeden in seiner Art gewähren lassen und wo man nicht fördern kann wenigstens nicht hindern." [Z. Nr.

550, S. 339.] Und so übte er was er etwa für sich verlangte, auch an Andern, z. B. gegen Schiller. [Z. Nr. 446. S. 22.] Das Alles verdenkt ihm aber die leidenschaftliche Jugend, und so ist die Weisheit nur dazu da um sich von ihren Kindern schelten zu lassen.

28.Nov. 1798. **Properz.** „Seine Elegien in Knebel's Uebersetzung zum größten Theil wieder gelesen, haben eine Erschütterung in meiner Natur hervorgebracht, wie es Werke dieser Art zu thun pflegen, eine Lust etwas Aehnliches hervorzubringen, die ich vermeiden mußte, weil ich gegenwärtig freilich ganz andre Dinge vorhabe."

Terenz. „Die allerzarteste theatralische Urbanität womit halbunsittliche Gegenstände behandelt sind, höchlich bewundert, sowie auch den coupirten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuschauer höchst angemessen; überhaupt die höchste Keuschheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

Aliter pueri, aliter Grotius Terentium legit.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius." —
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß." [IV, 317.]

2) Moderne Dichter.

a) Ausländische.

13.Oct. 1817. **Byron's** Manfred. [S. G's. Werke Bd. XLVI, 216.] „Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk brachte. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypo-

chondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, sodaß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß einem die düstre Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung denn doch am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." —

Diese unschuldige Autorfreude, zu glauben, daß sein Werk die Productivität eines Andern könne angeregt haben, wurde jedoch G'n. zu Wasser gemacht durch folgende Instanz des Einleiters in die gesammelten Schriften von Lenz S. CXXXIX.

„Lord Byron hat selbst Anlaß gegeben, Goethe'n für sein Vorbild zu halten. Da er mit der ganzen Welt im Widerspruch stand — und stehen wollte, — so kann ihn die Laune angewandelt haben zu sagen, er sympathisire mit einem einzigen Ausländer, und das, dem größten Dichter der Deutschen. Was er gegen diesen selbst geäußert hat, ist ein bloßes **Compliment**, und ich bin überzeugt, daß der edle Lord Jedem, der es ihm nachgesprochen hätte, den Rücken zugekehrt haben würde. Byron's Gedichte erinnern nie an Werther. An Faust kann man dabei denken: aber Alles, was in den Gedichten des Engländers an den Faust erinnern kann, ist nach meinem Gefühle sehr weit über dem Faust, und die Empfindungen des Engländers und seine unvergleichlich schönere Sprache sind so eigenthüm-

lich, daß ich jenes Gedicht unmöglich für sein **Vorbild** halten kann.“ — (*)

17. Nov. 1809. **Calderon** und **Shakspeare.** „Unendliche Productivität des Calderon, und Leichtigkeit des Gusses — wie wenn man Bleisoldaten oder Kugeln gieße — Lopez schrieb nur fürs Volk und wollte nur dafür schreiben. Shakspeare versteht man erst wenn man Ben Johnson gelesen, dessen Lear noch ganz romantisch von Shakspeare ins Tragische gehoben. Seinen Bastard im König Johann habe Shaks-

(*) Wenn das nicht höflich ist, so ist es wenigstens deutsch [siehe Faust, Theil II, S. 101.], aus bloßer Lust zu widersprechen. Ist denn das sogleich Vorbild, was ein Dichter als Stoff in sich aufnimmt? und sagt nicht G., daß keins seiner Motive bei Byron dasselbe geblieben sey und er gerade deßhalb seinen Geist nicht genug bewundern könne? — Und dann, dem edlen Lord eine so unedle Falschheit zutrauen: er mache Complimente, wo er gar keine zu machen brauchte, und sein englischer Stolz ihm wenigstens keinen so niedrigen Hohn gegen einen alten Mann, der ihn noch dazu über die Maßen verehrte, erlaubt haben würde. Nein! „die Sache hat einen tiefern Grund.“ Der Einleiter, dem überall das Schöne als eine Schwäche erscheint, mag wohl zu dem kraftliebenden Kenner-Geschlecht gehören, das auch „schwarzborstigen Faunen“ Rechte über sich ertheilt [Faust II, 219]; und so kann er allerdings bei dem überkräftigen, hypersthenischen Byron mehr Befriedigung finden, z. B. im Giaur, Vampyr, Don Juan ꝛc. — Die ganze Schlußbemerkung ist ein Documentum aere perennius, wie der Verfasser derselben über seinen Antecessor auf dem deutschen Parnaß von jeher dachte und es durch alle gelegentlichen Lobesphrasen hindurchblicken läßt. Was ist es anderes als ein anklagendes Bedauern, daß G. nicht war und nicht ward, was er hätte seyn und werden sollen und können, wenn er gewollt hätte. Und das ist freilich ein trauriges Loos: über zweiundachtzig Jahre alt werden und in keinem Stücke die völlige Zufriedenheit eines Mannes wie Meister Ludwig davon tragen! — Was aber die unvergleichlich schönere Sprache betrifft, so möge G's. Bemerkung hier Platz finden: „Wenn die Menschen irgend ein theatralisches Gedicht loben wollen, so sagen sie: es habe eine sehr schöne Sprache; was aber eigentlich gesprochen sey, davon nimmt man selten Kenntniß ꝛc.“ [Z. Nr. 550, S. 340, 341.]

peare zum Narren gemacht, zwar mit Genie. Das Pragmatischste in der Welt sey Coriolan, wie alles was Shakspeare später gemacht, das Dramatischste sein Macbeth."

„Die Stelle von Calderon ist zart und hübsch. Leider werden wir Deutsche eben seine zarte Seite mit unserer schwachen in Rapport setzen. Von seiner wahren Stärke ist noch wenig Begriff unter uns. (vid. des Hrn. N. N. christl. Salbaderei über den standhaften Prinzen.) Die Tochter der Luft ist mir das Herrlichste von Calderon's Stücken, und ich halte es für eins seiner spätern." S. das Weitere Bd. XLV, 117. 17. Oct. 1812.

Diderot. „Es schleicht ein Manuscript von Diderot Jacques le fataliste et son maitre herum, das ganz vortrefflich ist. Eine sehr köstliche und große Mahlzeit mit großem Verstand für das Maul eines einzigen Abgottes zugerichtet und aufgetischt. (*) Ich habe mich an den Platz dieses Bel's gesetzt und in sechs ununterbrochenen Stunden alle Gerichte und Einschiebeschüsseln in der Ordnung und nach der Intention dieses köstlichen Koches und Tafeldeckers verschlungen. Es ist nachher von Mehrern (**) gelesen worden, diese haben aber leider Alle, gleich den Priestern, sich in das Mahl getheilt, hier und da genascht und jeder sein Lieblingsgericht davon geschleppt. Man hat ihn verglichen, einzelne Stellen beurtheilt, und so weiter. —" (***) 7. April 1780.

(*) S. Band XLVI, 75.

(**) Z. B. vom Herzog Carl August, laut dessen Brief an Knebel Nr. 6. vom 27. Juli 1780.

(***) In G's. Tagebuche heißt es: „Den 3. April von 6 Uhr bis ½12 Diderot's Jacques le Fataliste in der Folge durchgelesen, mich wie der Bel zu Babel an einem solchen ungeheuren Mahle ergötzt, und Gott gedankt daß ich so eine Portion mit dem größten Appetit auf einmal als wär's ein Glas Wasser und doch mit unbeschreiblicher Wollust verschlingen kann." —

12.Jan. 1831. **Gazul.** „L'occasion, Tragödie von Clara Gazul. Der Dichter hat das Talent die eigentlich unerträglichen wahrhaft tragischen Motive zu finden, die auf keine Weise zu versöhnen sind, und welche den Untergang nach sich ziehen müssen. Ein zweites Stück le Carrosse du Saint Sacrement ist gleichfalls ein komisches Meisterstück, wo das Unverträgliche, quasi Unversöhnliche, auf dem Absurden ruht, und am Ende durchs Absurde ins Gleichgewicht gebracht wird." —

8.Sept. 1831. **Hugo** (Victor), Notre-Dame de Paris. „Die Chemiker belehren uns von drei Gährungen, oder vielmehr von drei Stationen derselben, Wein, Essig, Fäulniß. In dieser letztern versiren gegenwärtig behagliche Talente der Franzosen. Wie sie wieder zu natürlicher Beere und kräftiger Mostgährung gelangen sollen, weiß ich nicht. Nur gut, wenn ihre Weine nicht auch unter dieser traurigen ästhetischen Epoche zu leiden anfangen." (*)

11.Oct. 1831. „Ich las la Peau de Chagrin weiter. Es ist ein vortreffliches Werk neuster Art, welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es sich zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr consequent zu brauchen weiß; worüber sich im Einzelnen viel Gutes würde sagen lassen."

12.Oct. 1831. „Die gestrigen Betrachtungen über das bezauberte Feld riefen mir Victor Hugo's Notre-Dame de Paris wieder ins Gedächtniß. Wenn ich jene Terminologie beibehalten will, so muß ich sagen: er hat das Unmögliche und das Unerträg-

(*) Frühere Urtheile G's. über Victor Hugo siehe in den Briefen an Zelter Nr. 796; it. 799; it. Werke Bd. XLVI, 166—168.

liche dargestellt und, anstatt es durch ein Wunder zu verknüpfen, durch seltsame Realität, die uns nur Augenblicke besticht, zu vereinigen gesucht. Seine Darstellung eines unmöglichen Details, das noch dazu widerwärtig ist, stößt uns ab. Ich habe den zweiten Theil nicht auslesen können." Vergl. Br. an Z. Nr. 799, S. 226.

Janin. „Ich las das wunderliche Büchlein, der 24. März 1830.
todte Esel, oder die guillotinirte Frau. Der Verfasser
Janin besitzt genugsam was man Welt- und Menschenkenntniß heißt, auch hat er sich mit dem Kehricht einer großen Stadt hinlänglich bekannt und, um die neuste Art der Autoren, welche sich mit dem Abscheulichen abgeben, zu parodiren, sich selbst ganz im Ernste dieses Verbrechens an der Menschheit schuldig gemacht. Uebrigens kann man ihm Findungs- und Erfindungstalent nicht absprechen, er hat die vermaledeitesten Motive auszuspüren gesucht, sie aber geistreich und kunstreich zu seinen Zwecken zu nutzen gewußt. Sehr Weniges ist unwahrscheinlich, und das muß man ihm durchlassen, weil er sonst nicht auf dem kürzesten Wege zu seinem Zweck gelangt wäre." —

Manzoni. „Manzoni's neue Tragödie Adelchi, aus 14. Dec. 1822.
der longobardischen Geschichte, gerade des Zeitpunctes wo
Carl der Große bei dem Passe Chiuse gehindert wird, nach Italien zu bringen, ist ganz im Sinne und Geist des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Characteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geschäft seyn auch diese Arbeit zu entwickeln. Ach, warum kann man denn nicht einem deutschen Zeitgenossen diesen Liebesdienst erweisen"!! — Vergl. Werke Bd. XXXVIII, 298 ff.

„Doch um sich hierüber ins Reine zu setzen muß man in der höhern Kunst allen Nationalvorzügen entsagen. Sind nicht Lord Byron's und Walter Scott's Werke in den Händen aller Deutschen, besonders der zarten und schönen? Sprachstudium und Anerkennung des Nachbarlichen ist zu befördern, damit eine Heerde unter einem Hirten versammelt sey!" —

10. März 1813. **Monti.** „Ein sehr merkwürdiges Werk ist mir zugekommen: die Uebersetzung der Ilias vom Abbate Monti, und zwar die sorgfältig revidirte zweite Auflage. Die Uebersetzung ist in Hendecasyllaben, reimlos, und wenn man sie laut liest, so nöthigt sie einen zu dem Ton- und Tactfall der italiänischen Recitative dergestalt, daß wenn ein gewandter Componist, z. B. Abt Vogler, und ein wohlbegründeter genialer Sänger sich zusammenthäten, so könnten sie mit weniger Vorbereitung aus dem Stegreife die Rhapsoden und Sänger des Alterthums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren, besonders denen, deren Ohr an den Canto fermo und das damit verbundene Recitativ gewöhnt ist. Diese Lectüre hat mich aufs innigste überzeugt, daß alles was wirken soll, sich an ein Vorhandenes anschließen, sich auf irgend etwas Gewohntes gründen müsse. Wie weit unser, sonst verdienstlicher Vossischer Homer, noch von der allgemeinen Faßlichkeit absteht, hab' ich vor kurzem gesehen, als ich mir von einer jungen Actrice, die gar nicht ungescheidt ist, einige Gesänge der Odyssee vorlesen ließ. Diesen Kindermund wollten gar manche Stellen gar nicht kleiden und doch waren diese Dinge für Kinder und für das Volk calculirt." —

Shakspeare. Aus einem Gespräch mit G. über Shakspeare notirte ich mir einmal Nachstehendes über die Tendenz des Englischen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anschauung habe bringen wollen. Im Antonio, daß Genuß und Herrschaft (der Welt) nicht beisammen sind. Im Coriolan, den Haß des Volkes gegen den Besten, den es doch nicht entbehren kann. Im Cäsar, den Haß der Besten (optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit sie alle gleich seyen.

Diese Bemerkung steht jetzt mit etwas andern Worten in Bd. XLV, S. 43; ist übrigens aber ein Beweis, wie früh dergl. Reflexionen schon in G. lagen, da er sie mir zwischen 1803—1806 mittheilte, und jene gedruckt zuerst in K. und A. vorkommen.

„Ich habe diese Tage nur Shakspeare und Tacitus gelesen. Es war mir sehr unerwartet, daß diese beiden Männer sich in gewissem Sinne parallelisiren lassen." — 10.März 1813.

„In der sogenannten Vorschule Shakspeare's von Tieck, finden sich drei merkwürdige englische Stücke übersetzt, älteren Ursprungs, wovon das eine(*) gar wohl von Shakspeare seyn kann und unsere Bewunderung dieses einzigen Menschen nur noch vermehren müßte, wenn Alle mit meinen Augen sähen, welches ich ihnen jedoch nicht zumuthen kann." Es ist der ganze rein treue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch." — 30.Juli 1824.

„Mir erscheint Shakspeare in jeder Zeile und zwar der junge, dem es zu thun ist sich selbst von den Tiefen der

(*) G. meint Arden von Feversham. S. Bd. XLIX, 83.

Menschheit Rechenschaft zu geben, dem aber die eigentliche Breterbühne so gut wie Null ist. Dieser Umstand scheint mir durch alle seine Stücke durchzugehen." —

29. Jan. 1830. „Was gerade den B.......n einfällt mit mir zu controvertiren, weiß ich nicht. Sie dürften mich ja nur ignoriren und ihre Thesen recht tüchtig und wacker aufstellen. Ich habe mir die Sache noch einmal genau angesehen und da gehört denn *** zu den jämmerlich krankhaften der Zeit. Das Volk stickt so tief im Sumpfe einer aberwitzigen Critik, daß sie denjenigen schelten, der mit leichten Sohlen seiner Wege geht und recht gut weiß wo er übernachten wird. Aber wie will dieß Geschlecht den Shakspeare begreifen? Probiren sie es doch einmal und lassen ihre Hexen mit Ziegenbärten auftreten, und am Ende lassen sie doch den Macduff des Macbeth abgeschlagenes Haupt dem Publicum hinweisen, auch im Beginn des Stücks das fürchterliche Weib so bestialisch(*) auftreten wie es die ausdrücklichen Worte Shakspeare's verlangen. Sie werden fühlen, daß vor 300 Jahren zu Elisabeths Zeiten ein anderes Volk vor den Bühnen stand und gaffte als wie sie sind, wie wir nicht sind, auch nicht zu seyn brauchen."

„Absurd aber findet's unser Eins, daß diese Weich- und Krittlinge das Große verkleinern, das Starke verschwächen, ja das Mächtige vernichtigen und nun vor einem indifferenten Publikum groß thun, als hätten sie eigentlich das Rechte getroffen. Und nur eine Actrice läßt sich natürlicherweise gefallen daß ihre Furiengestalt einigermaßen, wenigstens vom Anfang herein, übertüncht werde. Nachdem

(*) Also nicht hysterisch! Vergl. unten S. 715.

sie (Lady Macbeth) den Brief gelesen, erklärt sie in siebzehn Zeilen ihren Mann für einen Halbmenschen und sich als kronbegierig. Nun meldet der Bote die Ankunft des Königs. Hierzu bedarf es zehn Zeilen und sie ist zum Mord entschlossen. Wie soll da nur eine Einleitung und Steigerung in siebenundzwanzig Zeilen stattfinden!"

„Hier zeigt sich nun Shakspeare als der Ueberschwengliche. Er weiß was er vorhat und stürzt mit der Thür ins Haus, damit wir merken sollen, was für ein Gast kommt; jeder natürliche Mensch wird ergriffen und fortgerissen werden. Aber die Hänse des 19. Jahrhunderts, weil sie Nichts zu sagen und nicht zu wirken wissen, meinen: was auf den Füßen ein paar Jahrhunderte gestanden hat müßte man auf den Kopf stellen, da sey es nicht allein das Neue, sondern auch das Rechte." —

„Ein Theil des Winters ist damit zugebracht worden das Shakspearesche Stück Romeo und Julia zu concentriren, und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig selbst nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum ersten Mal, nachher noch einmal mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben, welche sich umsomehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib paßten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakspeare tiefer in sein Talent hineingeblickt, 13. Febr. 1812.

aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich."(*)

Febr. 1828. **Scott** (Walter) Life of Napoleon. „Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers (1827) mit aufmerksamem Wohlwollen durchgelesen und zwar in englischer Sprache, welches nothwendig ist, weil es doch eigentlich immer ein Engländer ist der spricht, auf dessen einseitigen Vortrag man gefaßt seyn muß: denn daß er die große Symphonie des wundersamsten aller Heldenleben durchaus mit Sourdinen abspielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt seyn will, wie diese großen Angelegenheiten über den Canal herüber angeschaut werden sollen."

„Ich habe das Werk als ein wohlgestricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfische meiner eigenen Lebenstage aus den anspielenden Wellen des letheïschen Sees wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward, und wirklich dadurch mehr Interesse an den sich anschließenden und entwickelnden Weltbegebenheiten gewann ꝛc."(**)

(*) Um zu erfahren, wie diese Redaction anderwärts aufgenommen worden, höre man die Sentenz des großen Shakspearomanen, der als Critiker noch über dem Dichter selber steht, einzig und allein ihn durchsieht, und mit grobem Selbstempfinden Jeden wegbeißt der nur auch ein Wort sagen möchte, wie ihm die Sache erscheint.

„Es ist überhaupt nur einem so großen Dichter wie G. zu vergeben, wenn er das Meisterwerk eines andern so grausam (?) behandelt, wie mit diesem Trauerspiel wirklich geschehen ist, wo man vom Original sowenig (?) wiederfindet und wo selbst das, was noch (?) dasteht, durch die sonderbare Umstellung in einem ganz andern Lichte erscheint und seine wahre Bedeutung verloren hat ꝛc."

(**) Vergl. Zelter Nr. 575, S. 441 f.; u. 582, S. 18.

Walter Scott's St. Valentin's Tag zu lesen, ging 17.Aug. nicht; in dem zwar interessanten Stoff findet unser Einer 1828. zuwenig Gehalt. — Es ist immer das große Talent, das einem reichen Stoff den menschlichen Gehalt abzugewinnen, die gehörigsten Einzelnheiten durchzuarbeiten und jede Situation bis aufs Höchste zu steigern vermag. Wie der schroffe heldenmüthige Waffenschmidt zuletzt noch den Hund der vagirenden Sängerin zu tragen genöthigt wird, ist mehr als meisterhaft." —

Sterne, (Yorik). „Ich las in Tristram Shandy 1.Oct. und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der sich 1830. Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsere Jugend. (*) Er war der erste der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob." —

Tausend und Eine Nacht. „Tausend und Eine 1.Oct. Nacht. Geschichte des Abuhassan, Betrachtung über die 1799. Verbindung der unbedingtesten Zauberei und des beschränktesten Reellen in diesem Mährchen."(**) —

de la Vigne. „Seit Urika habe ich Alles abge- 11.Juli lehnt. Man wollte mir auch einen Poeten de la Vigne 1824. aufdringen und dessen Gedicht L'école des vieillards; ich improvisirte dagegen Folgendes:

„Was reimt der junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren? —
Die Zeit ist wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren." [Bd. XLVII, 257.]

(*) Vergl. Br. an Z. Nr. 697; it. Nr. 740.

(**) Merkwürdig! dergleichen Verbindung kommt auch in den Wiener Lieblingsstücken vor, z. B. im Bauer als Millionär und andern.

Und so hoff' ich denn auch jenes Gedicht los zu seyn, da ich die Materie besser zu verstehen glaube als der Gelbschnabel von Verfasser."

6. Juli 1829. „Ich las in de la Vigne's Marino Faliero und bewunderte wie er sich von seinem Vorbilde, der Tragödie Byron's, so völlig losgemacht, und das Ganze aus dem innern Anschaun in ein äußeres Theaterschauen verwandelt habe."

21. März 1809. **Voltaire.** „Voltaire sey wie ein Virtuos auf der Violine, der sich überall kann hören lassen, während besonders die deutschen Dichter nur, wie Maler und Bildhauer, auf ihr Zimmer und Haus eingeschränkt sind."

b) Deutsche.

im Juli 1796. **Herder.** „Freund Humanus (in dem VIII. Band der Briefe über Humanität) hat vor kurzem noch ein böses Beispiel gegeben, was Willkührlichkeit im Urtheil, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer seyn als das was über deutsche Literatur in gedachter Schrift gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte." [Vergl. Schill. Corresp. Nr. 165.]

18. Mai 1798. **Iffland**, spielt schon seit drei Wochen hier (vom 24. April an) und durch ihn wird der gleichsam verlorne Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig. Es ist das an ihm zu rühmen, was einen ächten Künstler eigentlich be-

zeichnet: er sondert seine Rollen so von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheint. Dieses Absondern ist der Grund von allem Uebrigen, eine jede Figur erhält durch diesen scharfen Umriß ihren Character, und ebensowie es dadurch dem Schauspieler gelingt bei der einen Rolle die andre völlig vergessen zu machen, so gelingt es ihm auch sich von seiner eigenen Individualität, so oft wie er will, zu separiren und sie nur da, wo ihn die Nachahmung verläßt, bei gemüthlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu lassen. Der Vortheil, durch die schwächste Nüançe bedeutend und mannigfaltig zu werden, liegt auch gleich bei der Hand, und alles übrige was zur Erscheinung kommt, entspringt aus dieser tiefen Quelle. Er hat eine große Gewandtheit seines Körpers und ist Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen weiß."

„Die große Fähigkeit seines Geistes auf die Eigenheiten der Menschen aufzumerken und sie in ihrem characteristischen Zuge wieder darzustellen, erregt Verwunderung, sowie die Weite seiner Vorstellungskraft und die Geschmeidigkeit seiner Darstellungsgabe."

„Schließlich aber, sowie anfänglich, ist mir der große Verstand bewundernswerth, durch den er die einzelnen Kennzeichen des Characteristischen auffaßt und so zusammenstellt, daß sie ein von allen andern unterschiedenes Ganze machen." [Vergl. Schiller's Corresp. Nr. 452, 454, 456.]

„Es freut mich sehr, daß ich einen solchen Mann als Typus, wonach man das Uebrige beurtheilen kann, mit den Augen des Geistes und Leibes gesehen habe."

13.Juli 1807. **v. Kleist.** Dessen Amphitryon. „Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwiespalt der Sinne mit der Ueberzeugung. Wie im miles gloriosus das eine Mädchen zwei Personen vorstellt, so stellen hier zwei Personen eine dar. Es ist das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtseyn des einen Theils. Molière läßt den Unterschied zwischen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches also eigentlich nur ein Gegenstand des Geistes, des Witzes und zarter Weltbemerkung ist. Wie es Falk genommen, wäre nachzusehen. Der gegenwärtige Dichter Kleist geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchst wahrscheinlich ist bei den Alten keine Hauptscene zwischen Jupiter und Alcmene vorgekommen, sondern die Hauptmotive fielen zwischen die Beiden, Sosias und Amphitryon. Die Situation zwischen Amphitryon und Alcmene enthält eigentlich auch kein dramatisches Motiv." (*)

28.Aug. 1807. „Ueber Amphitryon habe ich Manches mit Hrn. von G. gesprochen; aber es ist durchaus schwer genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheidet sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol wie die Schlange die sich in den Schwanz beißt." —

14.Juli 1807. (*) Das Stück enthält nichts Geringeres als eine Deutung der Fabel ins Christliche, in die Ueberschattung der Maria vom heiligen Geiste. So ist's in der Scene zwischen Zeus und Alcmene. Das Ende ist aber klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angethan hat. Sonst ist die Situation der Alcmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam.

„Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialectische hin; wie er es denn selbst in dieser stationären Proceßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit ebendem Naturell und Geschick eine wirkliche dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nachundnach enthüllen läßt; so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk seyn." 28. Aug. 1807.

„Das Manuscript will ich mit nach Weimar nehmen, und sehen ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sey. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf die Rolle kommt es vorzüglich an; die andern sind eher zu besetzen." [Vergl. Bd. XXXII, 5.]

v. Knebel. „Deine Elegie hat mir viel Freude gemacht. Die Verbindung des Allgemeinen und Individuellen, des Poetischen und Menschlich-Wahren thut eine sehr gute Wirkung und eine ernste doch angenehme Stimmung theilt sich mit." — 25. Juni 1799.

„Deine Elegien sind recht brav. Du hast Dich in diese Art wacker einstudirt. Der kräftige Ton der zweiten ziemt auch wohl der Elegie, die sich allen Regionen, also auch der höhern Satyre in gewissem Sinne nähern darf. Doch hätte ich gewünscht, daß Du die guten Deutschen mehr bedauert als gescholten hättest. Vielleicht hätte es Dir einige schöne und eigentlich elegische Stellen gegeben. Doch es muß jeder machen und thun was ihm das Beste dünkt." 17. Sept. 1799.

im Dec. 1815. „Deine Gedichte werden bleiben, da sie ein allgemeines menschliches Interesse haben.“ (*)

Kotzebue, hat bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quält und nöthigt das Treffliche herunter zu setzen, damit er trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und dachte nicht daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich so hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden. Nach

17. März 1817. dem Schutzgeiste von Kotzebue habe ich noch ein kleines Stück von ihm für unser Theater eingerichtet, was ich mit mehrern zu thun Willens bin, weil alles darauf ankommt, daß unser Repertorium wieder vollständig, ja reich werde. Indem ich nun diese Exercitien eines vorzüglichen aber schluderhaften Talents corrigire, lerne ich ihn immer mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner und der Freunde Satisfaction, meine Gedanken ordnen und schriftlich aufsetzen. Es ist wohl der Mühe werth den Widerstreit, in welchem Er mit sich selbst, mit der Kunst und dem Publicum sein Leben zubringt, klar auszusprechen und ihm selbst, sowie denen, welchen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor.“ —

---

29. Nov. 1815. (*) Von zwei Epigrammen welche Knebel dem Tischbein in dessen Buch mit Zeichnungen geschrieben, eins auf den Löwen, und das andere auf die Störche, welche ihrem Nest entfliehen, weil das Haus, worauf sie gebaut, in Flammen steht, von diesen beiden Stücken sagte Goethe: „sie wären werth in der griechischen Anthologie zu stehen.“

„Ich las Kotzebue's Indianer in England und bedachte das Talent dieses merkwürdigen Mannes." — 29.März 1831.

Lessing. — „Lessing traf zu einer Zeit (in Leipzig) ein, wo wir, ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte wo er hinkam zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." —

„Die beiden ersten Acte von Minna von Barnhelm sind schön und gut, sie haben Handlung und Fortschritt, im dritten stockt's. Man weiß nicht woran es sich accrochirt. Da erscheint ein retardirender Auftritt zwischen dem Wachtmeister und Franziska. Man sieht, Lessing hat Lust an den Characteren selbst gewonnen und spielt nun mit denen, malt sie zu einzelnen Scenen aus, die als solche recht schön sind. Sensation des Stücks bei seiner ersten Erscheinung. Im Tellheim die Ansicht seiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre; in Minna Lessing's Verstand." (*) 31.Aug. 1806.

Emilia Galotti. „Das proton pseudos in diesem Stück sey, daß es nirgends ausgesprochen ist, daß das Mäd- 4.März 1812.

(*) Merkwürdig, wie Lessing sein Bestes, seinen Verstand, den weiblichen Characteren zur Aussteuer mitgiebt, einer Recha, einer Emilia, einer Minna! So hat auch G. immer sein sittlich-Schönstes und Bestes an die Frauen gewendet, seine Liebe, seine Resignation, seine Fassung und sie damit reichlich ausgestattet.

chen den Prinzen liebe, sondern nur subintelligirt wird. Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringt. Die Liebe ist zwar angedeutet, erstlich in der Art wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt: denn wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie ihn ablaufen lassen; zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause: denn entweder sey sie eine Gans, sich davor zu fürchten, oder ein Luderchen. (*) So aber, wenn sie ihn liebe, müsse sie sogar zuletzt lieber fordern zu sterben, um jenes Haus zu vermeiden. Uebrigens steckt das Stück voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt, und spricht überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit müsse das Stück als neu erscheinen. Gemacht ist es vortrefflich; außer gewissen Dingen, von denen man abstrahiren muß z. B. daß Marinelli, als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausspricht u. dergl."

„Wenn Alle so vortrefflich spielten wie Madam Wolf (Sie habe die Rolle ganz tragisch genommen, wie es sich gehöre) daß sie diese Masken ausfüllten, ja noch mehr dahinter errathen ließen; so würde man nicht wissen was man zu sehen bekäme, so gewönne Alles mehr Sinnlichkeit rc." —

(*) An dieses vocabulum proprium in hac re dürfte sich kein Welt- und Sachkundiger stoßen, und G. brauchte es jedesmal nicht nur im Leben, auch in Schriften, wo der eigene Nachdruck der darin liegt es verlangt, z. B. Band III, 197; it. Faust II, 144. Unsere diplomatische Zeit will Nichts mehr bei seinem rechten Namen nennen, noch nennen hören; daher kostete es einige Unterhandlungen um in den angeführten Stellen es passiren zu lassen. Am Ende wird man noch eine Ausgabe G's. in usum Delphini veranstalten müssen.

„Zu meiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos 27.März
aus der Gottsched-Gellert-Weissischen rc. Wasserfluth, um 1830.
eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb Viel schuldig. Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirksam seyn. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor den Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß giebt." —

Löhr. „Das Buch der Mährchen von Löhr ist in 24.Apr.
seiner Art beifallswürdig, nur daß er durch Sansculottische 1831.
Parteilichkeit geschmacklose Seitenblicke gegen die höhern Stände sich erlaubt, wodurch die reine Unbefangenheit des Mährchens, welche dessen Hauptcharakter ist, unangenehm getrübt und die höhere Maxime der Pädagogik, „daß man Kinder sowie Un- und Halbgebildete nicht in der Ehrfurcht gegen höhere Zustände stören solle," widerwärtig verletzt wird." —

Nibelungen. „Die Mittwochs-Unterhaltungen sind 25.Nov.
wieder im Gange. Ich lese die Nibelungen vor; dabei geht 1808.
es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch vielweniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexion und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich damit abgebe, sein Verdienst aufs

Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen; so trüben sie Land und Berg, um alle kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabei recht artige Aperçüs vorgekommen, und wenn man ihnen hie und da läugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstande passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst; z. B. so hab' ich, im Sinn der Vossischen Charten zum Homer Hesiodus und Aeschylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich, nächst genauer Betrachtung des Süjets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Costüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprung des Gedichts näher beikommen kann. Das Alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübschen traulichen Winterabende dereinst mit." (*) —

„Ueberhaupt lasse ich mich nicht dadurch irre machen, daß unsere modernen religiosen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern; es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühungen manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält."

(*) Vergl. Bd. XXXI, 262; u. XXXII, 28—30, 45, 67. u. XIII, 229. Man irrt sich also gröblich und sündlich, wenn man ihm Schuld giebt, er habe keine Notiz von den Nibelungen genommen; aber freilich der Iliade setzte er sie nicht gleich. S. Bd. VI, 112. 237: u. XLV, 151; 207—211.

Voß (J. H.). „Voß war hier, ein recht wackrer lie- 9.Juni benswürdiger Mann, offen und dem es strenger Ernst ist um 1794. das was er thut, deswegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir sehr lieb ihn gesehen und gesprochen und die Grundsätze wonach er arbeitet von ihm selbst gehört zu haben."

„So läßt sich nun das was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen." (*) —

Wieland. „Wieland ist nach Oeser und Shakspeare noch der einzige den ich für meinen ächten Lehrer 20.Febr. erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; 1770. diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte." — Vergl. V, 72. (**)

„Wegen Wieland's Uebersetzungen der Horazischen Episteln bin ich neugierig, ob das Publikum ihm den verdienten 5.Mai Dank dafür abtragen wird. Wenn man sie laut in Gesell- 1782. schaft liest, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß auf dem alten Rom und mit dem andern in unserm deutschen Reiche stehet und sich angenehm hin und herschaukelt. Ich fürchte man wird sich, wie gewöhnlich, an einige Stel-

---

(*) Das freundschaftliche Verhältniß kühlte sich freilich in der Folge bedeutend ab; allein nicht durch G's., sondern Vossens und seines Sohnes Schuld. Beide versetzten tückisch dem um sie verdienten Manne einen hämischen Streich; der erstere durch das „Lied der Romantiker an ihren Herrgott," im Morgenblatt v. 1808, Nr. 283. 284; letzterer durch eine Recension von Grübel's Gedichten in der J. L. Z. v. 1809, Nr. 242. S. 119. f. ganz im Gegensinne von G's. Beurtheilung, ebend. 1805, Nr. 37. S. 294. f. Zwar hatte er „dem alten neidischen Igel" einen Platz auf dem Blocksberg zugedacht, translocirte ihn aber in Dante's Hölle. S. A. in Q. I, 137.

(**) Aus G's. Briefe an den Buchhändler Reich, im Anhange zu den Briefen von Goethe an Lavater, herausg. von Hirzel. S. 163.

len hängen, wo ihn der gute Geist verlassen hat und ich gestehe selbst, wenn man das Latein dazu nimmt, so erhält dieses so ein Uebergewicht, daß man den Werth der Uebersetzung fast zu gering angeben möchte." —

14.Apr. 1813. „Hier sende ich gleich ein Exemplar meiner Trauerrede auf Wieland. [Bd. XXXII. 233. ff.] — Wieland's letzter Aufsatz ist wirklich allerliebst, so ganz mit ihm aus einem Stück. Diese animula vagula blandula nimmt sehr artig Abschied. Seine letzten Worte waren: To be or not to be, that is the question. Das heißt doch seinen Scepticismus bis ans Ende bewähren!" —

31.Jan. 1826. **Wolff**, Improvisator. „Von dem Improvisator habe ich mir Viel erzählen lassen, auch ihn selbst überhört. Es ist ein recht hübsches Talent, welches durch die große Ausbildung unserer Sprache, Rhythmik und Reim endlich gar wohl möglich ward und sich, nach gegebenem Beispiel, bald wiederholen wird. Bis jetzt ist er noch in dem Kreis der modernen subjectiven mit sich selbst beschäftigten, in sich selbst befangenen Poesie eingeengt. Was sich auf innere Erfahrung, Gefühl, Gemüth und Reflexion darüber beschränkt, gelingt ihm recht gut, und eine Aufgabe, die hierzu Gelegenheit bietet, wird er glücklich lösen. In allem eigentlich Gegenständlichen aber hat er seine Fähigkeiten bisher noch nicht ausgebildet, ja er fühlt — wie alle jüngern Neuern — gewissermaßen eine Scheu vor dem Wirklichen, worauf denn doch alles Imaginative sich gründen und alles Ideelle sich niederlassen muß."

„Meine Aufgabe war: Hamburg, und zwar als wenn er soeben wieder dahin zurückkäme, zu schildern. Da er-

griff er gleich den sentimentalen Faden, von seiner Mutter, von seinen dortigen Freunden, ihrer Liebe, Duldung und Beihülfe zu sprechen. Die Elbe blieb ein Silberfaden, Rhede und Stadt waren für Nichts dabei, von dem thätigen Menschengetümmel keine Spur, sodaß man ebenso gut in Naumburg oder Merseburg hätte anlangen können. Ich habe ihm dies Alles redlich eröffnet, und wenn er sich nun jetzt zu seinem Haus- und Familiengefühle noch das Panoram einer nordischen großen Handelsstadt ausbildet, so kann er was Vorzügliches leisten. Aber ohne diese Bekehrung und Sinnesänderung vom abgegränzten Innern ins gränzenlose Aeußre, vom einfachen Angebornen zum mannigfaltigen Mitgebornen, wird unsern jungen Zeitgenossen schwer, ja unmöglich. Schon einige Jahre her habe ich gar Manchen mit dem treusten Rath zu fördern gesucht; allein wenn sie auch einmal einen Anlauf genommen, so fallen sie augenblicks wieder in ihre elegische Litanei zurück." — [Br. an den Großherzog.]

II. Künstler.

Carrache. „Man ist in der neueren Zeit, nach mei- 19. Sept.
nen Begriffen, selten wieder auf die Spur der alten Denkart 1788.
gekommen, und wennauch ein Meister sich näherte, so verließen die Nachfolger solche sogleich. Mich hat es daher besonders vergnügt, daß Sie das Bild von der Circe im farnesischen Pallast so sehr loben. Es war immer eine meiner Favorit-Compositionen. Leider ist der Sinn, in welchem es componirt ist, sehr verschwunden und erloschen, und unser lebendes Geschlecht möchte wohl meist das Lobenswürdige

daran zu tadeln geneigt seyn. (*) Es ist dieses Bild eines von den Mustern, wie der Maler dichten soll und kann: Carrache habe es nun von sich selbst oder von den Alten.

Die Alten sahen das Bild als ein ab- und eingeschlossenes Ganze an; sie wollten in dem Raum Alles zeigen. Man sollte sich nicht Etwas bei dem Bilde denken, sondern man sollte das Bild denken und in demselben alles sehen. Sie rückten die verschiedenen Epochen des Gedichts, der Tradition, zusammen und stellten uns auf diese Weise die Succession vor die Augen: denn unsere leiblichen Augen sollen das Bild sehen und genießen.

Das hat Carrache wohl gefaßt. Mercur legt eine Pflanze in den Becher, wenn er beim Homer dem Ulyß die antimagische Pflanze lang vorher giebt u. s. w.

Wie erbärmlich quälen sich nicht neuere Künstler um die kleinsten historischen Umstände! Aber freilich jenes ist nicht Jedem gegeben. Rafael hatte diese Sinnesart, seine Verklärung ist ein deutlicher Beweis." —

Sept. 1827. **Carus.** „Ein merkwürdiges Bild von Carus (**) drückt die ganze Romantik dem bewundernden Blick aus; sowie jener Hercules und Telephus vollkommen das Classische. Eine Durchzeichnung des Telephus mit der Ziege, in wirklicher Größe, hat mir der freundliche freundlich empfangene

---

(*) „Unsere neusten Kunstaristocraten nehmen gegen diese höchst schätzbare Familie eine ganz absurd-vornehme Stellung an ꝛc." G. an Z. Nr. 778. S. 146.

(**) „Zarten Seelen ist gar viel gegönnt," sagte G. von Carus, „der den abstracten Organismus verfolgt und zugleich Landschaftsmaler ist." Vergl. „Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben 1815—24. mit einem Briefe von G. als Einleitung ꝛc. 1831."

Zahn zurückgelassen. Auch diese einzelne Gruppe stellt das ganze Alterthum dar." — Vergl. Z. Nr. 819.

Cornelius Federzeichnungen. „Es sind Scenen nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passen, und hat sehr geistreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen." — Mai 1811.

Dominichino. „In Leipzig hat mich ein kleines italiänisches Bild, das man dem Dominichino zuschreibt, sehr interessirt. Es stellt Hagar mit dem Kinde und dem Engel vor, ist sehr schön empfunden, erfunden, gedacht, colorirt und gemacht. Es sind Stellen drin, die an Guido, Guercin und Dominichin erinnern; es fehlt ihm aber, besonders in der Composition, die letzte Reife, die man umsomehr vermißt als der Künstler sich ganz nah hinanzuarbeiten gewußt hat. Die Stellung der Figuren, die Richtung der Glieder, die Austheilung der Extremitäten, sind schon sehr obligat, und das Auge leitet Forderungen daraus her, die doch nicht ganz befriedigt werden. Daher bleibt das Bild für den Kenner und Unkenner einigermaßen problematisch und läßt bei allem Genuß noch einen Wunsch übrig." — 19. Jan. 1797.

Dürer (Albrecht). Von dessen Federzeichnungen, lithographirt in dem Münchner Stammbuch, sagte G. als wir zusammen sie besahen, daß er sich ärgern würde, wenn er gestorben wäre, ohne sie zu sehen. 9. März 1808.

Fiorillo. „Ich habe die Geschichte der neueren Kunst von Fiorillo stückweise vor mir, von der ich nur soviel sa- 24. Apr. 1817.

gen kann, daß sie viel Neigung zur Sache, auch eine gute Belesenheit verräth, aber ich müßte mich sehr irren, oder das Ganze muß augenblicklich kraftlos werden. Wenn man darin lies't, so erfährt man was, aber man schaut Nichts an; es ist wie die englische Uebersetzung des Cellini, wo gerade die kunstreichen Charakterzüge, worauf das höchste Interesse ruht, ausgelöscht sind. Dann schlägt er sich wieder mit Papierhelden herum, wie z. B. mit Rambohr, wo er zwar in der Sache Recht hat, aber den Capitalfehler begeht, daß er ihrer wenigstens gedenkt. Was man aus Ihm lernt, muß man umlernen, wenn es dem sinnigen Menschen brauchbar seyn soll." —

„Wir behandeln die Niederländer auch als Landsleute. Denn so närrisch ist der patriotische Deutsche, daß er versichert: er könne ganz für sich bestehen, indem er sich sogleich die Verdienste aller Völker anmaßt, und behauptet: alle Nationen stammen von ihm ab, oder seyen wenigstens ihm von der Seite verwandt. Ein lustiges Adamskind!" —

1. Apr. 1799. **Flaxmann.** „Durch einen günstigen Zufall habe ich die Flaxmannischen Kupfer sämmtlich gesehen, und begreife recht wie er der Abgott der Dilettanten seyn kann, da seine Verdienste durchaus faßlich sind und man, um seine Mängel einzusehen und zu beurtheilen, schon mehr Kenntniß besitzen muß." (*)

25. Apr. 1812. **Friedrich,** Landschaftsmaler. „Es thut mir sehr leid, daß wir die Friedrich'schen Kunstwerke nicht zusammen haben sehen können; denn wie selten ist das Vollendete!

(*) Also auch mehr als ein Herr von I......., der G'n. „erneuen wollte, aber es schlecht machte." [Bd. I, 156.]

sodaß man es auch in der wunderlichsten Art hochschätzen und sich daran erfreuen muß." —

v. Kügelgen. „Von Seiten der Kunst bedroht uns hier ein Schreckniß. Kügelgen malt abermals das gute und das böse Princip; aber nicht, wie früher, jedes einzeln für sich, sondern beide im Streit begriffen. Wem das böse ähnlich sehen wird, ist leicht zu errathen (*); das gute hingegen gleicht, ich wette, auf ein Haar, den Gebrüdern Kügelgen." (**) — 7. März 1814.

K... „Mein Portrait in Lebensgröße ist da, und ich für meine Person finde es nicht erfreulich. Andere sehen es wenigstens zweifelnd an und mögen sich nicht gern darüber äußern. Ich mag Sie darauf nicht einladen. Sie würden dagegen vielleicht gerechter als ich, aber doch nicht erbaut seyn." — 15. Sept. 1826.

Leonardo da Vinci. „Veranlaßt durch ein Werk des verstorbenen Bossi in Mailand über das Abendmahl Leonardo da Vinci's, bei Gelegenheit von Durchzeichnungen die der Großherzog mitgebracht, welche Bossi selbst über verschiedene Copien des Bildes verfertigt, noch mehr angeregt von Bemerkungen, welche Gaetano Cattano diesen Blättern zugefügt, habe ich einen Aufsatz geschrieben." (***) 24. Febr. 1818.

(*) Dem Napoleon natürlich! als damals allgemein dafür verschrieen. Aber Hans Carvel bei Ariost porträtirte den Bösen doch schön, wie einen Engel des Lichts, was er als Lucifer auch gewesen war, und noch einige beaux restes behalten haben mochte.

(**) Da sich K. auch in G's. Portrait hineinmalte. Vergl. oben Bd. I, Seite 48.

(***) S. Kunst u. Alterthum 3tes Heft, oder Werke Bd. XXXIX, S. 87 ff.

März 1806. „**Lichtenberg's** Wohlgefallen an Carricaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Constitution mither, daß es ihn gefreut, Etwas noch unter sich zu erblicken. Wie er sich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Einwirkung der Kunst? Er war keine constructive Natur, wie Aesop und Sokrates; nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt."

22. Mai 1824. **Leybold** (Carl). „Eine treffliche Skizze nach dem neugriechischen Charos habe ich erhalten (S. Bd. XLIV., 89—92.): ein wahrhaft heidnisches Memento mori, ein ganz anderes als die „absurden Todtentänze". — Sorge daß Du lebest, ich will von meiner Seite möglichst das Gleiche thun." (*)

30. Juni 1820. **Mantegna.** „Sehr glücklich macht mich der Triumphzug des Mantegna. So oft ich ihn im Leben sah, hab' ich ihn bewundert; wie man aber bisher ohne ihn leben konnte, begreife ich nicht recht. Dennoch ist es immer schön genug, daß uns solche Schätze für spätere Jahre aufbewahrt sind." Vergl. Bd. XXXIX, 40—176.

15. Sept. 1809. **Masaccio.** „Es ist eine von den ernsthaftesten Betrachtungen, zu sehen, ob ein Künstler ein Motiv **vor dem** Brennpunct gefunden und **in den** Brennpunct gezogen hat, wie Rafael des Masaccio Vertreibung aus dem Paradies, (**) oder ob er das im Brennpunct angelangte hin=

(*) Nach dem memento vivere des Spinoza. S. Band XLVII, 146; Schill. Brief w. Nr. 179.

(**) Rafael copirte eines seiner Gemälde in einer der Galerien des vaticanischen Pallasts, welches die Vertreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese vorstellt. Vergl. Fiorillo I, 70—71. it. 277—78. Diese Verbesserung Rafaels und G's. Belobung werden beide gleich getadelt von Einem der hier die **historische** Vernunft beobachtet haben will, wonach

ter den Brennpunct verzerrt, wie Poussin das Rafaelische einzige unübertreffbare."

Oeser. „Oeser's Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben mich zu segnen, daß ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut, in den bildenden Künsten, nur was Mittelmäßiges. Auch war unsere Hand nur sein Nebenaugenmerk. Er drang in unsere Seelen und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." — 20. Febr. 1770.

Palladio. „Jemehr man den Palladio studirt, je unbegreiflicher wird einem das Genie, die Meisterschaft, der Reichthum, die Versatilität und Grazie dieses Mannes. Im Einzelnen mag Manches gegen seine Kühnheit zu erinnern seyn, im Ganzen sind seine Werke eine Gränzlinie, die Niemand ausfüllt und die sobald überschritten ist." — 30. Dec. 1795.

Rafael's Verklärung. „Das große Kupfer der Verklärung Christi wird durch die Vergleichung der kleinen Skizze doppelt und dreifach interessant. Man sieht wie durch weiteres Nachdenken und Sinnen über diesen Gegenstand sich 21. Apr. 1783.

---

der Engel kein Mitleidsgefühl mit den armen Vertriebenen zeigen soll, weil dieß eine Unzufriedenheit mit der göttlichen Strafgerechtigkeit verrathe. Was für ein finsterer Pfaffenkopf der seyn muß! und wo das Land, das ihn erzeugte?

derselbe vor dem Künstler überhöher verklärte. Das Ganze hat sich erweitert, erhöhet, und doch ist es wieder so viel schärfer, richtiger und reiner geworden. Das Dichterische und Gedachte darin ist viel wärmer, angemessener, ausdrücklicher. Welch einen hohen Genuß möchte es erst geben, wenn man die Originalzeichnungen mit dem Originalgemälde zusammenhalten könnte. Was mir bei den alten Meistern so verehrungswürdig ist, die Sicherheit und Festigkeit ihrer Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Bessere. Es mag dieß immer die Anzeige eines großen Künstlers seyn, anstatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von seinem ersten Entwurfe beibehält." —

15.Sept. 1809. **Rafael's** Morbetto. „Unschätzbar war mir die Betrachtung von Rafael's Morbetto. Einen bessern Abdruck zu besitzen, ist ein recht herzlicher Wunsch, und ich will den Tag segnen, der mir ihn bringt. Das bewußte Motiv steht darin auf dem höchsten Grade der realen Naivetät. Poussin hat es fratzenhaft verzerrt, vernichtet, verabsurdet; den ich aber dagegen in seinem Testament des Eudamidas so hoch man nur verehren kann verehre. Da war er zu Hause und von Hause." —

22.Sept. 1826. **Sebbers.** „Was der Maler Sebbers vermag, hat er an meinem Bilde auf jener Tasse lobenswerth geleistet, aber ich darf nicht verschweigen, daß ich ihm wohl zwanzigmal, zu Stunden und halben Stunden gesessen, sowohl zu der ersten Anlage, welche schon fertig genug erschien, als nach zweimaligem Brennen, zum Retouchiren. Er hat sich aber dabei keinen Strich, keinen Punct aus dem Gedächtniß will-

kürlich erlaubt; daher denn freilich ein sehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entstanden ist." (*)

„**Tischbein** ist ein Jehovah, der da ist und war und seyn wird. Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können, so wäre es vor fünfunddreißig Jahren geschehen. Noch immer aber, wie man sich ihm nähert, scheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, so soll man gleich den ganzen Complex seiner Eigenheiten gelten lassen. Hackert sagte schon von ihm: wie er einmal gezwirnt ist, muß man ihn vernähen." 9. Aug. 1822.

Schon früher bemerkte G., Tischbein sey ein rückschreitender Jehovah: „erst habe er Menschen gemalt, nun male er Thiere." 9. Dec. 1808.

Zucchi (Gatte der Angelica Kauffmann). „Zucchi's Methode seine Compositionen mit Effect und zugleich kunstgemäß darzustellen, war ein tertium zwischen beiden. So besonders in der Perspective."

III. Kunstkenner.

Hirt. „Die fixen Ideen, welche der gute Hirt schon so ein Dutzend Jahre nährt, mögen denn freilich etwas steif und trocken geworden seyn. Mannigfaltigkeit des eigenen Geistes und Biegsamkeit gegen fremde Gegenstände sind niemals seine Eigenschaften gewesen." 3. März 1796.

„Seine Art zu disputiren war, daß er die ihm wider- 2. Nov. 1809.

(*) Vergl. 3. Nr. 508., S. 198.; Nr. 549., S. 333. f. u. Nr. 558. Das in jedem Betracht höchst gelungene Kunstwerk befindet sich in dem Kunstcabinet der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar, von dem edlen Künstler selbst dahin verehrt.

sprechende Meinung des Andern zu seinen Prämissen machte und seine Conclusionen daraus zog."

14. Jul. 1797. „Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz ganz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet, bis auf den Punct, wenn wir seine Verstandes-Deductionen nicht als das ultimum, bei Hervorbringung und Beurtheilung der Kunstwerke, wollen gelten lassen. Schiller ist seit einigen Tagen auch hier und steht, bei seinem höchst beweglichen und zarten Idealism, freilich am weitesten von diesem Dogmatiker ab. Es ist gut, daß dieses Zusammenbleiben nicht lange dauert: denn sonst würde die Kluft, die uns trennt, immer sichtbarer werden. Indessen hat seine Gegenwart uns sehr angenehm unterhalten, indem er, bei der großen Masse von Erfahrung die ihm zu Gebote steht, beinahe Alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Cirkel von Freunden derselben, selbst durch Beschränktheit und Widerspruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen, und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuschreibt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzusehr verdrängt worden war. Schillern hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wobei diese Puncte zur Sprache kommen.

Um mich nun eben hierüber am freiesten und vollständigsten zu erklären und zu weiteren Gesprächen Gelegenheit zu geben, sowie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die

ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke." S. Werke Bd. XXXVIII. S. 33.

„Angenehme Sendung von Hirt. Es ist doch immer das Erfreulichste, wenn man die ältesten Freunde, mit denen man im Zwischenleben wohl divergirte, am Schlusse wieder sich gegeneinander neigen sieht. Man kommt niemals soweit mit ihnen auseinander als mit den Späterzeitigen." (*) — 9. Jan. 1832.

IV. Naturforscher.

Baco von Verulam. „Das Haupt aller Philister und darum ihnen auch so zu rechte." 13. Octbr. 1807.

Biot. „In Biot's Capitel, wo er Licht und Farbe behandelt, fühlt man sich wie in ägyptischen Gräbern. Die Phänomene sind ausgeweidet und mit Zahlen und Zeichen einbalsamirt, der wissenschaftliche Sarg mit bunten Gestalten bemalt, welche die Experimente vorstellen, wodurch man das unermeßliche Ewige im Einzelnen zu Grabe brachte. Jeder Freund der Naturlehre hat stündlich zu rufen und zu seufzen: wer errettet mich aus dem Leibe dieses Todes!" im Nov. 1817.

Bruno (Jordanus). Seine Schriften sind nicht zusammen zu haben, selbst nicht in Göttingen, weil er sie einzeln auf seinen Reisen, in Städten wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. — Er giebt unter andern auch Gemälde an, welche Künstler machen sollten, z. B. die Trinitas.

(*) Das Geständniß ist merkwürdig und ehrenvoll für G.'s. Versöhnlichkeit, da es wenige Wochen vor seinem Ende abgelegt ward.

Vernunft	Verstand	Macht
als	als	als
Ausdehnen	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulcan u. Mars;	Jove.

8.Juli 1828. **Carus.** Dr. Carus von den Ur-Theilen des Knochen- und Schaalengerüstes rc. Leipz. 1831.

G. erwiederte dem von ihm verehrten und geliebten Verf. Folgendes:

„Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsame Bildungsgesetze geahnet hat, aber auf sein nothwendiges Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich gethan sey. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht sagen: denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das Vollkommenste erhebt und befriedigt." Vergl. Bd. XV, 326.

5.Sept. 1830. **Cuvier** und Geoffroy. „Wie Mineurs und Antimineurs so kommen mir die Parteien der Naturforscher Cuvier und Geoffroy vor. Die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus, und wenn sie geschickt sind, so müssen sie in der Mitte zusammenkommen." —

Galilei. „Ich las in Galilei's Werken, höchst be- 24.Juni wundernd, womit und auf welche Weise man sich damals 1831. beschäftigt. Die ganze Forschung ist noch auf eine wunderns- würdige Weise dem Menschenverstande und einer in sich selbst uneinigen Philosophie überlassen. Man interessirt sich in- nigst wie sich ein so außerordentlicher Mann dabei benimmt. Er starb in dem Jahre, da Newton geboren wurde. Hier liegt das Weihnachtsfest unserer neueren Zeit. Von dem Gegensatz dieser beiden Epochen geht mir erst jetzt der Be- griff auf, ich freue mich ihn zu verfolgen." —

„Wenn man nicht rechnet, was in seiner (Galilei's) Zeit 30.Juni noch unbekannt war und wie man sich mit dem aristotelischen 1831. Buchstaben herumgeschlagen hatte, so ist es ein höchst erbau- liches Lesen. Wie sich der Naturblick gegen den Buchstaben wehrt, ist fast zum Betrüben. Wie es aber auch im Ein- zelnen mit Kenntniß und Urtheil stehen mag, so bringt doch an den Hauptstellen hervor: daß hier ein Mann denkt, spricht und wirkt, welcher zu jeder Zeit groß gewesen wäre." —

Gall. „Es ist ein sonderbarer Einwurf, den man ge- 6.Nov. gen das Gallische System davon hergenommen hat, daß es 1806. eine partielle Erklärungsweise sey von Erscheinungen, die aus dem gesammten organischen Wesen ihre Erklärung schöpfen. Als wenn nicht alle Wissenschaft in ihrem Ur- sprung partiell und einseitig seyn müßte! Das Buchstabiren und Syllabiren ist noch nicht das Lesen, noch weniger Genuß und Anwendung des Gelesenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieser erst aufkeimenden Wissenschaft, oder dieser Art des Wissens ist noch viel zu früh." —

Hauy. „Hauy gehört zu den wiederkäuenden Thieren, 26.u.27. wie die Newtonianer sind, bei denen der Schlund sich in Dec.1806.

lauter auf einander folgende Magen zusammenfaltet. Das Newtonische Heu schlucken sie hinunter; aber sie können's im Magen weder verdauen, noch sonst loswerden. Sie ruminiren es also durch alle Magen herauf und können's immer nicht digeriren, da hingegen andre edlere Thiere das ihrem Magen Widerspenstige gleich von sich geben." —

„Den Hauy müßte man in ein Ragout zerpflücken (discerpiren) und ihn recht zierlich auf einem silbernen Teller über einer Lampe à la *** zurechte machen!" —

30. Dec. 1795. **Hippocrates.** „Ich habe auch diese Zeit die Abhandlung des Hippocrates de aëre aquis et locis gelesen und mich über die Aussprüche der reinen Erfahrung herzlich gefreut, dabei aber auch zu meinem Troste gesehen, daß es ihm, wenn er hypothetisch wird, gerade geht wie uns, nur möchte ich seine Hypothesen eher den Schiffsseilen und unsere den Zwirnsfäden vergleichen." —

18. Aug. 1828. **Loder.** „Staatsrath Loder hat mir ein sehr angenehmes Geschenk gesendet. Es ist ein prächtig vergüldetes Gypsmodell, oder Abguß von dem Stücke gediegenen Goldes, welches am Ural gefunden worden ist. Das Gewicht des Originals beträgt beinahe einen Viertelszentner. Es wird bei dem Cadettencorps in St. Petersburg aufbewahrt. — Ein Herr Professor von Engelhardt zu Dorpat hat auf Anordnung der Regierung jene Gegenden besucht, und als ein recht wackerer sinniger Geolog uns das Herkommen dieses Schichten- und Bodengoldes aus der Verwitterung der daran stehenden Grundgebirge nachgewiesen. Die Erfüllung dieses seit einigen Jahren gehegten Wunsches habe ich also auch noch erlebt, und diesen blendend imposanten

Fetisch als Hausgötzen in einer Reisekapelle aufzustellen die Freude gehabt." —

Mollweide. „Das Manifest(*) des närrischen(**) Mollweide habe ich noch nicht gesehen. Es ist ein steifer, dünkelhafter Geselle. Aus dem, was er gegen Wünsch geschrieben, konnte ich ihn genugsam kennen lernen. Vor mehreren Jahren schon schalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verständiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau sah, wo er wollte Weiß gesehen haben. [S. A. in D. I. 137] Er ist recht dazu gemacht den Newtonischen Unsinn aber- und abermals zu wiederholen." (***) 6. Oct. 1810.

Newton. „An der Newtonischen Lehre ist schon so viel verändert und hinzugeflickt worden; und doch meinen die Herren, sie hätten noch die alte. Sie ist ein wahrer Bettlersmantel, der schon aus den Flicken der vierten fünften Generation besteht, den die Prorectoren umthun, und immer wieder Doctoren dieser Bettlerfacultät creiren." — 11. Jan. 1806.

Seebeck. „Jetzt beschäftigen mich die Seebeckischen entoptischen Farben sehr lebhaft. Ich schreibe ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre als ein Tüpfchen aufs i(†) Da meine ganze Bemühung von jeher dahinauslief, 7. Nov. 1816.

(*) Prüfung der Farbenlehre des Herrn v. Goethe und Vertheidigung des Newtonischen Systems gegen denselben; it. Darstellung der optischen Irrthümer in des Herrn v. Göthe Farbenlehre u. s. w. sind beide — nicht erschienen!

(**) Schon sein Vorname Brandanus ist fabulosen Andenkens und infausten Omens; die ganze Polemik aber recht im Geiste einer gewissen Zeit und Sekte, wenn man anders von etwas Geistlosem so reden kann.

(***) Gab es eine Zeit, wo man theologisches Heu fraß, so mag eine andre physicalisches digeriren.

(†) S. Werke Bd. LV.

die Phänomene klar vorzuzeigen und sie zu sondern und nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, so kommt mir jede neue Entdeckung zu passe, denn sie fügt sich an und füllt eine Lücke. Die Newtonische Optik, dieser Micmac von Kraut und Rüben wird endlich einer gebildeten Welt auch so ekelhaft vorkommen, wie mir jetzt." —

15. Juli 1831. **Seelus.** „Eines Durchreisenden muß ich gedenken, der an skelettirten Pflanzenblättern das noch nie Gesehene vorweist, indem er die mittlere Rippe zugleich mit der abgelösten obern und untern Epiderm, welche bei dem Skelettiren gewöhnlich durch Fäulniß verloren gehen, zusammen vorweist. Seine Präparate von skelettirten Blättern und Früchten verdienen gesehen zu werden." —

1. August 1822. **v. Sternberg.** (Caspar) Graf. — „Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich dem Grafen von Reinhardt in Carlsbad begegnete, mir kein solches Glück (als jetzt durch Grafen Caspar von Sternberg) wieder geworden."

„Wie wichtig es ist, einen Mann von diesen Jahren, von solcher menschlichen, welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden, und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils gewinnen. Sollte man wünschen ihn früher gekannt zu haben, so läßt sich erwiedern: daß, wenn zwei Reisende aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkte strebend, auf demselben zusammentreffen, um nun ihren Erwerb zu vergleichen und das einseitig Gewonnene wohlwollend auszutauschen; so ist es vortheilhafter, als wenn sie die Reise zusammen antreten und zusammen vollendet hätten." [Vgl. oben S. 369 unten.] „Er ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten,

Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unendlich werth (weil eine neue Generation unter andern Bedingungen geboren, zu andern Zuständen erzogen, durch Verdienst und Unverdienst von der ältern absteht) und so waren wir denn zwei Wochen beisammen, wo tausendfälliges zur Sprache kam. — In gar manchem Kapitel habe ich durch ihn sehr schöne Nachweisungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgesetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zu Nutzen und Frommen gereichen." —

Werner. (Bergrath). „Es muß uns seltsam scheinen, 27. Feb. 1816.
wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empirischen Wissen, eine Abtheilung vorzüglich empirisch nennt. Ein jedes Mineralien-Cabinett ist eigentlich empirischer als das Vorkommen der Mineralien: denn dieses deutet doch auf eine ungeheure Natururſache, die wir zwar nicht kennen, aber doch vermuthen und ahnen. Jenes ist eine künstliche Zusammenstellung zersplitterter und vollständiger Naturproducte, nach beliebigen Grundsätzen, wie sie dem einen und dem andern Forscher gemäßer sind." —

— „In Mineralogicis und Geologicis haben uns Leonhard und Consorten ganz unglaublich gefördert. 17. Sept. 1817.
Mir gereicht es zur großen Beihülfe, da ich endlich gern das aussprechen möchte, was mir im Kragen sitzt. Wunderlicherweise ist mir Werner zu früh gestorben. Denn wenn ich mich als seinen Gegner erkläre, so könnte man glauben, ich träte auf die Seite der Freiberger. Glücklicherweise hat er schon längst ganz unbewunden erklärt: „ich hätte ihm meine Meinung über Carlsbad und andre ähnliche Gegenstände weitläuftig mitgetheilt; er könnte aber keineswegs mit mir übereinkom-

men." Dasselbe hat er mir nach seiner höflichen Art schon längst ins Gesicht gesagt und die stille Kriegserklärung (*) [pag. VI. zur Naturw. überh. Bd. I. Heft I.] war gedruckt
30. Juni 1817. schon vor seinem Tode. Wir wollen also ohne weiteres Bedenken unsern Weg gehen."

V. Philosophen.

13. Feb. 1812. **Bréguet.** „Breguet's Memoire(**) war mir sehr merkwürdig, da ich selbst wieder in solchen hyperphysischen Betrachtungen stack. Es weht eine gewisse deutsche Luft darin, und wie sollte nicht, bei so mannichfaltiger Communication, Einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche was wir besitzen, hinüberdringen und wirken? Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu sprechen, doch ist es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich Alles mehr begeistet und belebt, Eins ins Andre greift und Keins ohne das Andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation

---

(*) „Dem Verständigen, auf das Besondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden ist gewissermaßen das zur Last, was aus einer Idee kommt und auf sie zurückführt. Er ist in seinem Labyrinth auf eine eigene Weise zu Hause, ohne daß er sich um einen Faden bekümmerte der schneller durch und durch führte; und solchem scheint ein Metall, das nicht ausgemünzt ist, nicht aufgezählt werden kann, ein lästiger Besitz; dahingegen der, der sich auf höherem Standpunkte befindet, gar leicht das Einzelne verachtet, und dasjenige, was nur gesondert ein Leben hat in eine tödtende Allgemeinheit zusammenreißt." [Jena 1807 geschrieben.]

(**) Essai sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire. Paris 1811. — 4.

und Steigerung der Denkweisen würde sich aufzeichnen lassen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieses Labyrinth einzulassen, in welchem man eigentlich nur an seinem eigenen Faden, von einem geliebten Knaul abzuwinden, sich aus und einfinden kann." —

De Gerando. „Ich habe des Herrn De Gerando histoire comparée des Systèmes de Philosophie gelesen (*) und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnert. Denn die sämmtlichen möglichen Meinungen gehen uns doch nachundnach theils historisch, theils productiv durch den Kopf. Bei Lesung dieses Werkes begriff ich aufs Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht, daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und ebendeshalb keine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung möglich ist. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht, und wo man auf dieser Seite steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen Andere. Uebrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ in seiner Sprache findet. Ich habe mich doch bei gewissen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutsche herantritt, selbst da, wo ihm unsere Denkweise nicht gemäß ist." — 23. Jan. 1811.

Fichte. „Was Fichten betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörige Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar auch diese Hyper- 30. Aug. 1799.

(*) In der ersten Edition von 1804. Die zweite verbesserte und vermehrte ist von 1822.

bel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, jemehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch Nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich selbst fürchte, für sich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation (*) wie man weiß, so weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich, für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte." —

14. Nov. 1827. **Hegel.** „Hegel's Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von grosser Bedeutung und Erquickung. Die Unterhaltung mit dem Ersten mußte den Wunsch erregen, längere Zeit mit ihm zusammenzubleiben. Denn was bei gedruckten Mittheilungen eines solchen Mannes uns unklar und abstrus erscheint, weil wir solches nicht unmittelbar unserm Bedürfniß aneignen können, das wird in lebendigem Gespräch alsobald unser Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Gesinnungen mit ihm übereinstimmen, und man also in beiderseitigem Entwickeln und Aufschließen sich gar wohl annähern und vereinigen könne. Ueberdieß habe ich mit ihm, in Ansehung der Chromatik, ein glücklich harmonisches Verhältniß, da er schon in Nürnberg mit Seebeck zusammenlebend und sich verständigend, in

(*) S. G's. Werke Bd. XXXI, 154.

diese Behandlung thätig eingriff, und ihr immerfort von philosophischer Seite her gewogen und mitwirkend blieb, welches denn auch sogleich förderlich ward, indem man sich über einige wichtige Punkte vollkommen aufklärte. Herr v. Henning liest indeß die Chromatik in meinem Sinne fort; freilich wird es noch eine Weile währen, bis man die Vortheile meiner Darstellung allgemein einsieht und die Nachtheile des alten verrotteten Wortkrams mit Schaudern einsehen lernt." —

Jacobi und **Schelling**. „Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, ist das von Schelling gegen Jacobi.(*) Nach der Art, wie der Letzte sich in den sogenannten „Göttlichen Dingen" herausgelassen, konnte der Erste freilich nicht schweigen, ob er gleich sonst zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir andern die wir uns zur Schellingschen Seite bekennen, müssen finden, daß Jacobi sehr schlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erst ein wenig beruhigt sind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen sehn, ob wir beim literarischen Krieg Etwas gewinnen, was bei dem andern der Fall nicht seyn kann." 25. März 1812.

„Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem beschränkten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung, oder— 8. April 1812.

(*) „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen des Herrn Fr. H. Jacobi und der ihm (Schelling) in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, lügeredenden Atheismus." Tübingen 1812.

wie ein neuerer Franzos sich ausdrückt — **Wille** und **Bewegung** die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und seyn werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren blos dahin gerichtet seyn soll, von unserer Seite her in die andre Seite einzubringen und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz, die trefflichen Charactere betrifft, so sage ich nur soviel: Wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind(*); Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn soviel als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen hin, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch der schlecht handelt, gerade schlecht sey." —

„Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie ebendieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das soviele Jahre ertragen: denn — „Gott ist gerecht!" — sagte der Persische Gesandte — und jetzo werde ich

(*) L'ame n'est jamais forte que lorsqu'elle est éclairée; it. Quiconque veut être vertueux doit tâcher d'être éclairé.

seinen Jammer mich freilich nicht sehr anfechten lassen. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind!" —

Kant. „Der alte Kant hat sich — Gott sey Dank! — endlich über die Herren auch ereifert, und hat einen ganz allerliebsten Aufsatz: über die vornehme Art zu philosophiren, in die Berliner Monatsschrift (Mai 1796) setzen lassen. Er hat Niemand genannt, aber die philosophischen Herren Aristocraten recht deutlich bezeichnet. Ich hoffe, wir sollen uns bei unserm bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für sich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht. Und dann ist es das Lustigste, daß, wie bei andern Parteiverhältnissen, die Familien unter sich nicht einig sind, und ehe man sich's versieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserm Credo herüberneigt." —

VI. Regenten und Staatsmänner.

Carl X. „Carl X. und seine Minister waren verloren, als sie beim Antritt seiner Regierung die Presse freigaben. 27. Feb. 1831.

Probiere doch einmal Holland und die Niederlande die Freiheit der Meereswogen und Bergströme zu proclamiren!"(*)

11. Juni 1809. **Cortez.** „Cortez's ähnliches Verhältniß zu den Wilden, wie Napoleon's zu uns. Ein minimum ist's, was bei gleichen Schaalen den Ausschlag giebt."

25. Oct. 1788. **Friedrich** II. „Den ersten Band der hinterlassenen Werke des großen Alten habe ich gelesen. Es ist doch was Einziges um diesen Menschen."(*)

„Was Friedrich II. so durchgreifend, imposant, gewinnend machte, hatte er doch von den Franzosen gelernt."

3. Decbr. 1781. **Joseph** II. „Von dem Kaiser denke ich auch wie Du. Wenn ihm das Glück will und ihn sein Genius nicht verläßt, so ist er gemacht, Viel ohne Schwertstreich zu erobern." —

29. Sept. 1831. **Lykurg.** „Ich las den Lykurg in Plutarch's Biographien und verwunderte mich, wie man einem solchen ganz

---

(*) Aehnlich sagte Lykurg zu einem, der eine Democratie im Staate eingeführt haben wollte: „Er möchte doch zuerst in seinem eigenen Hause eine Demokratie einführen!" Plutarch Lacon. Apophthegmen.

(**) Vergl. was v. Dohm in seinen Denkwürdigkeiten sagt S. 292:

„Was Friedrichen so groß und einzig gemacht hat, ist, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, so eifrig, so thätig betrieb, als wenn sie die alleinige wäre die ihn beschäftigte, und als hätte er noch nie was Anderes zu Stande gebracht." — Auf seinen errungenen Lorbeeren auszuruhen, wie man G'n. zuzumuthen scheint, wenn man ihm seine spätern Arbeiten verdenken will, war G'n. so wenig möglich als Friedrich II, von welchem v. Dohm bemerkt, daß ihm unthätige Ruhe nie Genuß gewesen; Er habe durchaus keine andere als Gutes verbreitende Thätigkeit gekannt. — Und so war's auch mit G. Wie Fr. II. das Werk der Gesetzgebung mit so rastlosem Eifer, mit so innigem Interesse betried, als wenn er noch nichts anderes Großes in seinem Leben gethan hätte — so kann man es von G'n. sagen bei jeder einzelnen Thätigkeit, die er jedesmal so rührig betried, als wenn er keine andre kennte. S. oden Bd. I, S. 187.

unwahrscheinlichen Mährchen einigen Glauben habe schenken können.(*)"

„Abends las ich die Biographie Solon's. Das sieht nun freilich schon menschlich-historischer aus und ist sogar naturgemäß grandios, daß einer zeitlebens will, die Menschen sollen sich unter einander regieren, und muß zuletzt noch Cabinetsrath eines Despoten werden, mit dem er von Jugend auf rivalisirte, und das, um in seinem alten hohen Sinn nur einiges Gute zu bewirken!" —

Montesquieu. „Die ganze Geschichte unserer Zeit steht buchstäblich in seinem Werke. So finden die Aerzte schon im Hippocrates diejenigen Krankheiten genau beschrieben, an denen sie ihre Patienten immerfort sterben lassen." — 28. Aug. 1807.

(*) Schon früher hielt Göthe die spartanische Verfassung als ein Werk des Lykurg, für ein Mährchen, und wünschte Niebuhr möchte es untersuchen, wie er es mit der römischen Geschichte gethan.

IX. Goethe's Tischreden.

Wer sie alle hätte aufschreiben können, würde nicht nur etwas Interessanteres zu liefern haben als, z. B. Luther's sogenannte Tischreden — welches freilich nicht Viel heißen würde — sondern Etwas, worin Göthe vielleicht mehr Göthe erschiene, als in dem, was Er selbst über sich sonst in Druck gegeben. Wir wissen ja nicht was Andern an uns am interessantesten seyn könnte.

Denn nicht nur daß er sich in solchem Falle ganz unbefangen und rein natürlich darbot, so war auch was er sagte, nur improvisirt, naiv, derb, tüchtig, concis, apophthegmatisch, epigrammatisch, humoristisch und meistens seine constante Meinung. Nur manchmal waren es absichtliche oder hypochondrische Paradoxien.

Um jedoch keine Fehlerwartung durch das hier Mitgetheilte zu verschulden, muß ich sogleich sagen, daß es freilich nur das minimum von dem ist, was ich hätte aufzeichnen können, ja sogar von dem, was ich wirklich aufgezeichnet habe. Allein mein Herz war zu voll. „Alles auf der Stelle wieder zu erzählen auch nur für sich, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren." Ich konnte und mochte nicht jede geistreiche Unterhaltung mit ihm auf der Stelle zu Papier bringen; ich fürch=

tete fast, sie möchte schon im Niederschreiben sich verändern, ich glaubte sie im Gedächtniß treuer zu bewahren, als auf dem Papier. Und vollends sie für künftige Leser zu fixiren, schien mir zunächst ein Misbrauch seines Vertrauens, ein Verrath an dem was er nicht bekannt, wenigstens nicht allgemeiner verbreitet wissen wollte. Auch konnte ich mir nicht denken, daß ich jemals in den Fall kommen würde, diese Reden an seiner Statt auszusprechen. Er sollte, hoffte ich, mich überleben; Er sollte sie wenigstens selber, bei den vielen Vorsätzen die er hatte, zu Papier bringen, und so stellte ich ihm die unmittelbar nach seinen Worten aufgeschriebenen Bemerkungen wiederum zu, als er seine Maximen und Reflexionen redigirte, und er nahm mit Dank auf, was doch nur sein Eigenthum war. Wenn daher einige der nachfolgenden bereits im XLIX. Bande seiner Werke sich vorfinden sollten, so sind sie nicht von dorther entnommen, sondern die ursprüngliche Fassung, die manchmal deutlicher seyn dürfte als das Recipirte, indem er auch hier die Spitze abzubrechen liebte, oder ins Allgemeine spielte, was einen concreten Ursprung hatte.

Nun, da das Schicksal es anders gewollt hat, und ich Ihn zu überleben auserschen ward, so will ich das Peculium das ich mir bei seinen Lebzeiten gesammelt, als ein Legat von ihm ansehen, es zu seiner Ehre verwenden, und mich damit trösten und entschuldigen, daß wir auch den Göttern nichts Anderes zu bringen vermögen, als sie selbst uns zuvor gegeben haben.

Aus den ersten Jahren 1803 — 1805 habe ich leider keine wörtlichen Aufzeichnungen, sondern schon mit meinem Räsonnement vermischte größere oder kleinere Aufsätze, die ich nicht für G's. authentische Gedanken ausgeben kann und

darf, und so mögen denn die nächsten den sichern Anfang machen. —

1. März 1805. „Für eine chemische Gesellschaft wäre ein gutes Motto und Emblem, die Stelle im Homer vom Menelaus und Proteus. [Odyssee IV, 450 ff]. Proteus kann für ein Symbol der Natur, Menelaus für ein Symbol der naturforschenden und naturzwingenden Gesellschaft gelten."

Ein andermal sagte Göthe: „Er hätte den Einfall gehabt auf die Mineralogen, zu der Zeit wo sie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine schlugen, ein Bild zeichnen zu lassen, wo ihrer Zwei von entgegengesetzten Seiten an einen Felsen kämen und daran schlügen. Der Felsen spränge und nun erblickten sich die Herren staunend und grimassirend." — Er erzählte dieß mit seinem gewöhnlichen humoristischen Tone und der kleinen Andeutung von Gest, die er in solchen Fällen sich erlaubte.

---

1. Mai 1805. — „Mit den Dresdenern habe ich gleich gebrochen: denn obgleich ich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist; so merkte ich doch nur allzugeschwind, daß ihr Phoebus(*) in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte."

---

21. Oct. 1805. — „Alle unsere Erkenntniß ist symbolisch. Eins ist das Symbol vom andern. Die magnetische Erscheinung Symbol der electrischen, zugleich dasselbe und zugleich ein Symbol

(*) Phöbus: ein Journal für die Kunst rc. Dresden 1808.

der andern, ebenso die Farben durch ihre Polarität symbolisch für die Pole der Electricität und des Magnets. Und so ist die Wissenschaft ein **künstliches Leben**, aus Thatsache, Symbol, Gleichniß wunderbar zusammengeflossen." —

Ich hatte das immer geahndet und nur das Wort nicht dafür gewußt. Die erste Anregung bekam ich durch die Sprache, welche auch nur symbolisch verfährt, indem sie Eins durch das Andere wiedergiebt.

„Der Mensch, wenn er wider Willen von einer Maxime, 16. Jan. 1806.
Art zu seyn oder zu handeln, lassen soll und zur entgegengesetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erst von dieser einigen sichtlichen Vortheil, der den Schaden durch den Verlust jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr Eins wird."

Als wir auf der Reise nach Franzenbrunn in Asch über- 30. Juni 1806.
nachten mußten und daselbst die **Hussiten vor Naumburg** in einer Scheune gegeben wurden, wovon wir Spaßes halber einen Act mitansahen, sagte G.: „Er könne mit Recht hier anwenden: „Und hätt' ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußersten Enden der Erde, so würde seine (K's.) Hand mich doch treffen u. s. w. — Uebrigens sey K. ein vortrefflicher Mann; was für eine Menge Menschen er abspeise, die wie hungrige Raben auf ihn warteten!"

„Daß der Mensch, zu Behauptung seiner Freiheit, den 26. Nov. 1806.
Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt, und mit dem Ge-

gebenen und dem selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt." —

Alle Einrede, Widerspruch, ἕτερος λόγος beruht darauf.(*)

---

16. Dec. 1806. Göthe bemerkte, „daß, da er nach Gall die Gabe habe, sich nur gleichnißweise auszudrücken [XXV, S. 366], er nun auch das Verhältniß der Newtonischen Lehre zu seiner und der frühern in einem Gleichniß darstellen wolle. Er habe dieses gefunden in den verschiedenen astronomischen Systemen. Das Newtonische verhalte sich zu dem neusten seinen, wie das Tychodebrahische zu dem Copernicanischen."

---

22. Feb. 1807. — „Es ist ganz einerlei auf welcher Seite ihr zu Grunde geht, auf der activen oder passiven" erwiederte G. scherzhaft auf die Bemerkung, daß ein kleiner, zeither wilder vorwitziger Knabe auf einmal wie geknickt und umgekehrt erscheine, ohne krank zu seyn, sodaß man ihn nicht wiedererkenne. Die Bemerkung, so mephistophelisch sie klingt, ist dennoch wahr: denn auf irgend eine Weise geht ein jeder zu Grunde.

---

1. März 1807. „Kotzebue sey wie ein Pagliasso: Wenn er die Leute auf dem Drahte tanzen sieht, so sagt er: „Was ist denn das weiter? das kann ich auch (nämlich auf dem Erdboden).

(*) Das Gesetz erzeugt erst die Uebertretung d. h. ruft sie hervor. Wenn ich Etwas thun oder nicht thun soll, so muß ich beides auch nicht thun, oder doch thun können. Kaiser Joseph II. bemerkte daher gegen den Churfürsten von Trier, daß ohne ein solches Verbot, wir alle noch unschuldig im Paradiese herumlaufen würden. S. dessen Leben von Großhoffinger, Bd. IV., S. 181.

Was soll denn das dort heißen, warum nicht hier? Das kann Ich und noch dazu .... Das macht mir einmal nach auf eurem Drahte!" —

— „Die Arzneikunde ist Viel mehr politisch als ein Anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen, wie auf einen großen Herrn oder ein hübsches Mädchen, die man be— will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant daß er pfiffig ist, ist einer ein guter Arzt." Mai 1807.

Als die Rede davon war, daß Napoleon seinen Soldaten den Sold vorenthalte, sagte G.: „da alle Welt über den Egoismus der jetzt herrsche Klagen führe, so sey N. gekommen, die Menschen uneigennützig zu machen." 19. Mai 1807.

Chromatische Betrachtungen und Gleichnisse. 25. Mai 1807.

—„Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten sind auch nur differente Zustände unsers trüben Innern, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder nach der Schattenseite hinsieht. Blicken wir durch diese trübe organische Umgebung nach dem Lichte hin, so lieben und hoffen wir, blicken wir nach dem Finstern, so hassen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes, für manche Menschen sogar die traurige mehr als die heitere. Diese Vergleichungen ließen sich auf eine anmuthige Weise noch weiter fortsetzen."

Wir lasen in Zinckgräf's Apophthegmen und G. wendete eine Sentenz sogleich an, indem er sagte: „Napoleon 27. Mai 1807.

habe die Tugend gesucht, und als er die nicht funden, die Macht bekommen."

— „Daß die Pfaffen so dumm gewesen, sich ein solches Besitzthum, wie ein Bad, ein Gesundbrunnen ist, entgehen zu lassen, und keine Anlagen und Anstalten für Wunderkuren damit zu verbinden, wie bei dem Teich Bethesda. — " (*)

„Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee. Das Ideale war blos geistlich, christlich, und in der Natur glaubte man seyen Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel standen. Die Welt gehörte dem Teufel an, selbst bis auf Luther."

---

6. Juni 1807. — „Man muß nicht auf die Sachen böse werden: denn das thut den Sachen ganz und gar nichts." sagt Marc Aurel. — „Also indigniren die Menschen mich dann und wann wohl; aber die Sachen finden mich immer entschlossen."

---

1. Juli 1807. Als ich in Ellnbogen Einiges gezeichnet hatte, rieth er mir Everdingens Sachen zu studiren, weil ich das Aperçu der Silhouette habe.

---

8. Juli 1807. — „Die Kunst stellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art wie sie darstellt, ist ein Begreifen, ein Zusammenfassen des Gemeinsamen und Characteristischen, d. h. der Styl."

(*) Ja sie wohl gar als giftig in Verruf zu bringen, wie ein berühmter Arzt die Quelle von Pyrmont zur Zeit ihrer größten Frequenz im 16. Jahrhundert. S. Menke: Pyrmont und seine Umgebungen. S. 242.

— „Die Götter haben im menschlichen Körper eine unmögliche Synthese geleistet: das Thier und den Menschen zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu stehen, da sie bei den Thieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können: dann — scherzte er — legten die Weiber Eier und brüteten sie aus; dann u. s. w. 10. Juli 1807.

— „Die Stoische Philosophie ist, wie ich schon sonst bemerkte, eine Philosophie für die Armen, nämlich beruhend auf dem Abweisen des Objects als in nostrâ potestate non situm." 24. Juli 1807.

Ebenso muß man sagen, daß vielmehr alle Philosophie für die Armen ist, indem es ihnen darum zu thun seyn muß, weil sie der Mannichfaltigkeit des Genusses entbehren, geschwind das Identische und Gemeinsame in allen zu erfahren, das Leben wenigstens zu erkennen, da sie es nicht practisch durchführen mögen. 24. Juli 1807.

Der Fichtianismus ist ein moderner Stoicismus vis à vis der Moral; sonst, in Absicht auf Ideen, ein Platonismus.

Jetzt nach 30 Jahren geht mir wieder bei, daß schon Apollonius von Tyana sagte: „Wenn du arm bist, sey ein Mann, wenn reich, ein Mensch." —

— „Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämmtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich Afterredung (aus Besserwissenwollen) und Hypochondrie." 8. Aug. 1807.

2.Aug. 1807. Ueber Tisch. „Betrachtungen über die Natur, welche, immer dieselbe, zu verschiedenen Sinnen anders rede. Die Farbe ist fürs Auge, aber sie ist nicht blos fürs Auge. Das Blaue z. B. ist Etwas, kein bloßer Name, es ist ein Chemisches, es beruht auf der Natur des Körpers. Daher die Farben auch zu fühlen seyn müssen ꝛc."

8.Aug. 1807. — „Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blind und rücksichtslos auf dem bösen fort; und der Mann ist Nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wandelt. Denn er hat immer noch eine Art von Gewissen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur."

28.Aug. 1807. — „Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt, wonicht gerecht, doch wenigstens gleichgültig ist; so läßt sie sich's gefallen, nachundnach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja es ist sogar im Publicum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu seyn, um gelegentlich zu seinem Vortheil zu erscheinen; wobei es dann hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzukritisch werden, und der böse Wille nicht die Oberhand habe, zur Zeit wo er vernichten kann."

3.Sept. 1807. — „Gespräch über Einrichtungen des Lebens und Verfahrens bei jetzigen politischen Umständen, was ein junger

Mensch zu thun habe. Es ist weiter nichts als das gesellschaftliche Betragen, ausgedehnt auf eine größere Gesellschaft, auf Franzosen u. s. w."

Bei Gelegenheit von Görre's dummem Urtheil, über 7.Oct. G. und daß Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen 1807. Dichter seyen:

„So lieb' ich sie aber," sagte G.

Noch ward bemerkt, daß einzelne Menschen einzelne Organe constituiren und ausmachen, Gehör, Auge, Verstand, Gedächtniß u. s. w.

G's. Aperçu über die Alchymisten, welche die drei 24.Nov. Ideen: Gott, Tugend und Unsterblichkeit in der Em- 1807. pirie darstellen wollen, durch den Stein der Weisen (als die prima materia) nämlich vis à vis von

Gott, Tugend, Unsterblichkeit
Gold, Gesundheit, ewiges Leben

als die Allmacht, Sana mens, in corpore sano.

G's. Vorschlag (wahrscheinlich scherzhaft) die Weiber in 26.Nov. gewissen Fächern des Finanz- und Kammerwesens zu brau- 1807. chen, wurde von mir verworfen. Ich wußte wohl warum? Uebrigens hat Er nicht Unrecht. Aufs Requiriren verstehen sie sich vortrefflich, wie G. in seiner Campagne von den Soldatenweibern erzählt; und Friedrich II. wußte es auch und provocirte darauf im einjährigen Kriege. S. v. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. I, S. 135.

Ob Christus sein Abendmahl selbst mitgenossen, war 28.Nov. eines Abends bei Knebel die Frage. Ich wußte im Augen- 1807.

blick nicht zu sagen, wie man in der christlichen Kirche sich die Sache vorstelle, da sie allerdings ein scholastisches Aporem zu begründen scheint. Kürzlich las ich, daß auf einem Kelch in Hildesheim zu lesen sey: Rex sedit in Coena, turbâ cinctus duodenâ Se tenet in manibus Se cibat ipse cibus. S. Hildesheimer Liederkranz, S. 25. u. 122.

1. Feb. 1808. Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, sagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen thut und mich hintergeht. (*) Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein Jeder Lust hat."

Er drückte dieß ein andermal auch so aus: „Man hält Niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er sich was gefallen läßt; weil er entweder von seiner Absolutheit soviel nachläßt, daß man auch absolut seyn kann." Und kürzer so: „Ich bin Gott darinn ähnlich, daß er immer geschehen läßt, was er nicht will." Zuletzt in einer Xenie:

„Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt." [II. Bd. 259.]

26. Feb. 1808. Von der Deutlichkeit über andre Menschen, ihre Gesinnungen, was sie thun wollen und können. Alles beruhe darauf, und daraus entstehe die Furchtlosigkeit. Vergl. Bd. XLIX, 43.

(*) Es waren beim Theater Eigenmächtigkeiten vorgefallen, worüber man ihn mit jener Schmeichelei begütigen wollte.

„In der Welt kommt es nicht darauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man in jedem Augenblicke klüger sey als der vor uns steht, und Niemand ist in diesem Falle als der sein Handwerk, seine Kunst aus dem Grunde versteht. Der Vortheil alles Handelns und Wandelns ruht hierauf." Vergl. Bd. XLIX, 43. 44. wo nur die erste Hälfte dieser Bemerkung steht. 26. Febr. 1808.

Mittags lateinische Disputa über G's. paradore Maxime: „alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjecten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten und dergleichen auf ihre Kosten zu errichten." — 10. März 1808.

Ist so parador nicht, indem jetzt die öffentlichen Lehranstalten umgangen werden, nicht durch Winkelschulen, sondern durch eben solche Privatanstalten, häuslichen Unterricht und dergleichen.

— „Es geht den Leuten oder uns mit den Wissenschaften wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen Hund und Pferde, das Jedermann an der Beschreibung erkennt, aber keiner gesehen haben will." 13. Aug. 1808.

„Ein ähnlicher Fall ist, daß die Leute auch von dieser oder jener Sache etwas wollen gehört oder gelesen haben, aber nicht angeben können, was und wo."

Auf Talma's Frage an G., ob der Werther nicht eine wahre Geschichte sey, half sich G. durch ein treffliches Wort heraus; er sagte: „von den interessirten Personen habe sich 15. Oct. 1808.

der eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können, man wüßte sonst Nichts von ihr."

---

5. März 1809. — „Den französischen Edelmann, den ältern oder Ritter, zeichnet für mich am besten der Graf von Foix. Die Deutschen, als Götz, Frunsberg u. s. w. erscheinen mir immer als Bürger und Philister dagegen."

— „Sehr angenehm für mich ist die Sitte der doppelten Namen, die sonst Jemand führte, wovon der eine gerade der gewöhnliche war, als Cartesius für Des Cartes, Parmeggianino für Mazzoli u. s. w. Wir haben die Sitte nur in Ekel-, Spitz- und Schimpfnamen."

---

5. März. 1809. — „Scepticism Kantischer, oder Criticism konnte nur aus den Religionssecten entstehen, aus dem Protestantism, wo Jeder sich Recht gab und dem Andern nicht, ohne zu wissen, daß sie Alle blos subjectiv urtheilten."

---

5. März 1809. „Intentionelle Brezeln," nannte ich einmal beim Nachtisch solche, die geholt werden sollten und noch immer unterwegs blieben. Dieß brachte G'n. darauf, das auch intentionelles Geld zu nennen, das Napoleon den Jenensern für die abgebrannten Häuser angewiesen und doch gar nicht zu Rande und zu Stande kommen wollte.

---

5. März. 1809. — „Beständiger Ernst hat zum Vortheil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manchmal in Verzweiflung und Miß-

muth geräth. — Ein stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Mann. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau." (*)

— „Die Materie habe eben soviel Lust zu verharren als sich zu verändern, und auf diesem Gleichgewicht beruhe die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit Wenigem den Ausschlag zu geben brauche." 23. März 1809.

— „Seine Schrift über die Farbenlehre komme ihm vor wie eine Purganz, die bei den Leuten das Innere rege mache. (Er nannte sie, ich aber nicht, weil sie noch leben.) Mitunter gehe dann auch ein Bandwurm ab." 1. April 1809.

„Die poetische Gerechtigkeit sey eine Absurdität. Das allein Tragische ist das Injustum und Praematurum. Napoleon sehe dieß ein und daß er selbst das Fatum spiele." (Inhalt von G's. Unterredung mit Napoleon.) 11. März 1809.

— „Weiber scheinen keiner Idee fähig. Kommen mir sämmtlich vor wie die Franzosen.(**) Nehmen überhaupt von den Männern mehr als daß sie geben." Vergl. XLIX, 82. 30. Mai 1809.

— „Ueber das Publicum in Bezug aufs Theater, und die Schriftsteller. Daß es hernach urtheilt, wozu es vor- 30. Mai 1809.

(*) Ich sagte dazu: so dankt er Gott, daß Er nicht nöthig hat, lustig zu seyn. Beispiele hatten wir in der Nähe.

(**) Falk hatte umgekehrt die Franzosen die Weiber von Europa genannt.

her doch keinen Rath gegeben hat und geben kann, selbst wenn der Autor sie beiräthig machen wollte, adjuvante Deo."

Sollen, Wollen, Können.

„Diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit Etwas gemacht werde. Häufig findet sich im Leben nur Eins von diesen Dreien, oder nur Zwei, als

Sollen und Wollen, aber nicht können;
Sollen und Können, aber nicht wollen;
Wollen und Können, aber nicht sollen.
D. h. Es will einer was er soll, aber er kann's nicht machen;
Es kann einer was er soll, aber er will's nicht;
Es will und kann einer, aber er weiß nicht, was er soll.

Vergl. Schiller's Briefw. Nr. 243; it. Z. Nro. 483, it. Bd. IV, S. 361. und Bd. XLIX, 40.

---

9. Juni 1809. —„ Ob ich gleich manchmal davon gehe, wie die Katze vom Taubenschlage (*), so mag ich doch wo möglich nicht gern Jemand dadurch compromittirt wissen." rc.

---

23. Juni 1809. „G's. Poesien seyen gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Aus solchen Bälgen machen sich die Leute nun Schuhe, Kleider u. s. w. und tragen sie ab." — So hatte sich eine kleine Schauspielerin, des Schäfers Klage, und Amor als Schütz angeeignet und sang es nun als hätte sie's für sich gemacht. — Er selbst sagte einmal seine Sachen wären nur Bruchstücke aus ehe-

(*) Sein beliebtes und benöthigtes Incognito.

maligen Existenzen, da einmal ein alter abgelegter Hut, ein paar Stiefeln und dergl."

„Kotzebue sey wie einer der auf dem Seile tanzt, es schnelle ihn empor und er betupfe es doch, das sey nicht zu läugnen. Er betupfe doch das Publicum, wenn es ihn auch wieder fahren lasse, und er komme immer wieder darauf zurück. Er habe sich doch auf dem Seil erhalten von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirstange auf die Erde gestoßen. Andre wären doch heruntergefallen. Iffland sey viel zu schwer aufgetreten. G. habe Wernern dazu verhelfen wollen, er sey aber zu ungeschickt gewesen." 28. Juni 1809.

„Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzuthun und zu beweisen denkt, was vorher das Auge schon im vollkommensten Sinn aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel, als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind. Denn wenn das Experiment aufs höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst; z. E. das Auge ist schon achromatisch; die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. — Mit einem Worte, die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimentirer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das was sie sind nur für die respectiven Sinne sind." — „Der Mensch ist der größte und gemeinste physicalische Apparat." [Vergl. Werke Bd. VI, 160; L, S. 34; Zelter Nr. 124, S. 332; it. Nr. 715.] 28. Juni 1809.

„Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. E. in Wallensteins Lager ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur, und zugleich eine repräsentative: denn er stellt die ganze Klasse vor."(*)

„Motiviren bedeutete in dem bisherigen Verstande, von dramatischen Handlungen, das Individualisiren derselben bis ins Unendliche; sodaß, wenn etwas blos allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, — es sogleich hieß: die Handlung wäre nicht motivirt genug; z. E. der Haß zwischen zwei Brüdern. Aber das ganze Verlangen ist lächerlich: denn zuletzt muß doch etwas blos zugegeben werden; weil es irgendwo wirklich ist, und folglich auch möglich seyn kann. — Warum also nicht gleich anfangs?" —

---

24. Juli 1809. „Die sittlichen Symbole in den Naturwissenschaften (z. B. das der „Wahlverwandtschaft" vom großen Bergmann erfunden und gebraucht) sind geistreicher und lassen sich eher mit Poesie, ja mit Societät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, selbst die mathematischen, nur anthropomorphisch sind, nur daß jene dem Gemüth, diese dem Verstande angehören."

„Es ist seltsam (singulier) daß eine so geistreiche Nation wie die Französische, sich mit solchen mathematischen, wie die des Cartesius sind, mit solchen Figuren als seine Wirbel vorstellen, hat befassen mögen, die so unbegreiflich als irgend

---

(*) So hat man sich auch die drei Gewaltigen im Faust [II. Thl. S. 263.] zu denken, und bei Philemon und Baucis jedes gewaltsam durchgesetzte Arrondissement bei noch nicht gegebenem Expropriations-Gesetz.

ein andres der geoffenbarten Religion auch sind. Aber es scheint so, daß wenn man sich des Unbegreiflichen in irgend einem Falle abthut und es nicht anerkennen will, man zur Genugthuung in eine andre unbegreifliche Vorstellungsart verfällt, wie z. B. die Cartesianische und Newtonische sind."

— „Ein Hanrei, eine H. — und ein Wechselbalg machen immer eine heilige Familie." Bei Betrachtung einer Medaille den Vulcan, Venus und Amor vorstellend. 3. Aug. 1809.

— „Daß die Männer zum dienen, die Weiber zu Müttern erzogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe. Dieß sey vom Mittelstand ausgegangen: vom Kaufmann der reich, vom Bürger der sich gebildet — der Adel sey von jeher dienstpflichtig gewesen und der erste Staatsdiener — wie Joseph II. schon gesagt — sey der Fürst ꝛc." 13. Aug. 1809.

— „Was haben die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern soviel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte!" (*) — 24. Aug. 1809.

(*) Vergleiche mit der Wahrheit dieser Bemerkung, das neulich in einer der öffentlichen Kammer-Verhandlungen aufgestellte Prinzip: von Jedem soviel Nachtheiliges sagen zu dürfen als man mit juridischen Beweisen zu rechtfertigen und darzuthun im Stande sey, und merke die Anwendung des Lessingschen Grundsatzes in der Kritik, obgleich er selber gesteht: — „Die Schreibfreiheit zu B. besteht einzig darin, daß man über Gott und göttliche Dinge lästern darf." [S. Breyer's Brief an Joh. von Müller Nr. 4, S. 352.] Desgl. Heyne: — „Den Herren in B.

25. Aug. 1809. — „Man braucht nicht alle Gesetze auszusprechen, weil sie sich von selbst verstehen. Es existirt kein Gesetz daß man nicht die Schloßtreppe verunreinigen soll. Wer es sich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren. Strafen wir nicht auch unsere Kinder, ohne daß ein Gesetz für jeden Fall da ist? und werden wir nicht Alle im Leben durch Schaden klug?"

16. Oct. 1809. — „Junge Gänschen sehen so altklug aus, besonders um die Augen, so vielgelebt, und werden doch mit jedem Tage wie größer so dümmer." (Auf einem Spaziergange gemeinschaftlich bemerkt.)

13. Nov. 1809. Bei Gelegenheit des Theaters und was dabei vorgeht, scheinbar ohne G's. Wissen, sagte er: „daß er mehr davon wisse als Gott selbst, der sich um solchen Quark nicht bekümmere."

23. Nov. 1809. Mittags. Ueber neue Motive zu dem Roman der Wanderjahre. Abends. Neue Geschichte dazu erfunden von dem katholischen Weltgeistlichen der das Wunder der Aehnlichkeit eines Kindes mit einem vermeintlichen Vater, durch andre wunderbare und spaßhafte Erzählungen und Geschichten der Art, bestätigt.(*)

24. Nov. 1809. Mittags: Ueber die Weiber, weibliche Schälke, zur Characteristik derselben. — Merkwürdige Reflexion G's. über

liegt nicht sowohl an Denkfreiheit als daran, daß sie laut den Andersdenkenden Hohn sprechen können." [S. Brief an Forster Nr. CCCXXVII.]

(*) Schade daß ich sie nicht aufgeschrieben, sie kämen jetzt recht zu Passe.

sich: „daß Er das Ideelle unter einer weiblichen Form, oder unter der Form des Weibes concipirt." Wie ein Mann sey, das wisse er gar nicht. Den Mann zu schildern sey ihm nur biographisch mögich. Es müsse etwas Historisches zum Grunde liegen."

„Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen, das Herz liefert den Gehalt, den Stoff." 15. Jan. 1810.

„Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, als Herz, sind Stoff."

„Die ersten Menschen in der Revolution, als Lafayette u. a. waren noch eitel und wollten noch daß die Menge Etwas auf sie halten sollte; Napoleon hat ihnen gezeigt daß gar Nichts daran liege. Und das ist das Ungeheure, welches die Menschen auch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz von jenem existire." 31. März 1810.

„Bei den Anstalten zu einem Feste vergißt man oft den einzuladen, dem zu Ehren es angestellt wird." Daher die Xenie: 26. April 1810.

„Kein tolleres Versehen kann seyn,
Giebst einem ein Fest, und lädst ihn nicht ein!" —

„Da siehst du nun, wie's einem geht,
Weil sich der Beste von selbst versteht."(*) [II. S. 250.]

(*) Ist das Homerische: daß die Edlen ungeladen zum Schmause kommen.

18. Mai 1810. Auf dem Wege von Hof nach Franzenbrunn besprachen wir Heroische-, Reise-, Liebes- Motive und Characteristische, einen gewissen Zustand bezeichnende; sodann in Bezug auf seine noch abzufassende Biographie folgendes. „Es giebt eine Ironische Ansicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie sich über das Leben erhebt; eine Superstitiose Ansicht, wodurch sie sich wieder gegen das Leben zurückzieht.

Auf jene Weise wird dem Verstand und der Vernunft, auf diese der Sinnlichkeit und Phantasie geschmeichelt und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten."

Metamorphose. „Der Grund von allem ist physiologisch. — Es giebt ein physiologisch-Pathologisches, z. B. in allen Uebergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andre tritt. Diese ist wohl zu unterscheiden vom eigentlichen morbosen Zustande. Wirkung des Aeußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphosen das Wesen umbringen."

„Jeder der eine Confession schreibt ist in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morbose, das Sündige bekennt, und niemals seine Tugenden berichten soll." — „Das Uebel macht eine Geschichte, und das Gute keine."

Friedrich's Gemälde in Dresden waren es, welche G'n. zu folgender Reflexion veranlaßten: 18.Sept. 1810.

„Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend." Sie steht jetzt Bd. XLIX, 71.

„Die Claude's sind durch die in Italien reisenden Engländer wieder heraufgebracht und der Sinn dafür auf kurze Zeit geweckt worden."

Bei Tisch Ueberlegung ob man Egmont nicht unabgekürzt geben sollte? Ich habe um die Zeit oder später einen Entwurf gemacht, wie die Scenen folgen sollten und die Herzogin von Parma blieb wie im ersten Original. [XXXII, 75.] 1. Nov. 1810.

Mittags. Ueber die Aufführung und Besetzung des Faust. [XXXII, 75.] Beides wurde nachher von mir und P. A. Wolff noch näher verabredet und das Taschenexemplar danach eingerichtet. 13. Nov. 1810.

„Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist blos ein historisches; z. B. die Wirkung daß ein Mensch getödtet worden auf die Ursache der losgefeuerten Büchse." 20. Jan. 1811.

Abends. Schweizerfamilie. Spielte Demoiselle **** „wie eine die den furor uterinus hat, und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer." (*) 30. März 1811.

(*) Diese hätte sich also vollkommen qualificirt zu einer Darstellerin der Lady Macbeth, wie man sie unlängst constituirte. [Vergl. Bd. XLV, 113; it. XLVI, 113.] S. oben Seite 654.

16 Mai 1811. — „Sinnliche Abstracta der Kunst, z. B. De Grieux et Manon Lescot; Idealische Abstracta z. E. Alarcos ꝛc."

---

24. Mai 1811. — „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren." — „Das Thier ist von kurzer Existenz. Beim Menschen wiederholen sich seine Zustände."

---

26. Mai 1811.

„Ein Hündchen wird gesucht
Das weder murrt noch beißt,
Zerbrochene Gläser frißt
Und Diamanten — —"

---

29. Mai 1811. „Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der *** so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken." Vergl. XLIX, S. 82, wo nur die personae dramatis weggelassen sind.

---

20. Juli 1811. „Das Unzulängliche ist productiv." Ich schrieb meine Iphigenia, aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben." (*)

„Ueber die Productivität ohne Urtheil, Lust zur Erfindung, Mährchen zu ersinnen. Kann auch hypochondrisch seyn. Hängt auch mit dem Character zusammen und fließt auf ihn ein."

(*) und die Philologen hätten Nichts zu critisiren.

„— Die Menschen denken nur ausweichend!" 28.Dec. 1811.

„— Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Laufe der Welt, und so suche ich auch nach außen die Freunde der Wissenschaft, Kunst, die zu Hause bleiben(*) aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Asche, erhalten mögen." 24.Nov. 1813.

G. besitzt noch zwei Zeichnungen von der Pfarrwohnung in Sesenheim, von ihm selbst verfertigt, mit Rothstift. Auf der Rückseite ist noch von Friedrickens Hand seine Adresse. 23.Feb. 1814.

„Die französische Schrift von B. Constant habe ich nur durchblättert: denn haben wir recht auf uns Acht, so machen uns solche Aufsätze hypochondrisch, indem sie uns die große Last die wir moralisch, politisch und ökonomisch seit mehr denn zwanzig Jahren tragen, wieder einzeln vorzuwiegen unternehmen, da man denn nicht begreift, wie jenes ausgehalten worden. Man schilt mit gleichem Rechte auf Anarchie und Tyrannei: wo ist denn aber der wünschenswerthe Mittelzustand? Der vernünftige Mensch sucht ihn in seinem Kreise hervorzubringen, und da gelingt es ihm kaum." 16.März 1814.

Merkwürdige Aeußerung G's. über sich selbst, bei Gelegenheit des Meister. „Daß nur die Jugend die Varietät 4.April 1814.

(*) Nicht in den Befreiungskrieg mitziehen, wie man auch von G. verlangte, daß er hätte thun sollen. S. oben, 1. Band. S. 160 Note.

und Specification, das Alter aber die Genera, ja die Familias habe. An sich und Titian gezeigt, der zuletzt den Sammt nur symbolisch mahlte. Artige Anekdote daß Jemand ein bestelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Specifische darinn vermißte.

G. sey in seiner natürlichen Tochter, in der Pandora, ins Generische gegangen; im Meister sey noch die Varietät. „Das Naturgemäße daran! Die Natur sey streng in Generibus und Familiis, und nur in der Species erlaube sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das sey eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen." —

Dieß ist dasselbe was er anderswo so ausdrückte, daß die höhern Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären. Die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sey despotisch. (*)

---

9. April 1814. Interessantes Gespräch über die Neigungen der Eltern die man in sich verspürt. Wir tauschten unsere Selbsterfahrungen gegeneinander aus.

---

3. Mai 1814. „Hypochondrisch seyn heißt nichts anders als ins Subject versinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht

(*) Eine ähnliche Bemerkung ist Napoleon's [Morgenblatt 1833, Nr. 227, im 74. seiner Briefe an Josephine]: „Je höher man gestellt ist, desto weniger Willen soll man haben, man hängt von den Ereignissen und Umständen ab. — Was ihr (Weiber) wollt, das muß seyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieser Herr ist — die Natur der Dinge!

glauben, daß sie mich für ein Object gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube sie hielten mich für kein Object."

— „Die lieben Deutschen kenn' ich schon: erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie." [Vergl. Z. Nr. 269, S. 335.] 29. Aug. 1816.

— „Die Menschen können Nichts mäßig thun, sie müssen sich immer auf eine Seite legen." 14. März 1817.

— „Gutem Willen eines Jeden will ich gerne nachhelfen, wo ich aber Miswollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen."(*)

— „Diese Italiäner sind seltsame Personen, hohle Enkomiasten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detractoren wenn sie Gelegenheit finden."

— „Rath und That muß freilich jeder bei sich selber suchen." 16. Febr. 1818.

— „Wenn man das Leben zugebracht hat sein Innerliches auszubilden, mit dem Wunsche auch nach außen genießbar und nützlich zu werden; so kann uns Nichts erfreulicher begegnen als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere sich mit unsern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beschäftigen. Denn in- 31. März 1818.

(*) Leidenschaftlichkeit macht zu Mitschuldigen der Lumpe, sagt er anderswo.

dem sie dieses thun, so sprechen sie aus: daß sie nicht nur dasjenige was einer Jugend gemäß ist, sich aus dem Vorliegenden herausnehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geschieht und allenfalls gelten kann; sondern daß sie gerne erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger gestanden und wie solcher, bei entschiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erst dem Genius indulgirt, durchs Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu stranden, sich in irgend eine heilsame Bucht geworfen." [Vergl. oben S. 22. mit Bd. I, S. 291.]

„Hat dieses der junge Freund im Auge, so bereitet er sich selbst die wünschenswertheste Bildung: denn ob wir eine einzelne Thätigkeit, die sich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulysses, eines Robinson Crusoe auffassen, oder etwas Aehnliches an unsern Zeitgenossen im Laufe sittlicher, bürgerlicher, ästhetischer, literarischer Ereignisse wahrnehmen, ist ganz gleich. Alles was geschieht ist Symbol, und indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das Uebrige. In dieser Betrachtung scheint mir die höchste Anmaßung und die höchste Bescheidenheit zu liegen. Diese Forderung haben wir mit dem Besten und dem Geringsten gemein. Und so will ich gern bekennen, daß ich von Personen, denen es gefiel freundlich über mich zu reflectiren, Manches gelernt und sie deßhalb verehrt und bewundert habe. So hat mich Delbrück aufmerksam gemacht, daß meine kleinen wenigen Gedichte an Lida die zartesten unter allen seyen. Das hatte ich nie gedacht, noch vielweniger gewußt und es ist wahr!" Aehnliches äußert der verkannte, überall schnöde, ja schmählich Behandelte an die wenigen Wohlwol-

lenden, die sich seiner zu ihrer Ehre annahmen, mit derjenigen Beruhigung die man fühlt, daß man doch Recht gehabt habe, wo Andre uns des Unrechts zeihen wollten.

— „Leider verdirbt man in jüngeren Jahren, wo die Kräfte noch beisammen sind, allzuviele Zeit in leidenschaftlichen Irrungen und unzulänglichem Bestreben; indessen soll man aus dem Fluß Lethe noch herauszufischen suchen was möglich ist." 14. Dec. 1822.

„Andrang zum Staatsdienst, als Nahrungsstand, im Gegensatz zu den selbstständigen Verhältnissen des alten eigenen Hausstandes."(*)

— „Im Verschicken bin ich immer etwas scheu und wünschte daß dergleichen den werthen Freunden zur besten Stunde zufällig in die Hände käme. Tausend Lebensmomente sind in einem solchen Hefte (wie das Morphologische) fixirt; wie sollen sie sich gerade loslösen und dem Leser glücklich begegnen der die Blätter aufschlägt? Auch hab' ich gefunden daß sie erst Jahre hinterdrein empfunden und genossen werden: wie mir es ja auch geht mit sovielem Guten was geheftet und gebunden sich vor meinen Augen aufgelagert hat." 29. Oct. 1823.

Zelter klagt in einem Briefe an Goethe, daß sich sein (Stief-) Sohn zu früh von ihm ablöse. Da fiel mir ein, 4. Aug. 1826.

(*) Das Thema ist merkwürdig in unsrer Zeit! Es hat Niemand mehr Besitz, und so eilt er zum Staatsdienst, um nur leben zu können.

daß sich die Welt wohl auch zu früh von Gott abgelöst habe. Goethe lachte und fuhr fort: das wäre das Losreißen „der Abfall von Gott" den unsre Philosophen und Theologen neuerdings wieder abhandelten, und so badinirten wir Einiges.

22.Nov. 1828. — „Es sey ein göttlicher Kunstgriff der Bourbons, den Napòleon insofern anzuerkennen, daß sie zu verstehen geben: er habe in Auftrag von Ihnen gearbeitet. Er erscheint wie ein Administrator, der am Ende so gut gewirthschaftet hat, daß sie wieder in ihren Besitz eintreten können und Alles so vorfinden als wäre Nichts gewesen. Daher theilen sie jetzt noch Orden der Ehrenlegion aus, in Sachen die unter ihm vorgekommen." —

18.Aug. 1828. „Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Thales. Der Ausdruck des Dichters: Heilige Frühe, ward empfunden."

18.Aug. 1828. — „Also sitz ich hier auf dieser Felsenburg (Dornburg) von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend [vergl. Bd. XLVII, 66, 68]; den Tag über in gränzenloser fast lächerlicher Thätigkeit. Es sähe prahlerisch aus herzurechnen wieviel Alphabete ich gelesen, und wieviel Buch Papier ich verdictirt habe. Ich hoffe von allem diesen daß auch Dir (*) Manches zu Gute komme."

„Indessen hier ein Heft K. u. A. wogegen Du mir eine Freundlichkeit erweisen würdest, wenn Du die Punkte be-

---

(*) Knebel.

zeichnetest, die Dich besonders angeregt haben. Bei dem vielfachen in Tag und Luft Hineingeschriebenen, ist es belohnend zu erfahren, daß Eins und das Andre von einem guten Geiste widerklingt."

„Der Aberglaube ist den Dichtern zuträglich," sagte 20. April 1829.
Goethe. Ich bemerkte: Wie die wilde unbebaute Natur erst dem Landschaftler die schicklichen Gegenstände für seine Kunst darbietet, nicht die bebauten Aecker, die ebenen Wiesen, die geraden Straßen, die regelmäßigen Gebäude. Die pathologischen Zustände nutzt der Dichter. Der Irrthum ist mannigfaltig, ist farbig; die Wahrheit einfach und weiß.

„Von 1000 Gelehrten seyen 999, denen eine Sache 1. Juli 1830.
Nichts angehe, wovon der Eine fait mache und sie durchsehe. Diese ließen das gut seyn, weil ihnen Nichts daran liege: wie auf dem Bazar kein Kaufmann Etwas dagegen habe, daß der Andre seine Perlen los werde, wenn Er nur seine Shawle verschleißen könne." —

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern auch Interesse obwalte, die Sache des Andern zu fördern, damit unsre nur auch abgehe. Denn obgleich die Wissenschaften durch ein allgemeines Vinculum umschlungen zu seyn gerühmt würden, so nähme eine jede doch nur von der andern gewisse Lemmata (Heische-Sätze), berufe sich im Uebrigen auf die respektive Wissenschaft, unbekümmert wie es damit stehe. —

G. kam, durch obige Bemerkung, darauf zu sagen (wir sahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquet-

schen, habe es bis dahin keinen Wasserabfall gegeben;" und ich bemerkte die Erde sey, wie das Dotter vom Eiweiß, so rings mit Wasser umrundet gewesen, daß sie darin geschwommen. Durch die Blähungen des Erdkörpers sey nun erst ein Ablauf und eine Sammlung in Zellen entstanden.

9.Nov. 1830. „Wenn man die Früchte besserer Klimate genießt, so wird man augenblicklich hinüber versetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß."

Dieß brachte mich auf die entsprechende Gegenbemerkung: „In der Literatur der Völker ist uns der geistige, ästhetische Genuß ihrer klimatischen, statistischen und socialen Comforts zubereitet. Zu den Spaniern kann nicht Jeder reisen, aber ihren Himmel, ihre Landschaften, Blumen, Früchte, Lebensart und Sitten genieße ich in ihren Schriften, aus denen mir dieß alles entgegenkommt." —

2.Juli 1831. — „Wie in Stein ausgehauen und angestrichen kommt sie mir vor die wirkliche Welt, gegen die Idee oder das Ideal, das sich Phantasie und Einbildungskraft von ihr macht. Es hat etwas schreckhaft Ueberraschendes, wenn man die Gegenstände so körperlich und massiv vor sich sieht, die in der Idee zwar Form und Gestalt, aber nichts Massives und Impenetrables zeigen." —

Diese Bemerkung theilte ich G'n. eines Abends mit, und er gab mir darin völlig recht, vermehrte und bestätigte noch mein Aperçu durch seine eigne Erfahrung und Bewußtseyn. Wir kamen darauf noch auf die Idealisten und tausch-

ten unsre Bemerkungen gegenseitig aus. Leider versäumte ich diese Belege hernach zu Hause zu notiren.

Ein hübsches astronomisches Motiv ging mir heute bei 6. Juli aus einer Notiz über die Umlaufszeit der Planeten, daß man 1831. sie in einem Geburtstaggedicht auf Jemand als eine Rede-Figur brauchen könnte, wie man sonst nach Lenzen, Sommern u. dergl. rechnet, also z. B. auf Goethe, zu sagen: daß Saturn schon zweimal seinen Umlauf um ihn gemacht, und jetzt im dritten begriffen sey; Uranus aber bald Einmal; daß G. also zwei Saturnsjahre und ein Uranusjahr erlebt habe, oder sieben Jupitersjahre, also eine Jahrwoche von Jupiter. — Ich theilte ihm, wie ich gewohnt war und durfte, Ernstes und Scherzhaftes vor ihm auszusprechen, auch dieses mit, es unmittelbar explicirend, und er freute sich des Einfalls. —

Schlußwort.

Hätte ich jedoch ahnden können, daß mit dieser unschuldigen Berechnung die Summe seiner Lebenstage abschließend angedeutet werden möchte, ich würde sie, als ein vorlautes Omen, verschwiegen haben: denn leider sollte der nächste 28. Aug. Geburtstag der letzte seyn und kein folgender Ihn und uns 1831. beglücken.

Wer aber hätte dies fürchten können, da noch jugendliche Lebenskraft und Thätigkeit ihn erfüllte, und er nur daran, daß er immerfort lerne, merkte daß er alt werde [3. Nr. 818.]. Er besaß Geist, Muth und Kraft genug

seinen Faust zum Abschluß zu bringen [Z. Nr. 791.]. Auch war ihm neubelebende Freude und Glück bereitet, die in der Nähe und Ferne seiner warteten. Er sah noch seinen Freund Zelter, der auf einige Tage nach Weimar gekommen war und konnte ihm sein Neustes mittheilen [Z. Nr. 802a]. Er besuchte noch einmal sein geliebtes Ilmenau und recognoscirte die bekannte Inschrift im Bretterhäuschen vom 7. September 1783, die ihm ungeahnete Ruhe verhieß [Z. Nr. 813.]. Das Ausland wetteiferte in dem Ausdruck der Anerkennung und Verehrung die es ihm bezeigte. Eine Anzahl englischer und schottischer Freunde sendeten ihm ein so kostbares als bedeutungsvolles Siegel [Z. Nr. 807.]; ein erster Bildkünstler Frankreichs, David, die von ihm verfertigte Colossalbüste in Marmor [Z. Nr. 805.], welche zu seinem Geburtstage feierlichst im Saale der Großherzoglichen Bibliothek aufgestellt ward. (*) Noch anderes Erfreuliche mehr war ihm vom Schicksal zugedacht. Er vermochte den Herbst des Jahres auf die angenehmste ihn wieder verjüngende Beschäftigung zu verwenden, an die Schilderung seiner Liebe zu Lili, und sie insoweit zu vollenden, daß ihm nur noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter — Aristeia wie er es gegen mich nannte — übrig blieb.

Auch das folgende Jahr begann unter günstigen Auspicien. Er genoß noch ferner das auszeichnende Glück, ein erhabnes Fürstenpaar, welches nach unlängst erfolgtem Regierungsantritt, dem, um den Ruhm Ihres Hauses mannigfach verdienten Dichtergreise mit früh gewohnter Hochschä-

---

(*) Nähere Beschreibung und Beurtheilung siehe in Alterthum und Kunst, Bd. VI, Heft 3, S. 482 ff.

tzung und fortdauernder Anerkennung zugethan blieb, noch wie sonst an bestimmten Tagen in seiner Wohnung persönlich zu verehren und mit den mannigfachen Gegenständen seiner kunstreichen und wissenschaftlichen Sammlungen zu unterhalten. Die Frau Großherzogin erweckte jedesmal nach einem solchen Besuch seine enthusiastische Bewunderung Ihrer vortrefflichen fürstlichen wie socialen Tugenden, wie discret er auch war sich nur im Allgemeinen darüber gegen Vertraute zu äußern. Der Großherzog außerdem, jene von früher Jugend her bewährte Anhänglichkeit und Liebe in immer neuen Beweisen fortsetzend und bethätigend, besuchte ihn manchen Abend ganz allein in seiner einsamen Zelle, wobei wohl auch mir, wenn ich eben zugegen war, die Ehre zu Theil wurde verbleiben und die Unterhaltung mitanhören zu dürfen. Nach seiner Entfernung hatten wir nur die Bewunderung seiner mannigfaltigen Geistesanlagen sowohl als seiner ausgebildeten Gemüthseigenschaften in wechselseitigem Austausch unserer Erfahrungen zu theilen.

Zu diesen psychologischen Betrachtungen gesellten sich auch noch Kunstanschauungen, indem ein kürzlich entdecktes antikes Mosaik, in Pompeji aufgefunden und in verkleinerter Nachzeichnung durch Herrn Zahn an Goethe gesendet [Z. Nr. 853.], die Schlacht Alexanders gegen Darius vorstellend, zuerst unser Erstaunen, dann immer tiefer eindringendes Nachdenken aufrief und je länger je mehr beschäftigte. G. verfaßte noch einen langen Brief an den jungen Künstler, der sich schon einige Jahre her durch ähnliche Zusendungen oder persönliche Mittheilungen um G. verdient gemacht [Z. Nr. 780; 853.], und dessen thätige Dankbarkeit erworben hatte [Z. Nr. 562; 564; 573.], da er eben im 13. März 1832.

Begriff stand eine weitere Reise nach Griechenland und Aegypten anzutreten.

Zu einer so glücklichen Constellation des neuen Jahres
mußte doch ein Unstern sich gesellen. Die rauhe Witterung
15. März des sich verspätenden Frühlings hatte G'n. eine Erkältung
1832. zugezogen, welche diesmal nicht so leicht wie früher mochte
gehoben werden. Es war schon weit in den März hinein
und noch zögerte der allbelebende Frühling. Die Schnee-
glöckchen und Crocus, die ihn sonst anmeldeten und aus G's.
Hausgarten nach seinem Fenster heraufschauend ihm beson-
dere Freude gewährten, wollten diesmal nicht aus ihrer Erd-
hülle heraus, als wüßten sie was ihnen bevorstehe. So war
22. März denn nach kurzem Krankenlager der verhängnißvolle Tag
1825. herangekommen, der vor sieben Jahren den geliebten Schau-
platz von G's. poetischer und artistischer Thätigkeit durch
einen nächtlichen bis an den Morgen dauernden Brand ver-
schwinden ließ, und diesmal ihn selbst von der Erde abzuru-
fen bestimmt schien. Was aber Wenigen begegnen möchte,
den Tag ihres Scheidens, dem Datum nach, zu erfahren,
das sollte dem bis zum letzten Augenblicke besonnenen, sich
selbst bewußten Geiste kein Geheimniß bleiben. Er erkun-
digte sich nach dem wievielsten des Monats, mit vernehm-
22. März licher Stimme, man sagte ihm: es sey der 22. März und
1832. nach Verlauf von etwa einer Stunde, im Halbschlummer
zugebracht, hatte er aufgehört — **sterblich** zu seyn:
mortalis esse desiit.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Torquato Tasso's Leben

mit Proben aus den Gedichten: **Rinaldo** und **Aminta** und dem Dialog: **der Familien-Vater.**

Von

Karl Streckfuſs.

gr. 8. geh. 1 Thlr.

Wallfahrt nach Sesenheim.

Von

A. F. Näke,

weiland Professor in Bonn.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

8. geh. ¾ Thlr.

Shakspeare und seine Freunde

oder

das goldene Zeitalter des lustigen Englands.

Nach dem Engl. Von **W. Alexis.**

3 Thle. gr. 8. geh. 4½ Thlr.

Kallenfels,

von

A. v. Sternberg.

Roman in 2 Bänden. In sauberem Umschlag Preis 3½ Thlr., roh 3⅓ Thlr.

Der diesem neusten Roman des beliebten Verfassers zum Grunde liegende Gedanke ist, wie er am Schlusse desselben ausgesprochen wird: „Das Hinweisen auf das dunkle Gespenst, das mitten durch unsere glänzende Civilisation schreitet und das kein Zauberspruch bannen kann." — Es wird, um das volle Interesse des Publicums auf das Werk zu lenken, genügen, wenn wir hinzufügen, daß jener Gedanke sich entwickelt an der spannendsten Handlung, an den plastisch gezeichnetsten Charakteren, in der glänzendsten Darstellung. Das „sociale Leben und dessen Krisis" in allen Sphären der Gesellschaft wird uns dargelegt; die Aristokratie der Geburt und des Geldes, der moderne literarische Weltschmerz und die Gourmandie der Tafel, wie das jammervollste Elend und das reichste und tiefste Gemüthsleben finden auf gleiche Weise ihre Repräsentanten. Die Scene ist vorzugsweise Hannover, Wien und Paris.



